Heft 12 Dezember 1988 6,- DM C 4143 E

Konkret

Politik & Kultur

- Moskauer Miss-Stände: Streit, Polemik, Briefe
- Frauen gegen Gen-Technologie
- Hitlers Ärzte leben
- Morde in Stammheim?
- Deutscher Mann im Puff
- Henscheid, Kuby, Fuchs, Bernstein, Geissler, Diederichsen

in konkret Dezember 1988

Von Konkret

An Konkret

Jenninger und/oder/statt Weizsäcker von Hermann L. Gremliza

Herr Jemminger von Günter Amendt

»Verlassen Sie das Podium!«
Deutscher Bundestag, wenige Stunden nach der »Juden-Gedenkrede« (»Bild«) seines Präsidenten Philipp Jenninger: Jutta Oesterle-Schwerin, geboren 1941 in Jerusalem, Abgeordnete der grünen Fraktion, erhält das Wort zur Abgabe einer persönlichen Erklärung. Was dann geschah, war wie ein Lackmus-Test an sauren Konservativen und ausgelaugten Sozialdemokraten. KONKRET dokumentiert das Protokoll:

Ästhetik des Kampfs von Oliver Tolmein
Einen Dialog über den Widerstand kann nur initiieren, wer auch was zu sagen und nicht nur Versöhnung zu predigen hat. Christian Geissler hat mit »Kamalatta« einen wichtigen, noch viel zu wenig bemerkten Vorstoß in die richtige Richtung unternommen

Monopoly der Gewalt von Manfred Mahr
»Staatsgewalt« und »Widerstand gegen die Staatsgewalt« heißen zwei neue Bücher, die eine »Chronologie der politischen Unterdrückung« in der BRD und »Ratschläge zur Gegenwehr« enthalten. Der Sprecher der »Bundesarbeitsgemeinschaft Kritischer Polizisten und Polizistinnen« stellt sie hier vor

Die normalen Wege zum KZ von Otto Köhler
Brecht und/oder Strauß, der anachronistische Zug und/ oder Freiheit und Democracy: Während die politischen Hinterbliebenen weitermarschieren, bis die »Banditen«, die »nur auf dem Misthaufen eines perversen Selbstgeißelungs-Denkens« gedeihen, vertrieben sind, spricht im Kino der Tote: »Wir sind keine Anachronisten«

Buch des Monats: Medical Killing von Ellis E. Huber
Robert Jay Lifton: Ärzte im Dritten Reich. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1988, 704 Seiten, 48 Mark

»Junk Liberty« von Theresia Degener
Auf dem zweiten bundesweiten Kongreß »Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologie« in Frankfurt wurde deutlich, wie sehr sich der Widerstand der Frauen verbreitert und radikalisiert hat. Die Kritik am liberalen Selbstbestimmungs-Modell der bürgerlichen Frauenbewegung ist fast schon Konsens

Krüppelbonus? von Franz Christoph
Anfang Dezember nominieren die Grünen ihre Kandidaten für die Wahl zum EG-Parlament. Einer der Bewerber ist der KONKRET-Autor Franz Christoph. Warum?

Alle mit Stern von Katja Leyrer
Zu Besuch im Daimler-Kreißsaal: Geile Roboter und katholische Tauchlackierung

Das Märchen vom Volk, das so lange andere für sich sprechen ließ, bis ihm die Spucke wegblieb von Michael Scharang

Konkret-StreitgesprächVom Ende des Klassenkampfs - Wohin treibt die Sowjetunion? von Michael Stamm; Hermann L. Gremliza; Gero von Randow; Ellen Weber

Auf Einladung der »Marxistischen Abendschule« (MASCH) diskutierten in der Hamburger Universität (v. l.): Michael Stamm (GAL), Hermann L. Gremliza, der Journalist Gero von Randow (Gesprächsleitung) und die stellvertretende Bundesvorsitzende der DKP, Ellen Weber

Vorform der Prostitution von Günter Amendt

Glasnost bringt vieles hervor, muß vieles hervorbringen, Widersprüchliches zumeist, aber auch einfach Widerliches. Wenn freilich die sowjetischen Offiziellen gerade dies für ihre Propaganda einsetzen, muß ihnen auch mal mit der Zaunlatte Einhalt geboten werden - wie in diesem Offenen Brief an die Redaktion der Zeitschrift »Sowjetunion heute«

Genosse Millionär von Wolfgang Müller

Die Erben Maos haben den großen Sprung, zu dem Michael Gorbatschow gerade ansetzt, schon hinter sich: Privatisierung, Preisreform, Markt und Anschluß an die Weltwirtschaft. Von Sozialismus ist nur noch am Rande die Rede – bei Demonstrationen verarmter Rentner, die sich Mao-Plaketten anstecken

Kritik der Kritik von Helmut Dahmer; Georg Fülberth

In KONKRET 11/88 hatte Georg Fülberth die ersten Bände der neuen Trotzki-Ausgabe vorgestellt. Deren Herausgeber, der Soziologe Helmut Dahmer, widerspricht:

Kritik der Kritik von Walter Süß

In seinem Beitrag über Nikolai Bucharin in KONKRET 11/88 hatte Gerald Munier aus einer Arbeit von Walter Süß über »Bucharin – Gesellschaftliches Gleichgewicht und proletarische Revolution« zitiert und Süß vorgeworfen, er präsentierte je noch politischer Opportunität unterschiedlichste Bucharin-Bilder. Süß antwortet Munier:

Der Biß in die Gemeinschaftswurst von Uwe Klußmann

Bevor es demnächst wieder richtig losgeht – ein Blick zurück: auf die Reiseberichte deutscher Schriftsteller, die in den ersten Jahren nach der Revolution die Sowjetunion besuchten. Nur wenige entdeckten mehr als (unfreiwillig) sich selbst

Geschäftsbericht I von Christoph Busch

Gesprächsprotokolle aus einem Puff, die als Wichsvorlage so wenig taugen wie als Stimulanz für Sozialarbeit. Kalt referierte und notariell festgehaltene Dokumente zu einer Kulturgeschichte der Freiheit des Marktes, Abteilung Bundesrepublik Deutschland, Kapitel 1980ff

Ich bremse auch für Tiere von Georg Heinzen

Am Düsseldorfer Schauspielbaus wird das Stück »Die Minderleister« von Peter Turrini gezeigt. An diesem Show-Platz, in der Nachbarschaft von Rheinhausen, stellen sich einige Fragen, darunter auch die: ob es ausreicht, daß aus Kummer schöner Gesang wird

Von A bis Bla von Michael Töteberg

Kampf der Giganten: Bertelsmann und Kindler produzieren je ein Literaturlexikon, das eine für knapp 3.000 Mark, das andere mit knapp 8.000 Seiten. Jetzt braucht nicht mehr gelesen, es kann nachgeschlagen werden. Information ist alles. Ist das nichts?

Die Rache des Papiers von Eberhard Hübner

»Kontrolliert«, das neue Buch von Rainald Goetz, hat den Rezensenten F.C. Delius ganz schön geärgert. Könnte es sein, daß es trotzdem kein gutes Buch ist?

Jessas noch einmal! von Erich Kuby

Aufregung um den Christus-Film von Martin Scorsese: Der Herr aus Krakau ist besorgt, daß die Leute lieber die Story von einem jüdischen Albert Schweitzer hören als den Unfug mit der Jungfrauengeburt. Denn dann brauchten sie keine Kirche

Mach dir was daraus von Dietrich Kuhlbrodt

Karl und Angela Pawek, vor Jahren mit dem Versuch gescheitert, eine intelligente Programmzeitschrift zu verlegen, haben eine Serie von »Revideos« produziert, auf denen je ein Jahrgang deutscher Geschichte (zwischen 1942 und 1952) in Bildern, Schlagern, zahlen, auch Witzen festgehalten ist. Geschichte und Geschichten, wie man sie nicht kennt

Warum schwelgt der Mensch so viel? von Gerd Fuchs

Vor zwanzig Jahren hat Alexander Askoldov den Film »Die Kommissarin« gedreht, erst jetzt wird er gezeigt. Erf ragt: Für wen wird die Revolution gemacht?

»Gruppe 47« - Retrospektive von F. W. Bernstein

Oberflächliche Impressionen

Musikplaudertasche von Eckhard Henscheid; Jens Thierfelder

Platte des Monats: Utopie und Verblödung von Diedrich Diederichsen

Sonic Youth: Daydream Nation, Doppelalbum (Blast first / EFA)

Piwitts kleines Feuilleton von Hermann Peter Piwitt

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 12/88, S. 4

Von Konkret

Politik des Streits: Was in der Diskussion um die Verleihung des Karl Kraus-Preises an Günter Wallraff bloß angekündigt wurde, wird nun wahr: Der Abschied von der »solidarischen Kritik«, von Vorsicht und Rücksichten, vom Zwang und Hang zu linker Harmonie. In diesem Heft streiten Ellen Weber (DKP), Michael Stamm (GAL) und Hermann L. Gremliza über Gorbatschow und das Ende des Klassenkampfs; Helmut Dahmer kritisiert Georg Fülberths Trotzki-Besprechung, Fülberth kritisiert die Kritik; Walter Süß antwortet auf Gerald Muniers Bucharin-Beitrag (KONKRET 11/88). Auch die Diskussion über den Fall Jenninger wird nicht auf Linie gebracht: Neben Gremlizas Kolumne, die Jenningers Rede gegen ihre Kritiker verteidigt, erscheint ein Kommentar von Günter Amendt, der sich solche »linken Zynismen« verbittet. Wer's gern harmonischer hätte, wird in Zukunft statt zu KONKRET zum Gesangbuch greifen müssen.

Bauernfängerei: Zu den wenigen Möglichkeiten der Werbung für KONKRET, die wir nutzen, gehören das Titelbild und die dort aufgeführten Themen und Autoren-Namen. Weil es nun meinem Vater recht geschieht, wenn ich an den Händen friere – warum kauft er mir keine Handschuh! – muß dieses Titelblatt etwa fünf Tage vor dem Redaktionsschluß des Innenteils bei der Druckerei abgeliefert werden. Das hatte diesmal Folgen; zwei Beiträge, die auf dem Titel angekündigt erscheinen, sind nicht oder nicht wie vorgesehen im Heft zu finden: Der Autor von »Mord in Stammheim?«, einer Auseinandersetzung mit dem Buch »Selbstmord oder Mord?« von Karl-Heinz Weidenhammer, wurde nicht rechtzeitig fertig. Was unter dem Stichwort »Geissler« annonciert ist, sollte ein ausführliches Gespräch mit Christian Geissler über seinen Roman Kamalatta sein; das Gespräch wurde geführt, ausgeschrieben und redigiert (fünf KONKRET-Seiten wären's geworden), aber der Abdruck wurde von Geissler dann doch nicht genehmigt. Leser, die dieses Heft nur wegen einer der beiden Ankündigungen gekauft haben und sich nun irregeführt fühlen, erhalten gegen Einsendung des Hefts den Kaufpreis zurück.

»Blickpunkt«, das »Insassen-Journal der JVA Fuhlsbüttel«, wollte den Beitrag der RAF-Gefangenen über »Boocks Lügen« (KONKRET 10/88) nachdrucken. KONKRET stimmte zu, nicht aber die Zensorin aus der Anstaltsleitung: »In der nun vorliegenden Ausgabe sind Artikel nicht zum Abdruck gekommen, weil ich es verhindert habe. Weil ich es nach meiner Auffassung von verantwortlichem Miteinander-Umgehen nicht zulassen kann, daß Gefangene, die die Macht, eine Zeitung zu gestalten, mißbrauchen, indem sie einen einzelnen Mitgefangenen in demagogischer Weise versuchen, fertig zu machen.« Wir sind nicht nachtragend: Zu Weihnachten bekommt sie ein Grundgesetz. Und einen Duden.

Der »Wall Street Börsenbrief« von Merrill Lynch, Pierce, Fenner & Smith Inc. meldet »eine Reihe äußerst positiver Faktoren, die alle dazu beitragen dürften, daß die Weltwirtschaft nicht in eine Rezession zurückfällt«, darunter: »Der 'kalte Krieg', den der Westen 'gewonnen' hat, ist nun definitiv zu Ende.« Und: »Der Versuch der Sowjetunion und ihrer Satellitenstaaten, dem 'kapitalistischen Club der Nationen' beizutreten, um den Lebensstandard der Bevölkerung zu heben, dürfte das weltweite Wirtschaftswachstum anheben.« Das ist ein kleiner Nachtrag zum KONKRET-Streitgespräch in diesem Heft. In KONKRET 1/89 erscheint zum selben Thema ein Diskussionsbeitrag von Rainer Trampert.

Nachricht aus einer vergessenen Zeit: Der Hamburger Notar Matthias Biermann-Ratjen teilt dieser Tage mit, daß beim Handelsregister des Amtsgerichts Hamburg die Auflösung der Gesellschaft Konkret-Verlag GmbH & Co KG und das Erlöschen der Firma angemeldet worden seien. Sollten wir pleite gegangen sein, ohne es zu merken? Nein, es ist bloß der Konkurs des alten Röhlschen Verlags vom November 1973 jetzt zum Abschluß gekommen.

Richtigstellung einer Richtigstellung: Erst hatten wir behauptet, daß gegen Reiner Hübner in dem am 2.11.1987 eingeleiteten Ermittlungsverfahren wegen der Vorfälle an der Startbahn West wegen Mordes ermittelt werde. Das hatten wir (falsch) richtiggestellt: Das Ermittlungsverfahren sei am 2.11.1987 eingestellt worden. Richtig wäre gewesen: Das Ermittlungsverfahren wurde zwar am 2.11.1987 eingeleitet, jedoch erst am 19.5.1988 eingestellt.

Kultur des Streits: Zur Vermeidung einer gerichtlichen Klärung bezahlt die »Pflasterstrand GmbH« für ihre jüngste Fälschung (KONKRET 11/88) an den KONKRET-Herausgeber 2.500 Mark. Die Summe wird, wie angekündigt, auf das Konto »Waffen für El Salvador« überwiesen.

Konkret 12/88, S. 6

An Konkret

Schlange vorm Knast«

KONKRET 11/88: »Gnade, Gnade!« Hermann L. Gremliza zur Amnestie-Debatte

Zugegeben: Für seine Gedichte hätte Boock mehr als nur drei mal Lebenslänglich verdient, und umgekehrt kann kein Verbrechen so scheußlich sein, daß man den Täter mit Walser und Sölle strafen müßte.

Kein Zweifel: Eine Glanznummer ist die Amnestie-Kiste nicht.

Da gibt es auf der einen Seite die Promis. Ein Promi ist jemand, der seinen Namen ziemlich oft in der Zeitung liest, ohne daß er deshalb auch seinen Finger am Drücker hätte: Lummer, der über Kontakte zur NPD gestolperte Ex-Innensenator; Albertz, der Ex-Bürgermeister, der als Pensionär zum Moralisten wurde; Weizsäcker, der aus verfassungsrechtlichen Gründen redenschwingend gegen moralisierende Kultur-Palaver konkurriert; und schließlich das Kultur-Palaver selber: Ein Haufen Leute, die das schwere Schicksal eint, daß sie dauernd im Gespräch sind und dennoch nicht viel zu melden haben. Ein Haufen Leute also, die dringend der Versicherung bedürfen, sie wären der, für den sie sich so gern halten würden.

Und da gibt es auf der anderen Seite diesen ewigen jungen Mann im Knast. Er hat Andreas Baader und Ulrike Meinhof noch persönlich gekannt, er korrespondierte mit Böll, Peter Schneider, Albertz und Grass. Erfüllt von dem Drang, in eine enge Verbindung mit den ganz Großen dieser Welt zu treten, liefert er den von ihm Angehimmelten die Illusion, daß sie selber diese ganz hohen Tiere wären.

Es dauerte dann noch ziemlich lang, bis bei den Grünen und den anderen endlich der Groschen fiel, fast hatte ich die Hoffnung schon aufgegeben: Hier ist ein Verein auf Gegenseitigkeit zu gründen. Geknickt durch die Verrisse richtet sich Walser an seinem Engagement für die Knasties auf, der Bundespräsident muß nicht bis 50 Jahre 45 warten, damit sein Name durch die Presse geht, und bevor die von der ewigen Waldsterberei angeödeten Grünen sich im Kampf um den letzten Groschen wechselseitig niedermachen, entdecken sie eine neue Gemeinsamkeit.

Und nun, da die Rechnung endlich aufzugehen scheint, argumentieren Sie wie ein 17jähriger, der gerade zum ersten Mal Schillers »Räuber« las. Zehn Jahre lang gaben die Knasties kostenlos den Freunden des bewaffneten Kampfes draußen die Illusion, sie seien allesamt große Kämpfer. Höchste Zeit, mal die Lieferbedingungen zu ändern: Die Knasties liefern dem Kultur-Palaver die Illusion von Macht und Güte, und gezahlt wird dafür mit vorzeitiger Haftentlassung. Statt die moralische Lauterkeit des Geschäfts anzuzweifeln, wie Sie das tun, muß man auf die Einhaltung der Verträge achten. Soll Weizsäcker sich für einen großen Menschheitsbeglücker halten, wenn er dafür nur auch zahlt. Soll Cohn-Bendit den ersehnten Termin bei Weizsäcker erhalten, immer vorausgesetzt, es kommen tatsächlich Gefangene frei.

Nur nebenbei: Hat man sich die Revolution neuerdings als Strafvollzugsreform vorzustellen? Sie fordern Haftbedingungen, »welche die physische, psychische und geistige Integrität der Gefangenen« nicht zerstören und »ein Leben im lebenslänglichen Knast ermöglichen«? Also die Haft selber zerstört das Integritäten-Sammelsurium nicht, sondern es sind nur die besonderen Bedingungen der Haft? Der einzige Zwang, welchem der Gefangene ausgesetzt ist, soll darin bestehen, daß er daran gehindert wird, »Straftaten zu begehen, also Banker zu erschießen oder Wirtschaftsführer zu entführen«? Also arbeiten muß man in dem Laden nicht? Und wenn es nun zu meiner kulturellen oder kulinarischen oder irgendeiner anderen Integrität gehört, daß ich den Tag lieber am Strand als im Büro verbringe, wird darauf im Knast Rücksicht genommen? Aber wenn es nun mal zu meiner politischen Integrität gehört, daß ich gern Banker kaltmache, wird diese Integrität nicht durch das entsprechende Verbot beschädigt?

Der Knast, von dem Sie träumen, wird einer sein, vor dem die Leute Schlange stehen. Auch meine diversen Integritäten beispielsweise sind momentan durch täglich 8 Stunden Büro auf das Allerschwerste gefährdet. Sie reservieren mir doch ein Plätzchen?

Wolfgang Pohrt Stuttgart

Mißhandlung

KONKRET 11/88: »Rhein/Main-Area« Hermann L. Gremliza über die Kultur des Streits

Hören Sie auf. Die kriegen Sie dran. Wegen fortgesetzter Mißhandlung Wehrloser nämlich.

Paul Erath, München

In Ihrem Artikel in der letzten KONKRET schreiben Sie: »...Den Hauptgewinn, die unvergleichlichen Erlebnisse mit der knietiefen topographischen Erscheinung in der Rhein-Main-Area, gebe ich an die Leser weiter...« Auf solche 'Hauptgewinne' kann ich leicht verzichten und reiche Ihnen diesen in Form meiner Abo-Kündigung zurück.

Johannes Gerdes, Grabau

Abfall der Anhänger

KONKRET 10/88 LeserInnen-Umfrage

»Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anhänger nicht durch einen Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung des Leser darf nicht die Überraschung des Autors sein. Kann er sie seiner Lebensansicht nicht gewinnen, dann mag er hierbei materiell an ihrer Empörung, als geistig an seiner Ergebung zugrunde gehen.« (Karl Kraus)

Bernd Sauerwein, Kassel

Was ich von KONKRET erwarte:

Hintergrundberichte; Infos, die in der sonstigen Presse untergehen; durchdachte Artikel. Qualität ist auch 6 DM wert.

Worauf ich verzichten kann:

Eure Musik-Artikel finde ich ziemlich gräßlich, klassische Musik konnte ich noch nie leiden, und Diedrich Diederichsens Artikel haben mich schon genervt, als er noch für Musikzeitschriften schrieb.

Gestaltung: Kompliment für eure Titelbilder und das Layout. Sieht gut aus!

Computerecke: Ja, macht mal.

Kahl und Tomayer: Das unverzichtbare, auflockernde Element. Ich finde die 2 besser als das gesamte »Titanic«.

Fazit: KONKRET gefällt mir eigentlich ganz gut, so wie es ist; es wäre noch besser, wenn ihr die Schmonzes (Musikplaudertasche, Diederichsen, Piwitt) rausschmeißen und entweder durch Polit-Artikel, interessantere Musik-Artikel oder Buchbesprechungen ersetzen würdet.

Helga Schulz, Berlin

Ungeheure Dynamik

KONKRET 11/88 »Trotzki als Gegengift« von Georg Fülberth

Wenn Trotzki meint, die Bürokratie habe das Proletariat politisch entmachtet und herrsche stellvertretend, indem es die neue proletarische Eigentumsverordnung unangetastet lasse, so handelt es sich tatsächlich um ein Versatzstück der Marxschen Bonapartismus-Analyse, einen Analogschluß: die Übertragung der Charakterisierung einer Herrschaftsmethode von einer Gesellschaftsformation auf eine andere, von der kapitalistischen auf die sozialistische.

Bonapartismus bedeutet in seinen allgemeinen Zügen ja folgendes: –

in einer Situation, wo die Bourgeoisie zu schwach ist, auf alte Weise weiterzuherrschen, und das Proletariat zu schwach,

die Herrschaft zu übernehmen, tritt die Bourgeoisie, um ihre *soziale* Herrschaft (ihre Eigentumsverordnung) zu retten, ihre politische Herrschaft ab an terroristische Banden von Deklassierten aller Schichten, die ihre Struktur mit dem Staatsapparat verschmelzen.

Erkennt man an, daß die Bourgeoisie über mehrere politische Herrschaftsformen verfügt, mit denen sie ihre soziale Diktatur organisiert (Demokratie, Militärdiktatur, Faschismus, Monarchie), und daß diese Formen (in verändertem Gewande) sowohl in der Früh- wie in der Spätphase des Kapitalismus auftreten können, so ist die Anwendung der Marxschen Bonapartismus-Analyse auf den Faschismus eben *kein* Analogiebeschluß gewesen, weil sie sich auf die gleiche Gesellschaftsformation bezog. Inwieweit August Thälmann damit »havariert« sein soll, müßte Fülberth versuchen zu erklären. Das wäre neu.

Klaus Dalimer, Berlin

Endlich einmal ein Artikel über Trotzki, jenseits von stalinistischer Geschichtsverfälschung und pathologischen Berührungsängsten. Allerdings ist die Sache mit den »Produktivkräften« eine sehr widersprüchliche.

Realiter hat der Kapitalismus ungeheure Dynamik entwickelt, man darf aber die destruktiven Elemente nicht übersehen: Zerstörung der Natur, Disqualifizierung von Arbeitskräften, Ausbeutung der »Dritten Welt« etc.

Trotzkis hervorragende Faschismus-Analyse sollte einmal näher beleuchtet werden.

Michael Meier, Neustadt

Konkret 12/88, S. 8

Hermann L. Gremliza

Jenninger und/oder/statt Weizsäcker

Wer jahrzehntelang für dumpf-reaktionäres Geschwätz und Handeln geliebt und befördert worden ist, dem geschieht nur recht, daß er, da ihn zum ersten Mal eines kritischen Gedankens Blässe ankränkelt, mit einem Tritt in den Hintern verabschiedet wird. »Schämen Sie sich, Herr Präsident?« fragte die »Bild«-Zeitung am Tag nach dem Ereignis, das sie »Jenningers Juden-Gedenkrede« nannte.

Was war geschehen? Was hatte der Bundestagspräsident gesagt? Kaum jemals ist es den Kommentatoren der Bürgerpresse schwerer gefallen, Beweisstücke für die Berechtigung ihrer Erregung beizubringen. Die »Bild«-Zeitung sprach, wie so oft, für alle: »Nicht was er sagte, war der eigentliche Skandal, sondern das, was er nicht gesagt hat.« Und wie er das, was nicht der eigentliche Skandal war, gesagt habe: »Kühl trug er seine Seminar-Arbeit über die Entstehung des Juden-Hasses in Deutschland vor, er referierte und zitierte. Für die Opfer des Holocaust fand er keine Worte der Betroffenheit.. .« Die »Frankfurter Rundschau« stellte »rhetorisches Unvermögen« fest: »Manche Anstrengungen sind dahin, mit den Überlebenden der Opfer wenigstens in solchen seltenen Augenblicken Gleichklang der Sprache herzustellen.« Die »Süddeutsche Zeitung« fand, der Redner habe »im Ton und Stil völlig danebengegriffen«, die »Welt« schalt die »unangemessene Wortwahl«: »Ein öffentliches Gedenken erfordert Stil.« Die »Frankfurter Rundschau« fürchtete, daß Jenninger mit seiner Rede »dem Land Schaden zugefügt hat«, die »Süddeutsche Zeitung« vertiefte den Gedanken: «Vor allem im Ausland wird man nun wirklich an der Fähigkeit der Bundesrepublik zweifeln, die Trauer um die Opfer angemessen zum Ausdruck zu bringen.« Wir sind ein exportabhängiges Land. Oder, Frau Bundestagsvizepräsidentin Annemarie Renger? »Welche Diskussionen bekommen wir jetzt im Ausland!« Eben.

Was hat Jenninger gesagt, Herr Vogel? Er hat einen »bestürzenden Mangel an Sensibilität« und »an gedanklicher und sprachlicher Sorgfalt« offenbart. Wie das, du Fraktion der Grünen, du? »Die Chance, Trauerarbeit zu leisten, wurde vertan.« Wodurch, Historiker Hartmut Soell, MdB? »Tonlage und Sprache waren der Sensibilität des Themas nicht gewachsen.« Wie bitte, Freidemokrat Wolfgang Lüder? »Jenninger hat das notwendige Maß an Betroffenheit vermissen lassen.«

Fällt schon was auf? Jenninger ist nicht Weizsäcker. An diesem fünfzigsten Jahrestag der Pogromnacht sind durch die Rede des Einen die Deutschen und ihre Ansprüche auf stilvolle Trauer nicht halb so gut bedient worden wie am vierzigsten Jahrestag des 8. Mai 1945 durch das rhetorische Vermögen des Anderen, in dessen Ansprache es Betroffenheit satt gab, formvollendete Zerknirschung, sprachliche Sorgfalt und sensibelste Rücksicht auf die exportabhängige Chemie-Industrie. Damals war man wieder wer, durfte man wieder stolz auf Deutschland sein, ohne daß Pappi einen Pfennig hätte dazubezahlen müssen. Die Scharte aber, die Jenninger dem deutschen Gemüt beigebracht hatte, mußte noch am selben Abend sein Vorgänger Rainer Barzel, viele Jahre Vorsitzender der CDU und 1972 Kanzlerkandidat der Union, in einer Sondersendung des zweiten Deutschland-Fernsehsenders auswetzen:

Nun bin ich hier nicht als Vorgänger von meinem früheren Kollegen Jenninger, sondern ich bin hier, weil ich mein politisches Leben lang, seit der Abwehr der These von der Kollektivschuld der Deutschen, seit der Herstellung, der Wiederherstellung der Ehre des deutschen Soldaten, ich war selbst ein Offizier, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Israel, Wiedergutmachung, mit all dem hatte ich zu tun, und habe ich deshalb zugesagt, mich an diesem Gespräch zu beteiligen. Ich finde zunächst, für den Ablauf des Tages soll man sich an den guten Satz von Masaryk erinnern: Aufregung ist kein Programm, und es ist ein guter preußischer Grundsatz, über alles zu schlafen. Insofern glaube ich, sollen wir diese Stunde nutzen, und ich habe eben gehört, was ich auch heute mittag festgestellt habe: Jenninger sagt, da gibt es nichts zu verteidigen. Der Satz sollte nicht untergehn. Bei all diesem Bemühen mit Juden und mit all den Opfern, auch den deutschen Opfern, auch Deutschland ist mißhandelt worden, haben wir immer zwei Sätze gesagt, und bei denen bleibt es ganz sicher nach Meinung aller: Wir wollen nicht vergessen, was war, und wir verstehen, daß andere nicht vergessen können, was war. Denn niemals wird ein Verbrennungsofen, und das ist einmalig in der Geschichte, niemals wird der Verbrennungsofen etwa entschuldigt durch eine Guillotine, und kein Glanz einer Olympiade oder was immer sonst kann wegnehmen, was hier an Schrecken passiert ist, fünfundfünfzig Millionen Tote rund um den Erdball sind Folge des Zweiten Weltkriegs, viele Millionen Deutsche, Millionen Juden. Alles dies ist so schrecklich, und ich glaube nicht, daß irgend wer wünscht oder die Absicht hat, in diesen Tagen tiefer Betroffenheit, die unser Volk erfaßt, irgendetwas zu verniedlichen, auch nicht zu entschuldigen oder durch falsche Erklärungen einen falschen Eindruck hier zu erwecken. Ich glaube, daß diese beiden Sätze bleiben müssen: Wir wollen nichts vergessen und wir verstehen, daß andere nichts vergessen können. Dies ist die Basis, die es uns ermöglicht hat, in der Welt so weit zu kommen, wie wir gekommen sind. Ich würde von Schuld nicht sprechen, sondern ich würde unterscheiden zwischen Schuld und Verantwortung. Das haben wir immer gemacht, und das ist, glaub ich, auch richtig und ist fünfzig Jahre nach diesen fürchterlichen Dingen überhaupt nicht anders darzustellen.

Mich beschwert auch, wenn man heute den Eindruck erweckt, warum sind damals eigentlich die Deutschen nicht en masse auf die Straße gegangen, 1938? Damals kamen keine Kameras, und auch keine Schreibblocks wurden gezogen für Schlagzeilen, sondern es kam Gestapo, mordbereit und zum Mord beauftragt. Ich erinnere mich an diesen Tag, ich war vierzehn Jahre, daß meine Mutter mir sagte: Wir tun heut das, was uns möglich ist, wir gehn heute abend, du hast befreundete Familie, besuchen, um ihr zu zeigen, daß sie nicht allein ist. Dies ist ein Akt von Solidarität, und solche Akte hat es damals viele gegeben. Und deshalb darf auch dies alles nicht vergessen werden in diesen Tagen, wo wir uns schämen, daß so etwas in deutschem Namen einmal möglich war.

Im übrigen glaube ich, daß diese Rede eine Debatte eröffnet hat, eine breite Debatte, über all die Fragen, die der Bundestagspräsident heute angeschnitten hat. Und wenn man das so sieht, ist diese Debatte vielleicht doch noch erforderlich, weil über manches vielleicht zu sehr in Seminaren und in gelehrten Abhandlungen nachgedacht, geschrieben, gefordert wird, daß wir aber doch die breite Debatte in unserem Volk brauchen, und dazu gehört eben auch, und das verniedlicht nichts von den schrecklichen Dingen, die wir heute an diesen Tagen beklagen, daß eben auch Deutschland mißhandelt worden ist, und daß Sebastian Haffner, von dem eben die Rede war, doch nachgewiesen hat, daß Adolf Hitler auch die Deutschen gehaßt hat, daß er am Schluß versucht hat, sie zu vernichten. Ich will dies nicht alles im einzelnen ausbreiten, aber ich glaube, diese gesamte Debatte über nationalsozialistische Diktatur in Deutschland muß nun öffentlich und schonungslos geführt werden.

Trauer- statt Seminararbeit, Weizsäcker statt Jenninger: Stolz darauf, Hitlers Offizier gewesen zu sein, die Ehre der Hitler-Wehrmacht wiederhergestellt, diplomatische Beziehungen zu Israel aufgenommen und »Wiedergutmachung« geleistet zu haben, obwohl nicht Deutschland schuld war, sondern selbst mißhandelt worden ist. Opfer helfen Opfern. Damals sind wir abends, wenn es keiner gesehen hat, zu »befreundete Familie« gegangen, als Widerständler, obwohl keine Kameras und Schreibblocks auf uns gewartet haben wie heute auf die demonstrierenden Mitläufer. »All dieses Bemühen mit Juden« hat es »uns ermöglicht, in der Welt so weit zu kommen, wie wir gekommen sind.« Und so schwätzen wir in angemessener Wortwahl von »tiefer Betroffenheit, die unser Volk in diesen Tagen erfaßt hat«, weil wir wissen, daß sich in unserem Volk kein Schwein, von denen es eins mehr gibt als Barzel weiß, dafür interessiert.

Was hat Jenninger gesagt, das Barzel in seiner Bundestagsbank vor Kameras und Schreibblöcken unentwegt seinen Kopf schütteln ließ?

Über Widerstand am Abend hat Jenninger gesagt: »Nur ganz vereinzelt gab es Teilnahme und praktische Solidarität, Beistand und Hilfeleistung. Alle sahen, was geschah, aber die allermeisten schauten weg und schwiegen. Auch die Kirchen schwiegen.«

Über das mißhandelte Deutschland hat er gesagt: »Die Jahre von 1933 bis 1938 sind selbst aus der distanzierten Rückschau und in Kenntnis des Folgenden noch heute ein Faszinosum insofern, als es in der Geschichte kaum eine Parallele zu dem politischen Triumphzug Hitlers während jener ersten Jahre gibt... Sicher, in freien Wahlen hatte Hitler niemals eine Mehrheit der Deutschen hinter sich gebracht. Aber wer wollte bezweifeln, daß 1938 eine große Mehrheit der Deutschen hinter ihm stand, sich mit ihm und seiner Politik identifizierte?«

Über den deutschen Antisemitismus und befreundete Familie hat er gesagt: »Entsprach die Propaganda – abgesehen von wilden, nicht ernst zu nehmenden Übertreibungen – nicht doch in wesentlichen Punkten eigenen Mutmaßungen und Überzeugungen« *(wie zum Beispiel der, daß die Juden immer zur Stelle sind, wenn in deutschen Kassen Geld klingelt)?* »Eine über Jahrhunderte gewachsene Judenfeindschaft hatte den Nährboden bereitet für eine maßlose Propaganda und für die Überzeugung vieler Deutscher, daß die Existenz der Juden tatsächlich ein Problem darstellte, daß es so etwas wie eine 'Judenfrage' wirklich gab. Die zwangsweise Umsiedlung aller Juden - etwa nach Madagaskar, wie von den NS-Herrschern vorübergehend erwogen – wäre vermutlich auf Zustimmung gestoßen.«

Über die »Ehre« der deutschen Soldaten hat er gesagt: »Zu der entsetzlichen Wahrheit des Holocaust trat die vielleicht bis heute nicht völlig verinnerlichte Erkenntnis, daß die Planung des Krieges im Osten und die Vernichtung der Juden unlösbar miteinander verbunden gewesen waren, daß das eine ohne das andere nicht möglich gewesen wäre.«

Über die »Basis, die es uns ermöglicht hat, in der Welt so weit zu kommen«, hat er gesagt: »Die rasche Identifizierung mit den westlichen Siegern förderte die Überzeugung, letzten Endes – ebenso wie andere Völker – *mißbraucht,* 'besetzt' und schließlich befreit worden zu sein. Auch dies gehörte zu den Grundlagen, auf denen eine ungeheure Wiederaufbauleistung das von der Welt ungläubig bestaunte deutsche Wirtschaftswunder hervorbrachte.«

Jenninger ist nicht Weizsäcker, nicht Staatsschauspieler, sondern bloß hoffnungsloser Bürokrat, und so hat er nicht vermocht, die Anführungszeichen, zwischen die er die nationalsozialistischen Begriffe im Manuskript brav gesetzt hatte, in seiner Rede stimmlich oder mimisch darzustellen. Das hat einige Abgeordnete der sozialdemokratischen, der liberalen und der alternativ sozialliberalen Fraktion, die sich im kleinen Schwarzen vor »weißen Chrysanthemen und Nelken zusammen mit sattem Blattgrün« (»Welt«) versammelt hatten, um sich bei Paul Celans »Todesfuge« und Liedern aus den Gettos von Krakau und Wilna von angemessener Trauerarbeit sensibilisieren und betroffen machen zu lassen, erheblich sensibilisiert

und betroffen gemacht. In diesem Zustand ist an Denken natürlich nicht zu denken, sodaß einiger Quatsch, den Jenningers Rede auch enthielt (der Mann ist schließlich Mitglied der CDU und Freund des Bundeskanzlers), nicht zur Sprache kommen konnte.

Was da, auf der linken Seite des Hauses, rebellierte, war die Sehnsucht nicht nach Wahrheit und Aufklärung, die von Jenninger auch im besten Fall nicht erwartet werden konnte, sondern nach quasi religiösen Formen und Ritualen, die eine Versöhnung mit »diesem unserem Staat«, der nicht nur ein Rechts-Nachfolger ist, von den Schmerzen des schlechten Gewissens befreien. Weizsäcker hatte sie vielen erfüllt. Er hatte weniger Wahres und viel mehr Falsches gesagt als Jenninger – aber: wie!

Nur deshalb hat die CDU/CSU, die ihre Antisemiten zu verteidigen pflegt bis zum letzten Hauch vom Roß und dem ersten Anruf von Mannesmanns Exportdirektion, ihren Jenninger fallen lassen wie eine mikrowellenerhitzte baked potato. Von ihm, dem als dumpfer Stiesel Bekannten, war erwartet worden, daß er nicht gerade wie Weizsäcker, aber doch wie Barzel die »öffentliche und schonungslose Debatte über nationalsozialistische Diktatur« pathetisch fordern werde – doch nicht um sie zu führen, sondern um sie auf diese endlos wiederholbare Proklamation zu beschränken.

Weizsäcker, mit dessen Rede zum 8. Mai die BRD weltweit um Sympathie und Aufträge wirbt, hat dem Wendehistoriker Hillgruber wärmstens zur Verleihung des Adenauer-Preises der schwarzbraunen Deutschland-Stiftung gratuliert – und da sagt dieser Tölpel Jenninger: »Wogegen wir uns aber gemeinsam wenden *(welch angemessene Wortwahl!)* müssen, das ist das Infragestellen der historischen Wahrheit, das Verrechnen der Opfer, das Ableugnen der Fakten. Wer Schuld aufrechnen will, wer behauptet, es sei doch alles nicht so – oder nicht ganz so – schlimm gewesen, der macht schon den Versuch zu verteidigen, wo es nichts zu verteidigen gibt. Solche Bemühungen laufen nicht nur tendenziell auf eine Verleugnung der Opfer hinaus – sie sind auch ganz sinnlos. Denn was immer in Zukunft geschehen oder von dem Geschehenen in Vergessenheit geraten mag: An Auschwitz werden sich die Menschen bis an das Ende der Zeiten als einen Teil unserer, der deutschen Geschichte erinnern.«

»Viele heute noch als Heilige verehrte Päpste und auch Martin Luther waren eifernde Antisemiten, die in der Wortwahl ihrer Enzykliken und Flugschriften durchaus mit den NS-Rassenideologen – etwa Julius Streicher – mithalten können«, hat der Präsident gesagt – nicht der des Bundestags, sondern der des Landtags von Nordrhein-Westfalen, Karl Josef Denzer, SPD. Dies löste, nach einem Bericht der »Süddeutschen Zeitung«, »zum Teil erregte Diskussionen aus. SPD-Fraktionschef Friedhelm Farthmann bezeichnete Denzers Vergleich intern als unbegreiflich. Der CDU-Abgeordnete Hartmut Schauerte sagte: 'Lediglich der Ernst des Anlasses hat eine Reihe von uns davon abgehalten zu gehen. . . ' Denzer sei offenbar in seinem Amt ' absolut überfordert' . Der Landtag müsse nach diesem Tag 'über seine Repräsentation an der Spitze neu nachdenken'.«

Alle wollten, wie Barzel, die Stunde nutzen, um darüber zu schlafen, versöhnt durch hohle oder Höhlers Betroffenheitsrhetorik. Michael Fürst, der stellvertretende Vorsitzende des Zentralrats der Juden, nahm deshalb den Ruhestörer in Schutz: »Ich begrüße es, daß der Bundestagspräsident mit aller Deutlichkeit angesprochen hat, was zwischen 1933 und 1938 und darüber hinaus in Deutschland an der Tagesordnung war. Insbesondere die Tatsache, daß alles, was Hitler gemacht hat, von der Masse der ganzen Deutschen getragen wurde.«

Jenninger hat von den Deutschen gesprochen. Weil er nicht »in deutschem Namen« gesagt hat, darf er künftig nicht mehr in diesem sprechen.

Konkret 12/88, S. 10

Günter Amendt

Herr Jemminger

Man kann wie Walter Jens in einer ZDF-Sondersendung den Auftritt des Bundestagspräsidenten von der ästhetischen Seite nehmen und Jenningers Rede fachidiotisch als mißlungene Rollenprosa einordnen. Man kann das Ganze auch sportlich sehen und als überraschenden Einbruch auf der Zielgeraden begreifen. Denn fast hätten sie ihren Fünfzig-Jahre-Gedenk-Marathon ohne zu stolpern über die Runden gebracht. Zwar gab es Gerangel im Vorfeld um die Teilnahmeberechtigung, nachdem jedoch klar war, daß der Vorsitzende des Zentralrats der Juden beim feierlichen Abschlußmeeting auf die Zuschauertribüne verbannt werden würde, durften die Bonner Akteure auf einen makellosen Zieleinlauf hoffen. Daraus wurde nichts, als Jenninger – vom SPD-Vorsitzenden Vogel in bester Wehner-Manier Jemminger genannt – vor den Augen des entsetzten Publikums doch noch ins Straucheln geriet. Da waren die Hüte und Käppis für allfällige Synagogen-Auftritte längst wieder im Bonner Fundus verstaut, lagen der Smoking und die Abendrobe für den abschließenden Bundespresseball schon griffbereit.

Jenninger, dem nun unter Ausblendung seiner politischen Biographie von allen Seiten Integrität bescheinigt wird, hatte keine Chance auf Nachsicht. Er wurde Opfer einer Terminkonstellation, die seinen Rücktritt ohne Zeitverzögerung erzwang. Das Datum des Bundespresseballs, der fugenlos zur Bonner Normalität zurückführen sollte, erforderte die sofortige Bereinigung des Eklats. Ohne Jenningers Entfernung aus dem Amt wäre nämlich der Bundespresseball in die Nähe jener feucht-fröhlichen Feier nach der Katastrophe von Ramstein geraten: Der Fliegerball von Nörvenich, zweiter Teil. Und noch ein Termin stand quer. Wie sollte Kohl bereits fünf Tage später dem Leiter des Jüdischen Dokumentationszentrums gegenübertreten? Der Kanzler war zum Geburtstag von Simon Wiesenthal als Festredner gebucht.

Hätte der Bundespräsident diese Rede gehalten, sie wäre ohne Textänderung unbeanstandet akzeptiert worden: So sehen es Kommentatoren, die sich in der Rolle des Zynikers gefallen. Ich mache mir keine Illusionen über die Aufgaben, die diesem Präsidenten im Kalkül der Herrschenden zugedacht sind. Doch schon ein flüchtiger Vergleich der beiden Reden macht deutlich, daß Weizsäcker anders als Jenninger bei seiner Aufarbeitung der Geschichte wechselnde Perspektiven zuließ und damit Wahrheiten nannte, die Jenninger verschwieg.

Auch Jenninger hat es mit »der Wahrheit«, wenn er in einem Fernsehinterview bedeutungsschwer und legendenbildend davon sprach, »die Wahrheit« auszusprechen sei unmöglich in Deutschland. Um welche Wahrheit ging es Jenninger? Seine Rede und die Art, wie sie ausbrach, verlangt nach einer psychoanalytischen Deutung. Als Provokation war die Rede nicht geplant. Es wurden im übrigen schlimmere Reden im Deutschen Bundestag gehalten. Eindeutigere. Man muß, um Jenningers Wahrheit zu verstehen, Kohls Rede in der Frankfurter Synagoge und Barzels Auftritt in der bereits erwähnten ZDF-Sondersendung hinzunehmen.

Kohls gegen den Widerstand vieler Gemeindemitglieder erzwungene Rede in der Frankfurter Synagoge und Galinskis Nicht-Rede vor dem Deutschen Bundestag machen das politische Kalkül dieser neuerlichen Gedenkrunde und das Konzept einer Inszenierung deutlich, in der die jüdische Bevölkerung der Bundesrepublik und die von den Nazis vernichteten Juden Europas nur als Zählmasse vorgesehen waren. Gestern Opfer deutscher Politik, heute deren Objekte.

Wie geplant und ohne größeres Aufsehen brachte Kohl in der Frankfurter Synagoge seine Botschaft an die deutsche Jugend durch. Ja, eine Botschaft an die Jugend und nicht an die Juden des Landes. Kohl warnte vor Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit, er forderte die Jugend des Landes auf, sich selbstkritisch zu fragen, wie sie gehandelt hätte, damals, als die Faschisten die Macht ergriffen.

Was für eine Frage. Es ist *die* Frage des politisch bewußten Teils meiner Generation und die nachfolgender Generationen. Jeder darf sie stellen. Jeder muß sie stellen. Nur der Kanzler und Vorsitzende einer Partei von Nazis und Mitläufern darf sie nicht stellen. Kohl will der Jugend des Landes nahelegen, sie würde nicht anders handeln als seinesgleichen damals gehandelt hatte. Widerstand war nicht möglich. Darauf wollte auch Philipp Jenninger hinaus, als er in einem inneren Monolog ein Sittengemälde des Nazistaats aus der Mitläuferperspektive entwarf. Jenninger, der agierte, als hinge er an den Fäden des »FAZ«-Herausgebers Joachim Fest, hatte keine andere Absicht, als diese Jugend in die Solidargemeinschaft der ewigen Mitläufer einzubeziehen.

Der wirkliche Skandal des Tages war jedoch der ZDF-Auftritt von Rainer Barzel, Jenningers Vorgänger im Amt. Die Ehre des deutschen Soldaten wiederherzustellen und von der Mißhandlung zu sprechen, die »auch den Deutschen« zugefügt wurde, das ist die Zielvorgabe christdemokratischer Vergangenheitsbewältigung. Auch ihn bedrücke, erklärt Barzel, daß in jener Novembernacht, als die Scheiben klirrten, niemand auf die Straße gegangen sei. Er vergaß zu erwähnen, daß, als die Nazis von der antisemitischen Propaganda zur antijüdischen Tat übergingen, die Straßen bereits geräumt waren. Von dem

in die Emigration und in die Flucht getriebenen Widerstand, von Gefängnisinsassen und KZ-Häftlingen kein Wort, weder in Jenningers Rede noch in Barzels ZDF-Auftritt. Dafür aber ein Wort an alle, die heute nicht mitmachen: Damals kam bei Demonstrationen die Gestapo und nicht das Fernsehen.

Was eigentlich ist passiert, warum diese sichtbare und allseits bekundete Betroffen- – und Betretenheit? Hatte Jenninger nicht ausgesprochen, was viele sowieso denken? Mag sein. *So* aber hatte noch keiner vor ihm öffentlich gesprochen. Der Redner, getragen von der Bedeutung des Augenblicks und geleitet von der Absicht, eine große und historische Rede zu halten, glitt immer mehr ins Persönliche ab. Es kam zu einem Durchbruch des Unbewußten, man wurde Zeuge eines coming out. Jenninger verlor die Kontrolle über sich und seine Rede. Hebungen und Senkungen der Stimme, Anführungen und Abführungen, all das, was eine Rede von einem Schriftstück unterscheidet, stand dem Redner, als er sich erst einmal in Rage geredet hatte, als Steuerungstechnik nicht mehr zur Verfügung. Die Rede schockierte, weil das Publikum gänzlich unvorbereitet und gegen seinen Willen am Prozeß des Mißlingens beteiligt war. Jeder und jede spürte, da steht einer unter Druck, da muß einer etwas loswerden, bis schließlich Zitator und Zitierte zu einer Person verschmolzen. Es waren seine Gedanken und nicht die der anderen. Das »Faszinosum« hat seine Wirksamkeit nicht verloren.

Jenninger hatte sich des Themas Judenverfolgung angenommen wie der Chefredakteur einer Zeitschrift, der unter dem Vorwand, kritisch über Pornographie zu berichten, das Heft mit Pornos pflastert, an denen er sich schließlich selbst aufgeilt. Als Jenninger die Vorurteile gegen Juden »beim Namen nannte«, wurde seine Stimme von Lust überflutet. Man muß das gehört haben, da hilft keine Textanalyse. Es waren seine Empfindungen und nicht die der anderen. Die Rede war obszön. Und das war der Punkt, an dem viele, deren historische Sicht sich von der Jenningers nicht unterscheidet, *es* nicht mehr aushielten.

Am Ende des Tages, als Jenningers Rücktritt bereits unvermeidbar schien, trat ein deutscher Jude als Jenningers Verteidiger auf, um eine bittere Anklage zu formulieren. Michael Fürst, stellvertretender Vorsitzender des Zentralrats der Juden, der, was schon schlimm genug ist, in der Rede Jenningers nur wiedererkannte, was ihm bereits vorher begegnet war, wollte partout nicht einsehen, welchen Sinn Jenningers Rücktritt mache. Das klang wie eine Verteidigung, doch aus Michael Fürst sprach die Angst, für Jenningers Rücktritt könne den Juden die Schuld zugeschoben werden. In diesem Bewußtsein also leben Juden in der Bundesrepublik Deutschland. Und mit dieser Angst.

Konkret 12/88, S. 12

»Verlassen Sie das Podium!«

Deutscher Bundestag, wenige Stunden nach der »Juden-Gedenkrede« (»Bild«) seines Präsidenten Philipp Jenninger: Jutta Oesterle-Schwerin, geboren 1941 in Jerusalem, Abgeordnete der grünen Fraktion, erhält das Wort zur Abgabe einer persönlichen Erklärung. Was dann geschah, war wie ein Lackmus-Test an sauren Konservativen und ausgelaugten Sozialdemokraten. KONKRET dokumentiert das Protokoll:

Vizepräsident Frau Renger: Das Wort hat der Abgeordnete Wüppesahl.

(Zuruf von der CDU/CSU: Der ist gar nicht da!) –

Dann sind wir am Ende dieser Debatte.

(Bohl [CDU/CSU]: Ich bedaure aber, daß Herr Wüppesahl nicht spricht!)

Ich schließe also die Aussprache.

(Bohl [CDU/CSU]: Wo ist Herr Wüppesahl?

Wüppesahl ist immer noch nicht da!)

Wir kommen jetzt zu einer Erklärung der Abgeordneten Frau Oesterle-Schwerin nach § 32 der Geschäftsordnung. Das ist eine Erklärung außerhalb der Tagesordnung. Der Zeitpunkt wurde der Abgeordneten bereits zugesagt.

(Dr. Friedmann [CDU/CSU]: Die hat heute im Plenum schon zu viel gesprochen! Das hören wir uns nicht mehr an!)

Bitte, Frau Kollegin.

Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): Kolleginnen und Kollegen! Wie Sie wissen, stand ich der **Gedenkstunde** von heute vormittag von Anfang an ablehnend gegenüber. Ich war der Meinung, daß ein Bundestag, der sich in dieser Legislaturperiode geweigert hat,

(Bohl [CDU/CSU]: Wieso kommt das denn jetzt)

die überlebenden Opfer, die Sinti und Roma, die Zwangssterilisierten und die Homosexuellen, angemessen zu entschädigen, nicht das Recht hat, eine solche Gedenkstunde zu veranstalten. Ich war der Meinung, daß ein Bundestag, der sich in dieser Legislaturperiode geweigert hat,

(Bohl [CDU/CSU]: Was Sie hier sagen, ist unerträglichl)

die Gesetze über die Zwangssterilisation für nichtig zu erklären, lieber die Finger von einer solchen Gedenkstunde lassen sollte.

(Bohl [CDU/CSU]: Wieso müssen wir uns das hier jetzt eigentlich anhören? – Dr. Ehmke [Bonn] [SPD]: Lassen Sie sie doch reden! Das ist ihr Recht!)

Aber das, was dann kam, übertraf meine schlimmsten Erwartungen.

(Zurufe von der CDU/CSU)

Vizepräsident Frau Renger: Meine Damen und Herren, das ist eine persönliche Erklärung. Die ist zugesagt und vom vorigen Präsidenten so genehmigt worden. Es tut mir leid.

(Bohl [CDU/CSU]: Wieso kommt auf einmal dieser Punkt? – Kleinert [Marburg] [GRÜNE]: § 32 der Geschäftsordnung!)

Bitte, Frau Kollegin, fahren Sie fort.

Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): Ich hatte in der Zwischenzeit Gelegenheit, die Rede relativ genau zu lesen, und stelle folgendes fest: Jenninger spricht davon, daß die jüdische Minderheit zum Freiwild geworden ist; für ihn wurde Goebbels zum Regisseur. Er spricht davon, daß bei den Ausschreitungen nur wenige mitmachten, und erzählt von Berichten über Betroffenheit und Beschämung.

Von jemandem, der so viel Unkenntnis zur Schau trägt, von jemandem, der über die Geschichte so wenig weiß, von dem muß ich annehmen, daß er selbst nicht zu den Betroffenen oder zu den Beschämten gehört hätte. Die Rede von Jenninger war eine Mischung von Bewunderung für das Dritte Reich und schlechtem Gewissen dafür – –

(Reddemann [CDU/CSU]: Das ist doch eine Unverschämtheit!)

Vizepräsident Frau Renger Frau Kollegin, bitte einen Augenblick! Sie geben hier für Ihre Person eine persönliche Erklärung ab. Ich bitte Sie, das bei Ihrer Darstellung auch zu berücksichtigen, und bitte Sie auch, keine Verbalinjurien an jemanden zu richten, der sich hier gar nicht wehren kann.

Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): Die Rede ist ein Beweis dafür, daß der Antisemitismus auch im Herzen von vielen Mitgliedern dieses Hauses noch vorhanden ist,

(Zurufe von der CDU/CSU)

vor allen Dingen von vielen derjenigen, die heute morgen nicht weggegangen sind.

(Bohl [CDU/CSU]: Sie haben sich doch zu Beginn aufgeregt! – Weitere Zurufe von der CDU/CSU)

Jenninger spricht von einem "Faszinosum« statt – –

Vizepräsident Frau Renger: Frau Kollegin, ich bitte Sie dringend, von solchen Beleidigungen des Hauses abzusehen. Sie können Ihre Meinung zu Ihrer Person hier sagen, dazu, was Sie in besonderer Weise berührt oder betroffen gemacht hat, wozu Sie sich wiederum herausgefordert fühlen, aber bitte keine Beleidigungen dieses Hauses. Hier sitzen genug Leute, die Ihnen darauf sehr wohl antworten könnten.

(Reddemann [CDU/CSU]: So ist es!)

Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): Jenninger spricht von einem "Faszinosum" statt von einem Verbrechen, er spricht von der Wiedereingliederung der Saar, von der Einführung der Wehrpflicht, von dem deutsch-britischen –

(Zurufe von der CDU/CSU: Die macht einfach weiter!)

Vizepräsident Frau Renger Frau Kollegin, es tut mir leid – –

Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): – von den Olympischen Spielen, vom Anschluß Österreichs –

Vizepräsident Frau Renger: Frau Kollegin Oesterle-Schwerin – –

Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): Frau Kollegin, meine Rede hat Herrn Westphal vorgelegen, und er hat sie genehmigt.

Vizepräsident Frau Renger: Es tut mir leid: Wenn Sie jetzt nicht zu der Sache, zu der Sie sprechen wollten, nämlich zu Ihrer Person und Ihrer Betroffenheit, sprechen wollen, dann, bitte, tut es mir leid, muß ich Ihnen das Wort entziehen. Bitte, kommen Sie zum Schluß Ihrer Erklärung!

Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): Der Herr Westphal hat die Rede gelesen und sie genehmigt.

Vizepräsident Frau Renger: Ich bin nicht Herr Westphal.

Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): Ich möchte wissen, wie hier denn die Geschäftsordnung läuft.

(Dr. Ehmke [Bonn] [SPD]: Hier werden keine Reden genehmigt! – Reddemann [CDU/

CSU]: Hier wird nichts genehmigt!)

Wozu legen wir denn die Reden vorher vor?

Vizepräsident Frau Renger: Kommen Sie doch zum Schluß Ihrer Bemerkungen und Ihres Anliegens, Frau Kollegin!

(Dr. Blank [CDU/CSU]: Was wollen Sie eigentlich sagen?)

Frau Oesterle-Schwerin (GRÜNE): Anstatt über das Pogrom zu sprechen und über die Tausende und Abertausende, die dort mitgemacht haben, macht Jenninger Hitler zu einem großen Politiker; anstatt über die Banalität des Bösen zu sprechen, spricht er über die staatsmännischen Leistungen" Hitlers.

(Glocke des Präsidenten)

Vizepräsident Frau Renger: Frau Kollegin, das ist keine Erklärung mehr, die hier in diesem Hause akzeptiert werden kann. Es entspricht auch nicht den Tatsachen. Ich entziehe Ihnen des Wort.

(Frau Oesterle-Schwerin [GRÜNE]: Auf Seite – – !) –

Ich entziehe Ihnen jetzt des Wort. Frau Kollegin, bitte, verlassen Sie das Podium!

(Frau Krieger [GRÜNE]: Das ist unglaublich!) –

Nein, das ist nicht unglaublich, meine Dame, sondern hier wird eine Erklärung abgegeben, die das ganze Haus so nicht hinnehmen kann.

Frau Kollegin, verlassen Sie bitte das Podium!

(Frau Oesterle-Schwerin [GRÜNE]: Nein!) –

Verlassen Sie bitte das Podium!

(Frau Oesterle-Schwerin [GRÜNE]: Ich möchte jetzt meine Rede zu Ende bringen!) –

Nein, Sie sind nicht in der Lage, das zu bestimmen. Es tut mir leid, daß ich in dieser Situation so reagieren muß. Sie wissen, daß wir alle sehr betroffen waren über diese Rede heute, aber nicht in dieser Weise, wie Sie des hier vorgetragen haben. Ich bitte Sie jetzt dringend, das Podium zu verlassen, sonst bin ich gezwungen, Sie leider Gottes noch ernster zu ermahnen.

(Frau Oesterle-Schwerin [GRÜNE]: Machen Sie das!) –

Bitte, verlassen Sie das Podium! – Bitte, verlassen Sie das Podium, Frau Kollegin!

(Frau Oesterle-Schwerin [GRÜNE]: Nicht, bevor ich zu Ende gesprochen habe!) –

Wie können Sie sich das erlauben, hören Sie mal?!

(Frau Traupe [SPD]: Unterbrechen wir die Sitzung! – Kleinert [Marburg] [GRÜNE]: Bitte macht das nicht, das bringt die Sache auf eine Ebene, die wir nicht wollen können!) –

Lieber Herr Kollege Kleinert, könnten Sie freundlicherweise Ihrer Kollegin klarmachen. daß das hier keine böse Absicht und kein böser Wille ist, sondern daß das Haus dieses nicht hinnehmen kann.

(Erneuter Zuruf des Abg. Kleinert [Marburg] [GRÜNE] – Dr. Ehmke [Bonn] [SPD]: Frau Präsidentin, unterbrechen Sie!) –

Gut, ich unterbreche die Sitzung. Wir fahren um 18.30 Uhr fort.

(Unterbrechung von 18.23 bis 18.30 Uhr)

Vizepräsident Frau Renger: Meine Damen und Herren, wir fahren in unseren Beratungen fort.

Ich rufe Punkt 3 sowie Zusatzpunkt 2 der Tagesordnung auf:

3. **Überweisungen im vereinfachten Verfahren**

Konkret 12/88, S. 14

Oliver Tolmein

Ästhetik des Kampfs

Einen Dialog über den Widerstand kann nur initiieren, wer auch was zu sagen und nicht nur Versöhnung zu predigen hat. Christian Geissler hat mit »Kamalatta« einen wichtigen, noch viel zu wenig bemerkten Vorstoß in die richtige Richtung unternommen

In München wird Leuten der Prozeß gemacht, weil sie 1986 eine Informationsveranstaltung über die Haftbedingungen politischer Gefangener angemeldet und durchgeführt haben. Für die Bundesanwaltschaft ein klarer Fall von »Unterstützung einer terroristischen Vereinigung«. In Hamburg ist ein Pädagoge ebenfalls nach Paragraph 129a angeklagt, weil er in einer Zeitung einen Redebeitrag, der sich mit den Haftbedingungen politischer Gefangener hierzulande beschäftigt, dokumentiert haben soll. Insgesamt laufen in der BRD derzeit mehr als 200 Ermittlungsverfahren nach Paragraph 129a. Während Bundespräsident von Weizsäcker mit nachdenklichen Worten von Gnade, vielleicht, irgendwann und gerade mal für zwei aus der RAF ausgestiegene Gefangene redet und Antje Vollmer den Monolog mit den inhaftierten RAF-Leuten sucht, um sie zur Abkehr vom bewaffneten Kampf zu bewegen, schlägt der Staatsschutz gegenüber Uneinsichtigen drinnen und draußen eine härtere Gangart an.

In diese politische Landschaft hinein, in der schon das Reden über den militanten Widerstand Bundesanwaltschaft und Sondereinsatzkommandos auf den Plan ruft, hat Christian Geißler seinen neuen Roman geschrieben: »Kamalatta«. Der Titel weist, der Klappentext erklärt es, weit zurück in die Geschichte: »wenn hölderlin in seinem turm unruhig wurde, pflegte ein freund ihm griechisch vorzulesen: '...sodann aber schrie er mit krampfigem lachen: das versteh ich nicht, das ist kamalattasprache!' kamalatta: der ort an dem der griechische freiheitskampf gegen die türken begonnen hat. kamalatta: in gebrochener und silbenverdrehter sprache verbietet sich hölderlin die offene rede von der freiheit«.

Christian Geissler schreibt »Kamalatta«-Sprache: Er hält sich weder an die deutsche Grammatik noch an die Rechtschreibregeln, überschreitet die Grenze zwischen Prosa und Lyrik, erfindet neue Worte und verfremdet alte. Sein Thema aber ist Kamalatta: der Befreiungskampf. Geissler verbietet sich nicht die offene Rede von der Freiheit; mit seiner kunstvollen Sprache sucht er die beste Art, sie zu führen, und bietet ihr ein Versteck: eine Basis, von der aus die notwendigen Auseinandersetzungen über Strategie und Taktiken des Klassenkampfes, über begangene Fehler und die Hoffnungen geführt werden können.

Geisslers »romantisches Fragment« handelt vom bewaffneten Kampf der RAF, von der politischen Arbeit der Kommunistin Nina, vom Angehen etlicher Linker gegen die eigene Resignation, aber auch von den Kämpfen und Auseinandersetzungen im Alltag, der Sorge um ein erblindendes Kind, dem Zerbrechen einer Beziehung.

»die mühe ums leben« ist das 3. und längste Kapitel des Buches überschrieben: Geissler will den bewaffneten Kampf nicht abgeschottet vom Leben verstehen, ihm geht es gerade um den Zusammenhang, in dem der bewaffnete Angriff weder der einzig richtige, noch der einzig falsche Weg ist, sondern einer von mehreren, die beschritten werden müssen.

Dabei bleibt vieles, auch wesentliches, unreflektiert: Die Differenzen zwischen Angriffskonzepten, wie sie die RAF verfolgt, und der bewaffneten Militanz, die von den Gruppen der »Roten Zora« und der »Revolutionären Zellen« praktiziert wird, bleiben beispielsweise ausgespart und damit die wesentliche Frage, ob nicht auch der bewaffnete Kampf, vor allem der, der Menschenleben fordert, einen richtigen und einen falschen Zeitpunkt kennt – und welchen wir in der Bundesrepublik 1988 erreicht haben. Weil das vielschichtige »Kamalatta« Anlaß und Gelegenheit bietet, auch über die Auslassungen und Leerstellen im Text nachzudenken und zu diskutieren, eignet sich dieser unbedingt parteiliche Roman besser als jeder andere derzeit geschriebene Text als Ausgangspunkt für den politischen Dialog zwischen drinnen und draußen, zwischen den auseinanderdriftenden Fraktionen der Linken.

Die Idee zu einem Anschlag auf eine Tagung von Anti-Terrorismus-Experten in Bad Tölz, dessen Planung und schließlich erfolgreiche Ausführung durch die RAF bilden den Rahmen von »Kamalatta«, in dessen Zentrum der Dokumentarfilmer Rupert Koch, genannt Proff, steht, der »den weg an der grenze, mit einem bein im stachelgelände, mit dem andern schön warm zuhaus«, mag. Proff, der Kontakte zur RAF hat und im Auftrag des NDR einen Film über eine in der ehemaligen SS-Junkerschule in Tölz stationierte Einheit der US-Special Forces drehen soll, bringt durch die beiläufige Erwähnung des Projekts die Gruppe auf die Idee zu dem Anschlag – und sich damit in die Lage, entscheiden zu müssen: zwischen Familie, Arbeit für den Sender und der Unterstützungsarbeit für die RAF, die ihn in die Illegalität zwingt. Geissler, der über Proff sagt, er sei ihm als Figur von allen, die er beschrieben habe, am nächsten, hat damit dessen Uneindeutigkeit und Widersprüchlichkeit aufs Äußerste zugespitzt: Der Frage, welche Rolle er in dem Angriff, den er für richtig hält, übernehmen will, kann er jetzt nicht mehr ausweichen. Daß Proff trotzdem versucht, zu lavieren wie bisher, treibt ihn in den Zusammenbruch und in die völlige Isolation. Die Gruppe, die den Anschlag auf Tölz plant, schließt ihn aus, seine Frau schmeißt ihn raus, auch sein erwachsener Sohn will mit ihm nichts mehr zu tun haben. »macht eine tür gern weit auf,

durchläuft aber lieber keine«, charakterisiert er ihn. Am Ende von »Kamalatta« ist Proff verschollen, möglicherweise tot. Der Angriff der RAF-Gruppe auf Tölz wird ohne ihn, aber mithilfe des von ihm weitergegebenen Wissens durchgeführt.

Die Zerrissenheit Proffs ist auch die Geisslers. Anders aber als seine Figur Proff hat der Autor Geissler einen eindeutigen Standort eingenommen: In einem Text, geschrieben während der Arbeit an »Kamalatta«, berichtet er von einem klandestinen Kontakt ohne Ergebnis und einem Gespräch mit Heinrich Böll 1973: »böll hat damals zu mir gesagt, in sorge um jedes leben, wir dürfen nichts schreiben, nichts, kein wort, das auch nur einen einzigen genossen ermuntert, sich gegen das pack (böll kannte den feind) zu bewaffnen...ich habe gesagt, jeder text, der sorgfältig leidenschaftlich von uns gearbeitet ist, ist aus sich selbst ein schritt zur bewaffnung der klasse, denn wo immer wir frei zu leben meinen, da meinen sie gnadenlos unseren tod. wir werden uns wehren. nur wenn du die knarre selbst nimmst, hat böll mir gesagt, sonst schweig. ich habe sie nicht genommen. ich habe weiter geschrieben. ich habe mich an seinen todernsten arbeitsrat, menschenrat nicht gehalten, habe weiter gehetzt. entweder oder.«

Geissler, früher Mitglied in der illegalen KPD und heute noch Marxist, weiß, daß der Klassenkampf keine Hierarchie kennt: Es ist nicht der bewaffnete Kampf der wichtigere, die legale Arbeit nur von untergeordneter Bedeutung. Deswegen konnte er sich für sein Schreiben entscheiden, ohne sich den Vorwurf der Inkonsequenz oder gar Feigheit machen zu müssen. »sie wollen uns ohne Geschichte. ich schreibe geschichte. erst wenn sie mir meine sprache verbieten, höre ich auf.« Bis es soweit kommt, ist noch ein weiter Weg – die Kampagne gegen Heinrich Böll in den siebziger Jahren zeigt aber, daß er hierzulande beschritten werden kann. Ausgerechnet ein früherer Gefangener aus der RAF, der mittlerweile entlassene Christoph Wackernagel, hat in einer Rezension von »Kamalatta« erste Vorarbeiten dafür geleistet: »Man sieht dem Dichter förmlich das Blut aus der Feder tropfen, sogar zwei Genossen hat er geopfert, damit 'es geht' (den Anschlag auf Tölz erfolgreich durchzuführen, O.T.). Das hat nichts mit ohnmächtiger Kompensation zu tun, das heißt nur, daß man sich so etwas heute in der BRD leisten kann – Geissler wartet schon immer, bis er ganz sicher ist. Tatsächlich ist Geissler das, was die rechte Presse Böll und anderen zu Unrecht vorgeworfen hat: der Durchhaltepropagandist aus dem sicheren Hinterland.«

Wäre er das tatsächlich – seine Arbeit wäre für die Auseinandersetzung uninteressant: Durchhalteparolen gibt es im Überfluß, und für propagandistische Zwecke dürfte es wirkungsvollere Texte geben, als gerade dieses 545 Seiten starke, nur mit höchster Konzentration zu lesende »romantische fragment«. Die Bedeutung von Geisslers Arbeit macht gerade aus, daß sie in hohem Maß selbstkritisch ist, nicht zum Durchhalten auffordert, sondern zur Auseinandersetzung, zum Nachfragen.

Dennoch nimmt Geissler seine Kritik etwa an den jüngsten Anschlägen der RAF (den Morden an Pimental und Zimmermann) nicht zum Anlaß, sich von der Politik des bewaffneten Kampfes zu distanzieren. In »Kamalatta« versucht er Gemeinsamkeiten

herauszuarbeiten, Ausgrenzungsstrategien akzeptiert er nicht. Deswegen bringt er auch den von ihm im Buch mehrfach detailliert porträtierten VertreterInnen »straighter« Politikkonzepte, die jeden Widerspruch leugnen und in Formeln denken, wenig Sympathien entgegen: »er war aber nicht von dieser welt, er sah da im haus keinen menschen aus arbeit und rente und kuchen und schmerzen, sondern bloß feindliche dummheit, sich selbst streng gefordert von den letzten dingen, einsam im auftrag der wahrheit.« Ihr »spulen des öden kampfredefadens«, erklärte im Verlauf einer Diskussion Christian Geissler, ist ihm nicht nur politisch zuwider:

»Ich bin nicht gegen kräftige, entschlossene Arbeit – aber ich bin gegen dieses modische *straight* sein oder *power* haben. Wo diese Straightheit Platz greift, findet keine Freude mehr statt (. . .) Mir macht Sprache Freude – und auch wenn wir Genossen untereinander reden, soll das doch Freude machen und nicht auf ein straightes Gepowere mit 33 Vokabeln beschränkt bleiben. Und diese üble straighte Sprache hat noch einen anderen Nachteil: Sie kann leicht auswendig gelernt werden – von jedem, also auch von den Bullen, die sich dann nur noch eine Lederjacke anziehen müssen und mitreden können. Und dann stecken wir in der Scheiße. In meine Sprache kann sich so leicht keiner einschleichen. Wenn lebendige Leute miteinander reden, sind es immer wieder eigenartige Sätze – immer!«

Christian Geissler, Kamalatta – romantisches fragment, Rotbuch Verlag, 545 Seiten, 46 Mark

Konkret 12/88, S. 16

Manfred Mahr

Monopoly der Gewalt

»Staatsgewalt« und »Widerstand gegen die Staatsgewalt« heißen zwei neue Bücher, die eine »Chronologie der politischen Unterdrückung« in der BRD und »Ratschläge zur Gegenwehr« enthalten. Der Sprecher der »Bundesarbeitsgemeinschaft Kritischer Polizisten und Polizistinnen« stellt sie hier vor

Neugierig geworden durch die Vorstellung des Autors im Klappentext, habe ich das Buch von Enno Brand gelesen. Brand ist Jahrgang 1958 und seit Mitte der 70er Jahre im Widerstand gegen den Ausbau der Atomenergie engagiert. Seit 1977 betreut er die Zeitschrift »atom« bzw. deren Vorläufer. Ich selber bin 1975 in den Polizeidienst eingetreten, zu einer Zeit, als die RAF-Hysterie ihren Höhepunkt erreichte und der Widerstand gegen die Atomkraft einsetzte. »Staatsgewalt« war beim Lesen für mich wie ein »Spiegel mit Holzhammereffekt«. Alles lief wie im Zeitraffer noch mal vor mir ab, die Großdemonstrationen in Brokdorf und Kalkar, die Bewachung des Hamburger UGs, in dem RAF-Mitglieder einsaßen, die Kontrollstellenpraxis auf bundesdeutschen Autobahnen 1977 bereits vor ihrer Legalisierung usw. usf.

Wenn auch Enno Brand nichts Neues beschreibt – die Darstellung der Strukturveränderung der deutschen Polizei in den letzten zwanzig Jahren in Wechselwirkung mit den Gesetzesverschärfungen, das gesonderte Kapitel über die Paragraphen 129/129a StGB und deren politische Wirkung auf die Protestbewegungen, der Überblick über die vielfältigen Speicherungsmöglichkeiten von Daten durch die Polizei sowie die umfangreiche »Chronologie der politischen Unterdrückung« mögen zwar für Insider keine unbekannten Fakten bieten, wirken aber in ihrer geballten Präsentation bedrohlich und lassen dem Leser keine Möglichkeit, sich den Schlußfolgerungen des Autors zu entziehen:

Politischer Widerstand soll durch Gesetzesverschärfungen und Ausforschung des Protestpotentials zermürbt werden. Politische Konflikte werden zum Teil polizeilich »bereinigt«.

Überzeugend wird die Funktion der Paragraphen 129/129a StGB dargestellt. Verurteilungsstatistiken belegen, daß die Tatbestände der kriminellen bzw. der terroristischen Vereinigung lediglich die Voraussetzung dafür schaffen sollen, die Lebenszusammenhänge unbequemer Mitbürger ausforschen zu können. Diese durch Beispiele untermauerte These durchzieht das Buch wie ein roter Faden.

Verschwiegen wird auch nicht die Rolle der SPD; schließlich hat die SPD/FDP-Koalition die ersten Antiterrorgesetze geschaffen. Da es links vom Regierungsbündnis keine relevante politische Kraft gegeben habe, die in der Lage gewesen wäre, ein mögliches Protestpotential zu binden, hätte sich die sozialliberale Koalition gezwungen gesehen, für den Fall sozialer Auseinandersetzungen präventiv den Sicherheitsapparat auszubauen . Eine These, die besticht und den Protest vieler SPD-Politiker gegen die Wende-Politik relativiert.

Wichtig auch der Hinweis auf die Polizeidienstvorschrift (PDV) 100, mit der 1975 für alle Bundesländer verbindlich eine vereinheitlichte Vorschrift für polizeiliche Führungs- und Einsatzgrundsätze präsentiert wurde. Brand stellt fest, daß über die Festlegung von Begriffen die soziale Wahrnehmung einheitlich strukturiert wird. Und

das nicht im positiven Sinne. Traditionelles Feinddenken wird entlarvt, belegt durch Kostproben aus dem Kommentar zur PDV 100.

Der »Deutsche Herbst«, von vielen als Ursache für eine verschärfte Sicherheitspolitik angesehen, hat nach Enno Brand eine längst in Gang gesetzte Entwicklung lediglich beschleunigt. Die Gesetzentwürfe lagen griffbereit in den Schubladen.

Alfred Stümper, neben Horst Herold einer der Vordenker deutscher Sicherheitspolitik, hält gesellschaftspolitische Veränderungen für bedrohlich und ein Sicherheitsproblem und forderte deshalb konsequenterweise die Unterbindung von Konflikten im Vorfeld – darum auch der inflationäre Ausbau von Datenbanken. Für offene Auseinandersetzungen stehen dann noch die Bereitschaftspolizei und der BGS in den Startlöchern. Von einer dezentralen Polizei hatten vor über vierzig Jahren vielleicht einmal die Alliierten geträumt – mit da Realität von 1988 hat das nichts mehr zu tun. Brand analysiert die Struktur von BKA und BGS und kommt zu dem Ergebnis, daß immer mehr Möglichkeiten bestehen, den Ländern die originäre Zuständigkeit zu beschneiden.

Die »Chronologie der politischen Unterdrückung« macht fast 2/3 des gesamten Buches aus – und hier liegt auch seine Stärke. Brand schöpft aus dem Vollen, hat seine Archive ausgewertet und untermauert das vorher theoretisch Abgehandelte. Jetzt wird deutlich, welch fatale Wirkung der 129a StGB für die politische Kultur unserer Republik hat, jetzt wird klar, daß obrigkeitsstaatliches Denken in unserer verordneten Demokratie leider immer noch gegenwärtig ist. Whyl, Brokdorf, Grohnde, die Freie Republik Wendland, Hafenstraße, Hamburger Kessel, das Nürnberger KOMM – diese und viele andere Stationen werden beleuchtet. Als exemplarische Fälle für die These, daß Polizei häufig als Politikersatz mißbraucht wird, werden die Auseinandersetzungen um die WAA und die Startbahn West ausführlich im politischen Zusammenhang erörtert.

Die »Chronologie der Unterdrückung« endet mit den »anschlagsrelevanten Themen«, einem Begriff, der wohl bald wie der »legale Arm der RAF«, beide von der Bundesanwaltschaft geprägt, in Gerichtsurteile eingehen wird. Mit Hilfe dieser Begriffe wird sich politische Verfolgung beliebig begründen lassen, wenn nicht breiter politischer Widerstand einsetzt.

»Das Ausmaß der 'Staatsgewalt' sowie ihre eigentlichen Ziele sind zu vielen Menschen noch unbekannt«, schreibt Brand zu Beginn seines Buches. Leider gilt das auch für viele meiner Kolleginnen und Kollegen.

Während es sich bei »Staatsgewalt« lediglich um eine Bestandsaufnahme staatlicher Unterdrückung handelt, geht das Buch von Rolf Gössner darüber hinaus. Es will »Handbuch zur Verteidigung der Bürgerrechte« sein. Es zeigt die BRD in einem Zustand, der erschrecken muß.

Gössner beginnt mit einem geschichtlichen Abriß, der zum Verständnis der heutigen Sicherheitspolitik unverzichtbar ist: vom Ausbleiben der Entnazifizierung, über die Kommunistenverfolgung, Berufsverbote, Notstandsgesetze bis hin zum »alltäglichen Notstand«.

Durch Einrichtung und Zurverfügungstellung zentraler, dezentraler und spezialisierter Informationssysteme, durch die Verrechtlichung bisher illegaler Methoden zur »präventiven Herrschaftssicherung« werden heute zwei elementare Eckpfeiler der Begrenzung staatlicher Macht und Willkür aus den Angeln gehoben. Zunehmend bestimme die Gefahrenvorsorge das Denken der Kriminalpolitiker, statt die Bekämpfung konkreter Gefahren. Und die verfassungsmäßig geforderte Trennung von Polizei und Geheimdiensten habe faktisch aufgehört zu existieren. Gössner spricht von einer »alltäglichen Erosion« der Grundrechte, die wider besseres Wissen mit dem Terrorismus der 70er Jahre in Verbindung gebracht werde. Auch er kommt zu dem Ergebnis, daß die »Verpolizeilichung des sozialen und politischen Alltags« zum Politikersatz wird. Statt Sozial-, Umwelt- und Friedenspolitik wird Innere Sicherheits- und Ordnungspolitik betrieben. Es gelte jetzt allen Versuchen, die Protestbewegungen zu spalten, zu widerstehen und die Bedingungen für eine wirkungsvolle Opposition zu optimieren: Staatliche Sicherheit als »Supergrundrecht« gelte es zu bekämpfen.

Die Darstellung der problematischsten Paragraphen der »Neuen Sicherheitsrichtlinien« macht deutlich, daß der gläserne Mensch sich noch im Embryonalstadium befindet. Die Richtlinien gelten für »sicherheitsempfindliche« Tätigkeiten in öffentlichen und privaten Betrieben. Die Ausforschung bis in die Intimsphäre ist angesagt, das »Sicherheitsrisiko Mensch« soll möglichst kleingehalten werden. Dies betrifft nicht nur den labilen Trinker oder den »sexuellen Nimmersatt«, den nichtangepaßten Bürgerinitiativler oder den unterschriftenleistenden, ansonsten politisch passiven Mitbürger, sondern auch deren Angehörige und Freunde. Sie alle werden überprüft, von BKA, VS, BND und MAD je nach Risiko-Einstufung der entsprechenden Behörde oder des entsprechenden Betriebes. Als extremes Beispiel beschreibt Gössner die Sicherheitsüberprüfungen bei Beschäftigten und im Umfeld von Atomanlagen, wo ganze Regionen durchleuchtet werden. Mit Roßnagel kommt Gössner zu dem Ergebnis: »Dieser Sicherheitszwang macht aber die Atomenergienutzung zunehmend sozial- und verfassungsunverträglich . «

Richtig gruselig wird es im Abschnitt über die »Verkartung des inneren Feindes«. Sämtliche Vorurteile über die Sammelwut von Geheimdiensten werden bestätigt und zum Teil durch als »streng geheim« eingestufte Dokumente des Verfassungsschutzes belegt, so daß der Rezensent davon ausgehen muß, daß auch über ihn ein umfangreicher Datensatz im NADIS existiert.

Gössner fordert »angesichts dieser Entwicklung und Perspektiven« kurzfristig eine umfassende Kontrolle von Geheimdiensten und Polizei sowie mittelfristig die Abschaffung des Verfassungsschutzes und der anderen Geheimdienste. Auch im Polizeibereich habe es in den letzten Jahren einschneidende Veränderungen bei den rechtlichen Voraussetzungen gegeben. Gössner spricht von einer »Rationalisierung der Massenkontrolle«. Nur mit den Innovationen in der Informationstechnik und ihrer rechtlichen und tatsächlichen Bereitstellung für die Polizei bekommen z. B. die Einführung des neuen/alten Landfriedensbruchparagraphen oder die Schleppnetzfahndung einen Sinn. Alle bereits verabschiedeten und noch in Aussicht stehenden Gesetze unterstützen, so Gössner, eine Art Frühwarnsystem, mit dessen Hilfe gesellschaftliche Umbrüche und zu erwartende soziale Unruhen rechtzeitig erkannt und repressiv bekämpft werden sollen.

Die politischen Folgen der Todesschüsse an der Startbahn-West bewertet Gössner als »staatsautoritäres Trauerstück«, dessen Hauptakteure auf der einen Seite die Sicherheitsfetischisten der Regierungskoalition gewesen seien und auf der anderen Seite jener Großteil der Linken, der sich zu Distanzierungs- und Schuldbekenntnissen veranlaßt sah. Ähnlich wie Enno Brand analysiert und kommentiert Gössner die verhängnisvolle Bedeutung der Paragraphen 129/129a, teilweise mit identischen Beispielen. Im Zweifelsfall schafft der 129a die Voraussetzung für alle nur denkbaren Grundrechtseingriffe .

Im zweiten Teil seines Buches versucht Gössner in einem »wilden Ritt« durch die Jahrzehnte bundesdeutscher Politik die positiven Ansätze einer Opposition gegen die herrschende Sicherheitspolitik herauszuarbeiten. Die anschauliche Beschreibung der antikommunistischen Hetze in den 50er Jahren verdeutlicht, warum bereits wenige Jahre nach dem Krieg gegen 500.000 Menschen wieder das politische Strafrecht angewandt werden konnte und warum kaum jemand es wagte, dagegen zu protestieren. Gössners Fazit: Isolierte Gegenpolitik kann nur wenig ausrichten. Widerstand gegen staatliche Repressionspolitik müsse kollektiv organisiert und mit anderen sozialen Widerstandsbewegungen verknüpft werden.

Es schließt sich ein Gespräch mit dem Politikwissenschaftler Jürgen Seifert über die Anti-Notstandsbewegung an; das Resümee, »die Erosion des Rechtsstaates unter der Tarnbezeichnung 'Innere Sicherheit' war eine Folge des Teilerfolgs im Kampf gegen den 'Inneren Notstand'«, deckt sich mit den Forschungsergebnissen des Informationsdienstes »Bürgerrechte & Polizei«. Oliver Tolmein diskutiert die Auseinandersetzungen um das Internationale Russell-Tribunal zur Situation der Menschenrechte in der BRD. Aufsätze von Andrea Lederer, Dieter Schöffmann, Dieter Hummel und Einhard Appel beschäftigen sich mit der Opposition gegen den Sicherheits- und Überwachungsstaat der 80er Jahre.

Besonders interessant scheint mir der Beitrag von Schöffmann zu sein. Nach seiner Ansicht ist die Friedensbewegung an der Gewaltfrage gescheitert. Deeskalationsgespräche wie 1983 in Stuttgart lehnt er ab. Die Friedensbewegung habe nicht erkannt, daß die staatliche Repression auch gegen sie gerichtet ist. Wer materielle Abrüstung und Entmilitarisierung wolle, muß sich nach Ansicht Schöffmanns auch gegen die fortschreitende Abschaffung von Bürger- und Demonstrationsrechten wehren.

Ein Aufsatz von Christian Ströbele und Michael Schubert berührt das Tabu-Thema »staatliches Gewaltmonopol«. Schubert lehnt es schlicht als demokratiefeindlich ab und begründet das mit frühbürgerlichen demokratischen Verfassungskonzeptionen. Als Kronzeugen für die These, daß die Staatsgewalt in der BRD eben nicht vom Volke ausgeht, werden Peter Boenisch und Rüdiger Altmann präsentiert. Politische Entscheidungen »fallen nicht in Bonn, sondern in den Chefetagen der großen Konzerne« (Boenisch). Wozu allerdings die Polizei dienen soll, wenn es das staatliche Gewaltmonopol nicht gibt, diese Frage bleibt unbeantwortet. Immerhin fordert Ströbele, einen Teil ihrer Arbeitsbereiche anderen Behörden und Institutionen zu übertragen: »Der alternative Ordnungshüter – nicht mehr, als ein für seine Aufgaben besser ausgebildeter, ausgerüsteter Bürger, der für Schutz- und Ordnungsaufgaben freigestellt und bezahlt wird.« Allemal lohnt es sich, die (theoretischen) Ansätze von Ströbele und Schubert zu überdenken und zu diskutieren.

Der dritte und letzte Teil des Buches (»Was tun? Ratschläge zur Gegenwehr«), widmet sich den praktischen Aspekten des Themas. Alphabetisch werden Aktionsformen des Widerstandes aufgeführt, es werden rechtliche und apparative Voraussetzungen für das Zurückdrängen der Polizei und ihrer wirksameren Kontrolle benannt, hilfreich ist die umfassende Auflistung von Bürgerrechtsgruppen mit Adressen. Zum Abschluß des Buches bekommt der Leser umfassende »Rechts- und Verhaltenstips im Umgang mit den Staatsgewalten«.

Enno Brand: Staatsgewalt. Politische Verfolgung und innere Sicherheit in der Bundesrepublik, Verlag Die Werkstatt, Göttingen 1988, 368 Seiten, 28 Mark

Rolf Gössner: Widerstand gegen die Staatsgewalt. Handbuch zur Verteidigung der Bürgerrechte, Konkret Literatur Verlag, Hamburg 1988, 302 Seiten, 28 Mark

Konkret 12/88, S. 19

Otto Köhler

Die normalen Wege zum KZ

Brecht und/oder Strauß, der anachronistische Zug und/ oder Freiheit und Democracy: Während die politischen Hinterbliebenen weitermarschieren, bis die »Banditen«, die »nur auf dem Misthaufen eines perversen Selbstgeißelungs-Denkens« gedeihen, vertrieben sind, spricht im Kino der Tote: »Wir sind keine Anachronisten«

»Das kann ohne Übertreibung gesagt werden: der plötzliche Tod unseres großen Freunds und Förderers Franz Josef Strauß kommt einer nationalen Katastrophe gleich. Gemeinsam müssen wir jetzt alles unternehmen, daß die Inhalte seiner Politik auch über seinen tragischen Tod hinaus bewahrt bleiben.«

Die Post vom Prinzen kam mit schwarzem Trauerrand. Links auf dem Umschlag ein Bild des großen Verstorbenen. Darunter der Spruch Salomons 4,25: »Deine Augen sollen geradeaus schauen, und Dein Blick richte sich nach vorn.«

Augen geradeaus. Eine Sammlungsbewegung zur Rettung des Vaterlandes lädt zum vorerst »kleinen Kongreß« am Wochenende des 3. und 4. Dezember ins Hamburger Hotel »Reichshof«, dort wo man gerade erst Asylanten schleunigst hinauskomplimentierte. Freunde sind mitzubringen, Spenden einzuzahlen, damit »so viele junge Leute wie möglich aus ganz Deutschland zu diesem Kongreß anreisen können«. Absender Chlodwig Prinz zu Lippe, Ehrenpräsident, und Joachim Siegerist, Vorsitzender von »Die Deutschen Konservativen e.V.« - das ist der Rechtsaußenteil, der sich von der extremistischen Konservativen Aktion um Ludek Pachmann und Gerhard Löwenthal abgelöst hat.

Der zweite Tag des Kongresses gilt dem Gedächtnis eines anderen großen Toten. Freya, die Witwe des »ermordeten Ministerpräsidenten«, spricht über »Der Tod von Uwe Barschel – Politische Hintergründe«. Ihr Gesprächspartner ist der Chef der Deutschen Konservativen, der gerade die 5. Auflage seines Bestsellers über den »Mord« an Uwe Barschel herausbringt. Der Brief mit der Einladung wirbt für das Siegerist-Buch: »Uwe Barschel wußte zu viel über Waffen-Geschäfte und wollte auspacken / Er wurde rituell hingerichtet / Wer sind die 'grauen Brüder des Schattens'? / Freya Barschel erfuhr: Das sind die Mörder / Steht Freya Barschel jetzt auf der Todesliste?« Aufklärung über einen anderen – oder denselben Ritualmörder? – Mörder bietet die Vorderseite: »Brandt/Frahm wird von seiner dunklen Vergangenheit immer wieder eingeholt / Wer ermordete die zwei Brandt-Gegner in Skandinavien?«

Der erste, entscheidende Kongreß-Tag steht ganz im Zeichen des noch größeren Verstorbenen, nein, nicht des Führer-Stellvertreters Rudolf Heß, zu dessen einjährigem Todestag nach unmenschlicher Isolationshaft der Prinz eine Gedenkmedaille in Silber und in Gold schuf. Sondern: Gedenk-Minute für Franz-Josef Strauß, Gebet für den Toten und die letzten Worte von Franz Josef Strauß an die Konservative Jugend Deutschlands – Filmaufzeichnung. Und bevor dann am Abend Ministerpräsident a.D. Heinrich Hellwege, langjähriger Bundesminister unter Konrad Adenauer und ehemaliger Vorsitzender der Deutschen Partei, sowie »unser Freund«, Professor Dr.Dr. Theodor Oberländer – der vom Säuberungs-Bataillon »Nachtigall« damals und von der Antikommunistischen Weltliga WACL heute – ihre Erklärungen abgeben, erreicht der Kongreß seinen Höhepunkt: Heinrich Lummer, ehemaliger Innensenator und CDU-Mitglied des Deutschen Bundestages, geht auf Tuchfühlung. Lummer spricht zum Thema: »Die Situation der Deutschen Konservativen nach dem Tode von Franz Josef Strauß – Was wir machen müssen.«

Viel gibt es zu tun. Doch Lummer, der die Faschisten selbst unter den Linden küßt, packt es – dreieinhalb Wochen nach den herausgewürgten Reden zur Reichsmordnacht 38 – entschlossen an. Die Deutschen Konservativen e.V. das ist ein Programm: Kampf gegen Sowjets, Polen, Tschechen, Zionisten. Für eine »geschichtlich beweisbare Mitschuld der Engländer, Franzosen und Amerikaner an beiden Weltkriegen« . Gegen den »Holocaust der Sowjets an deutschen Frauen und Kindern«. Für den Stolz der Deutschen an ihrer Geschichte. Gegen die »Banditen«, die »nur auf dem Misthaufen eines nahezu perversen Selbstgeißelung-Denkens« gedeihen. ja richtig, die immer mit einem »riesigen Wehgeschrei« kommen – »Motto: Die bösen Deutschen machen schon wieder eine Kampagne gegen die Juden.«

Wir, die Deutschen Konservativen, haben es doch alle miterlebt, »wie unanständig sich der Jüdische Weltkongreß in Sachen Waldheim verhalten hat«. Und: »Sollte es eines Tages wieder – was keiner hofft – zu erneutem Juden-Haß kommen. So viel steht jetzt schon fest: Die geschäfts-tüchtigen, internationalen Interessenvertreter des Judentums hätten dann ein gerütteltes Maß Mitschuld daran.« *

Vier Wochen vor dem kommenden Kongreß der neuen Sammlungsbewegung zur Rettung des Vaterlandes fand – ebenfalls in Hamburg – die Uraufführung eines Filmes über die alte Sammlungsbewegung statt. Und auch da wurde klar: Strauß lebt, und wenn er hundertmal gestorben wäre. Franz Josef Strauß lebt fort. Und er siegte schon, als alle ihn nach seiner Kanzler-Kandidatur 1980 verloren glaubten. »Der Zug – Eine Reise durch die Republik oder Freiheit und Democracy«, so heißt der Film. Aber er ist mehr als nostalgische Erinnerung an den »Anachronistischen Zug«, der sich 1980 als lebendiggewordenes Brecht-Gedicht von Sonthofen bis Kiel durch die Nachfolgerepublik wälzte.

Der Film ist zunächst Medienkritik, eine listige Fahndung nach den unterbliebenen Nachrichten mit Hilfe unseres allerheiligsten Mediums. Am Anfang steht das Wort der Tagesschau. Wilhelm Wieben verliest die Meldungen vom 15. September 1980: den Hirtenbrief der bundesdeutschen Bischöfe zur Bundestagswahl, die Normalisierung des politischen Lebens in der Türkei wenige Tage nach dem Militärputsch – nur gegen radikale politische Kräfte zeige sich die neue Regierung kompromißlos, die Herbstmanöver der Bundeswehr und: »Eine von linken Gruppen und Künstlern organisierte Anti-Straußveranstaltung, der sogenannte Anachronistische Zug nach einem Gedicht von Bertold Brecht, ist heute in Sonthofen von Mitgliedern der CSU und der Jungen Union am Start zu einer Tournee durch die Bundesrepublik gehindert worden.« Dazu ein Bericht vor Ort über den Konvoi von 32 Fahrzeugen, vom Motorrad über Wehrmachtswagen bis zur Staatskarosse. Brechts »bitterböses Gedicht« aus dem Jahr 1947 solle als Straßentheater von 150 Darstellern und einem 100köpfigen Troß auf 3300 Kilometern durch die Bundesrepublik aufgeführt werden. Doch empörte Bürger, allen voran der Ortsgeistliche, haben sich vor den Zug gesetzt und drohen, sich lieber überfahren zu lassen, als die Straße zu räumen.

Die Staatsgewalt, so ging aus dem ARD-Bericht hervor, schritt nicht gegen die Blockierer**, sondern gegen eines der blockierten Fahrzeuge ein, weil in ihm ein Strauß-Darsteller zusammen mit Hitler und Himmler saß, und damit diese Darstellung, wie die Tagesschau weiter meldete, die Grenzen künstlerischer Freiheit überschreite.

Das war um 20.15 Uhr. Der Film zeigt die Fernsehuhr um 23 Uhr: die ARD zeigt zum Programmschluß die Spätnachrichten. Tagesschau-Sprecher Wilhelm Stöck, das vertraute Gesicht, beginnt mit der Meldung: »Der Anchronistische Zug kann morgen seinen Zug durch die Bundesrepublik antreten.« Das Landgericht Kempten habe die Beschlagnahme des Strauß-Wagens durch das Amtsgericht wieder aufgehoben. Kenner entdecken die Fälschung. Der Tagesschau-Bericht enthält eine Parenthese: »Während unterhalb der Ordensburg – im Dritten Reich eine sogenannte Nationalpolitische Erziehungsanstalt, heute findet sich dort eine ABC-Selbstschutzschule der Bundeswehr – der Zug auf die Gerichtsentscheidung wartete...« Eine Parenthese ist – nach Meyers Großem Universallexikon – ein grammatisch selbständiger Einschub in einen Satz, der dessen Zusammenhang unterbricht, ohne jedoch dessen syntaktische Ordnung zu verändern. Unmöglich also in der Tagesschau, die den Gesamtzusammenhang unselbständig und unterbrechungsfrei zu wahren hat. Kurz, die Tagesschau-Szene mit Wilhelm Wieben ist von den Filmemachern korrekt angekauft, also echt. Alle anderen Tagesschau-Szenen, die immer wieder den Film unterbrechen, sind gefälscht, entsprechen also der Wahrheit. Denn nie wieder nach der ersten Meldung, die irgendwie in die Sendung geriet, hat die echte Tagesschau – beliefert von Fernsehteams, die den Zug ständig begleiteten – noch einmal etwas berichtet. Tagesschau-Sprecher Stöck, seit 1980 längst pensioniert – wütend über das, was er in der ARD-Aktuell-Redaktion erleben mußte – hat sich mit Wonne als echter Sprecher der falschen Tagesschau im Film zur Verfügung gestellt.

Er bekam sogar ein kleines Honorar. Andere arbeiteten umsonst, so die beiden echten Landleute, die – eine phantastische künstlerische Leistung im Stil von Karl Valentin und Lisl Karlstadt – aus Anlaß des Zug-Transparents »Kanonen statt Butter« am Wegesrand das Rezitativ über die Butter und das Schwein führen. Er: »So billig war sie noch gar nie.« Sie: »Mir sin doch froh, wenns Butter kaufn.« Er: »So viel Butter wies jetzt gibt, hats noch nie gebe. Ich kann Ihne sage, daß die Schweinepreise vor dreißig Jahre genau den gleichen Stand hatten wie jetzt, obwohl der Arbeiter das Zehnfache verdient, kann man ohne weiteres sage. Wir könne drübe in Feuchtwange des Schweinefleisch kaufe für e Mark und achtundvierzige Pfennige das Pfund.« Sie: »Das ist doch die jetzige Regierung, ja meine Sie, wenn der Strauß hinkommt, daß Sie dann fünfzehn Mark zahle müsse fürs Pfund?« Er: »Aber weil Sie da hinschreibe 'Butter statt Kanonen' – also Butter ist so billig jetzt in Deutschland, so billig war sie noch nie.«

Aber es sind nicht nur die einfachen Menschen draußen im Land, die mit unverstelltem Sinn willig-unfreiwillig mitspielen. Großartig, wahrhaft mäzenatisch ist die engagierte Mitarbeit unserer Staatsorgane beim Zustandekommen des Filmes: echte Polizisten, echte Staatsanwälte, echte Richter – sie alle haben ohne Honorar tragende Rollen in diesem Film, ja im Anachronistischen Zug selbst übernommen.

Da ist der Richter, der mit einem glänzend gespielten antifaschistischen Furor erklärt: »Die Beschlagnahme kann dadurch abgewendet werden, daß die NS-Symbole abgelegt werden.« Da ist der Wachtmeister, der gewissenhaft prüft, ob der falsche Bundeswehrgeneral mit dem eisernen Kinn sein Nazi-Ritterkreuz ohne Haken trägt – im Zug muß das NS-Hoheitszeichen etwas außerhalb der bundesdeutschen Realität, aber in Übereinstimmung mit den Gesetzen überklebt werden. Da ist ein anderer Richter, der bei einem Prozeß noch 1986 – die Prozeßlawine zum Anachronistischen Zug drängt jetzt ins achte Jahr, auch nach dem Heimgang des großen Verstorbenen – das gesamte Gedicht über Freiheit und Democracy im Gerichtssaal vorträgt. Sehr ordentlich, fast formvollendet, nur einmal, in der achtzehnten Strophe verfehlt er knapp einen Reim.

Da ist der Staatsanwalt, der an seiner Gerichtsstandsgrenze korrekt den Anachronisitschen Zug an den Nachbarstaatsanwalt zur weiteren Beobachtung und Veranlassung übergibt. Da ist der große Verstorbene selbst, der bei einer Wahlveranstaltung längs des Weges glaubhaft versichert: »Wir sind keine Anachronisten.«

Unübertroffen aber, er, Georg Reger, der Polizeichef von Dachau, ganz echt. Im Dialog mit drei Abgesandten des Zuges, die einen Kranz am KZ-Ehrenmal niederlegen wollen, steckt er Bernhards »Heldenplatz« samt Peymann glatt in die

Tasche:

Die Leute mit dem Kranz stehen vor der Schranke des Geländes der Bereitschaftspolizei in Dachau – dort wo einst Innenminister Tandler den Gaseinsatz gegen Demonstranten übte – und wollen über die abgesperrte »Straße der KZ-Opfer« an der »Straße der Befreiung« vorbei zum Gedenkmal. Der Polizeichef: »Es ist eindeutig, nicht nur Sie, generell niemand darf das Gelände der Bayerischen Bereitschaftspolizei für diese Zwecke betreten.«

Die Abgesandten erinnern an den Namen der Straße. Der Polizeichef: »Wenn Sie meinen, daß diese Straße mit diesem Namen der Öffentlichkeit gewidmet werden sollte, dann müssen Sie die behördlichen Wege dazu einschlagen, Anträge stellen.« Brecht-Tochter Hanne Hiob: »Das finden Sie richtig?« Der Polizeichef: »Es kommt nicht darauf an, was ich für richtig halte. Ich weiß nur, daß jeglicher Besuch, und Sie sind nicht die ersten – nach Dachau kommen fast eine Million im Jahr – und die alle verwenden und gebrauchen die normalen Wege, die zum KZ führen.«

Rheinfahrt. Der Anachronistische Zug bewegt sich am zehnten Tag immer näher auf Bonn zu. Im Lautsprecher Musik aus der Oper »Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny« von Brecht/Weill: »Ein Taifun! Ein Hurrikan in Bewegung auf Mahagonny...O furchtbares Ereignis, die Stadt der Freude wird zerstört.« Doch werkgetreu biegt der Hurrikan, der Anachronistische Zug, kurz vor Bonn ab. Und irgendein Unions-Jim singt: »Wir brauchen keinen Hurrikan, / wir brauchen keinen Taifun, / denn was er an Schrecken tun kann, das können wir selber,/ das können wir selber, / das können wir selber tun . « Der Anachronistische Zug biegt ab, fährt – je sozialdemokratischer ein Land, desto behinderter – weiter in den Norden und kommt erst am einundzwanzigsten Tag, dem Wahltag nach Bonn.

Strauß hat die Wahl verloren. Die Wähler jubeln von der Leinwand: »Es ist wunderbar, so, wie wir es uns gewünscht haben.« Aber Mahagonny, die Oper, in der unsere Republik lebt, hat – das erkannte Regisseur Thomas Schmitz-Bender – kein happy end. Selbstbewußt erscheint Helmut Schmidt auf der Regierungsbank, nickt, schaut, fühlt sich wohl – aus dem Lautsprecher die Mahagonny-Klänge: ». . und wenn einer tritt, dann bin ich es/ und wird einer getreten dann bist du's.« Zur gleichen Melodie der Szenenwechsel. Kohl siegt im Oktober 82. Dazu die Mahagonny-Musik: »..Können einem toten Mann nicht helfen/ Können wohl von seinen großen Zeiten reden, / können auch seine große Zeit vergessen, / können ihm ein saubres Hemd anziehen, / können einem toten Mann nicht helfen.« Helmut Kohl – er ist immer echt – wankt zu diesem Gesang, nur den getreuen Ackermann hinter sich, aus dem leeren Bundestag, Flammen schlagen – Menetekel des Reichstagsbrands und seiner Folgen? – aus dem Parlament.

Wer ist der tote Mann? Helmut Schmidt? Helmut Kohl? Oder der große Verstorbene – tot ist er ja?

Nein, der Film, auch dieser Schluß, wurde vor dem Tod in Regensburg gedreht. Thomas Schmitz-Bender sagt es nach der Uraufführung: »Das Verhindern von Strauß als Kanzler hat keine wirkliche Rettung bedeutet.« Der tote Mann, das sind wir alle. Die Oper, die unsere Republik ist, endet auch im Film mit der Verheißung: »Können uns und euch und niemand helfen.«

Anmerkungen

*Hitlers Originalsatz vom 30. Januar 1939 lautet: »Wenn es dem internationalen Finanzjudentum innerhalb und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.«

**Für Ignoranten der rechtspolitischen Entwicklung: Vor acht Jahren wurde das Blockieren von Fahrzeugen, da es staatspolitisch wertvollen Zwecken diente, noch nicht strafrechtlich verfolgt.

Konkret 12/88, S. 22

Ellis E. Huber

Buch des Monats: Medical Killing

Robert Jay Lifton: Ärzte im Dritten Reich. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1988, 704 Seiten, 48 Mark

Der Buchtitel des Originals lautet prägnant: »The Nazi Doctors: Medical killing and the Psychology of Genozid«. In der deutschen Ausgabe titelt der Verlag freundlich: »Ärzte im Dritten Reich«. Die Bewältigung der tabuisierten Vergangenheit erfordert immer noch Zurückhaltung. Es ist eben einfacher für die deutsche Ärzteschaft, die Zahl der Mörder im weißen Kittel auf 350 zu begrenzen und die Gesamtverantwortung zu verdrängen. »Ich habe oft genug in den folgenden Jahren erkennen müssen, daß mir wegen der zweiten ausführlichen Dokumentation 'Medizin ohne Menschlichkeit' der Ruf eines Mannes mit mangelndem Standesbewußtsein anhaftete, ein Ruf, der eifrig unterhalten wurde, um in akademischen Entscheidungen späterer Zeit, z. B. bei Berufungen, als Vorurteil immer weiter gegen mich zu wirken«, schreibt Alexander Mitscherlich rückblickend zu den Reaktionen auf seinen 1949 gemeinsam mit Fred Mielke erstellten Abschlußbericht über die Nürnberger Ärzteprozesse. Dieses Buch wurde nahezu nirgends bekannt, keine Rezension erschien. »Wir stehen dabei alle wie Zwerge auf den Schultern von Alexander Mitscherlich, der das Ausmaß der medizinischen Verbrechen der Nazis als erster der Öffentlichkeit bekannt machte und später als der vielleicht brillanteste psychoanalytische und moralische Kritiker der Naziära hervorgetreten ist. Die intellektuelle Energie und der persönliche Mut von Mitscherlich stellen auch heute noch ein Vorbild dar, nach dem sich viele orientieren und weiter orientieren werden«, sagt der amerikanische Autor dazu in seinem Vorwort. Dem Andenken Alexander Mitscherlichs ist die deutsche Ausgabe des Buchs von Robert Jay Lifton gewidmet, das der deutsche Verleger (Klett-Cotta) etwas großspurig als »Erste Gesamtdarstellung der Rolle der Mediziner im Dritten Reich, der Täter, Mitläufer und der wenigen, die Widerstand leisteten«, bezeichnet.

Im Vorwort zu »Medizin ohne Menschlichkeit« analysiert Alexander Mitscherlich: »Von ungefähr 90.000 damals in Deutschland tätigen Ärzten haben etwa 350 Medizinverbrechen begangen. Das bleibt noch eine stattliche Zahl, vor allem, wenn man an das Ausmaß der Verbrechen denkt. Aber es war im Vergleich zur gesamten Ärzteschaft doch nur ein Bruchteil, etwa 1/300. Aber ist es nicht dann doch wieder beunruhigender: Jeder dreihundertste Arzt ein Verbrecher? Das war eine Relation, die man nie zuvor in der deutschen Ärzteschaft hätte finden können. Warum jetzt? Doch das trifft nicht den Kern. 350 waren unmittelbare Verbrecher – aber es war ein Apparat da, der sie in die Lage oder in die Chance brachte, sich zu verwandeln. Sie haben ja nicht die Patienten ihrer Praxis getötet. Sie haben sich zumeist an diskriminiertem 'Menschenmaterial' versucht. Der Apparat schaffte sie herbei. Was aber ist der Apparat? Solange wir nicht diese Frage aufrichtig beantworten, wieweit wir selbst 'Apparat' waren, haben wir nichts, überhaupt nichts getan, um den Toten dieser furchtbaren Zeit jenen Respekt und jene Aufmerksamkeit zu erweisen, die allein die Brutalität, mit der sie überwältigt wurden, für die Zukunft entkräften kann. Und das ist doch das einzige Zeichen des Dankes, den wir abstatten können, durch eine Erkenntnis, die uns alle einbezieht: Zu verstehen und vorzubeugen.«

Der erste Gesundheitstag 1980 in Berlin eröffnete mit einer denkwürdigen Veranstaltung: »Medizin und Nationalsozialismus – tabuisierte Vergangenheit – ungebrochene Tradition?« Seine Dokumentation mit diesem Titel entfachte einen immer noch aktuellen Streit. Der Chefredakteur des »Deutschen Ärzteblattes« schämte sich nicht, noch im Februar dieses Jahres zu schreiben: »Wer will, mag sich heute ehrlich oder scheinheilig darüber aufregen, daß 1933 16-, 17-jährige Schüler in die Marine-SA oder die Reiter-SS eingetreten sind oder daß halbwüchsige Angehörige der Zwangsorganisation 'Hitlerjugend' spätestens beim Erreichen der Volljährigkeit in die National-Sozialistische Deutsche Arbeiter-Partei 'überführt' wurden oder andere später gar Sanitäts-'Standartenführer' geworden sind. Die Jugendlichen von damals werden als Sündenböcke gerne von denen bemäkelt, die sich selbstgerecht und selbstrechtfertigend heute von jener Zeit distanzieren. Dabei wollen doch andererseits die jungen Leute, die seit den siebziger Jahren – zu einer anderen Ideologie verführt – schlimmeres als Segeln und Reiten oder Sanitätsdienst unternehmen, dafür nach 50 Jahren auch nicht gehängt werden...«.

Die Initiatoren des Gesundheitstages 1980 bilden mittlerweile den Vorstand der Ärztekammer Berlin. Ihr Bemühen, die notwendige Diskussion über die Nazi-Medizin innerhalb der bundesdeutschen Ärzteschaft ehrlich und offen zu führen, erfährt durch Liftons Buch-Erfolg wertvolle Unterstützung. Der nächstes Jahr in Berlin tagende Deutsche Ärztetag wird sich erstmals offiziell und umfassend dem Thema stellen. Im »Deutschen Ärzteblatt« erscheint derzeit eine respektable Serie zur NS-Medizin.

Der Erfolgs-Autor Dr. Robert Jay Lifton, Jahrgang 1926, ist Mediziner und Professor für Psychiatrie und Psychologie an der City University, New York. Er ist Mitglied der »Physicians for Social Responsibility« und Gründungsmitglied der internationalen Vereinigung »Ärzte gegen den Atomkrieg«, die 1986 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Seine Kenntnisse über das psychische Verhalten unter »Extrembelastungen« und zehnjährige Vorarbeiten mit einem großen Stab von Hilfskräften, Interviewern und Übersetzern ließen ein bedeutsames Werk erwarten. Es ginge ihm um mehr, als nur historische Fakten auszubreiten, meint der Verlagsprospekt. Lifton habe hunderte von Interviews geführt mit davongekommenen Opfern und mit Tätern, die ihm, dem Amerikaner, bereitwilliger als einem Landsmann Auskunft

gegeben hätten. Der Autor habe tausende von Prozeßprotokollen durchgesehen, als Psychologe und Psychiater alle Materialien analysiert und ein psychologisches Modell entwickelt, mit Hilfe dessen das Unbegreifliche erklärt werden könne. Das Ergebnis sei eine psychologische Studie, erarbeitet im direkten Dialog mit Tätern und Opfern, eine Forschung, die sich »in den Wohnzimmern« umgesehen habe. »Unangenehm bis herzlich«, schildert Lifton die Atmosphäre der Gespräche mit den Tätern. Deren Kooperationsbereitschaft überraschte: Von 41 angeschriebenen, noch lebenden Interview-Partnern waren 29 zur Aussage bereit. Lifton habe sich, wie er sagt, den Tätern mit dem ausdrücklichen Ziel des Verstehen-wollens genähert. Er wolle eine »verstehende Geschichte der Verbrechen« schreiben, die von Ärzten im Dritten Reich begangen worden sind. Die beste Art und Weise, etwas über die Nazi-Ärzte zu erfahren, sei, mit ihnen zu sprechen. Doch die Methode ist nicht ohne Gefahr.

»Es ist verwunderlich, daß Lifton kaum auf die reichhaltigen Dokumente aus dem Nürnberger Ärzteprozeß zurückgreift«, korrigiert ihn Christian Pross, ein Berliner Arzt, der sich im Thema auskennt: »Jeder, der versucht hat, ehemalige SS-Leute und Nazis zu interviewen, weiß, worauf man sich einläßt. Man sitzt gemütlich zusammen beim Kaffee und kann sich dem Gebot der Höflichkeit nicht entziehen. Der Befragte tischt seine über Jahrzehnte gegenüber sich, gegenüber Staatsanwälten, Richtern und den eigenen Kindern einstudierten Legenden auf. Sie sind Teil seiner selbst geworden, und kaum ein geschulter Analytiker vermag diesen Panzer zu durchbrechen. Der einzige Gewinn, den man aus solchen Interviews ziehen kann, ist der Nervenkitzel, den Nazi leibhaftig vor sich sitzen zu haben«. An vielen Stellen des Buches spüre man derartige Gefühle Liftons, meint Pross. Der Leser ist versucht, für die Täter unter den Ärzten Mitleid zu empfinden und die Opfer zu vergessen. Dennoch versucht Lifton auf diese Art die Rolle der Mediziner, der Täter und der Mitläufer zu ergründen. Aus diesen Gesprächen leitet er die analytischen Thesen im dritten Teil des Buches ab.

Ärzte waren beteiligt. In einer Erklärung »Zur Schuld von Ärzten im Nationalsozialismus« stellt dies die Ärztekammer Berlin heute klar: Lange vor Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft haben Ärzte Begriffe geprägt, die eine Ausgrenzung von Menschen aus der Gesellschaft und die Verfolgung von Minderheiten förderten. Die Ideologie-Bildung nationalsozialistischer Gesundheitspolitik wurde in der Ärzteschaft vorweggenommen. Am Aufbau der Aussonderungs- und Tötungsbürokratie waren Ärzte leitend beteiligt. Dabei waren es Ärzte mit zunächst scheinbar normalen Karrieren, die Gashähne in den Euthanasie-Anstalten öffneten und als Spezialisten für das Töten die fabrikmäßige Ausrottung der Juden nicht nur technisch ermöglichten. Das wissenschaftliche Ausschlachten widerwärtigster Menschenexperimente, die Brutalisierung diagnostischer und therapeutischer Konzepte und die angewandte Praxis selektiver Sozialpolitik mit dem Mord am »lebensunwerten« Leben war Gegenstand wissenschaftlicher Kongresse: Die Informationen waren der Fachöffentlichkeit zugänglich. Warum konnte dies geschehen, warum besonders unter Ärzten?

Das Erklärungsmodell Liftons führt den Begriff der »Dopplung« ein. Diesen Begriff »doupling« grenzt er von dem der »Bewußtseinsspaltung« ab, die bei Neurotikern oder schizophrenen Patienten vorkommt. Unter Dopplung versteht Lifton eine Art doppeltes Selbst, das jedes für sich handeln könne. Der Nazi-Arzt erscheint wie ein Doppelgänger in einem einzigen Körper: Zwei Personen unter einer Haut. Die eine Persönlichkeit befähige den Arzt, braver Ehemann, vorbildlicher Familienvater, sentimentaler Tierfreund, Kunstliebhaber und fürsorglicher Kollege zu sein . Die andere Persönlichkeit entspreche dem kaltblütigen Mörder unschuldiger und wehrloser Menschen.

Die Anfälligkeit für die Dopplung des Bewußtseins oder der Persönlichkeit skizziert Lifton als ein globales Problem und ein zeitübergreifendes Phänomen, das überall auftauchen könne. Das doppelte Auschwitz-Selbst habe eine Bedeutung, die weit über die Nazi-Ärzte und ihre Geschichte hinausgehe. Jeder Mensch trage einen potentiellen Doppelgänger in sich. Es stellt sich damit die Frage, warum Ärzte, die doch dazu berufen sind, zu helfen, zu heilen und Leben zu retten, für diese Dopplung ihres Selbst besonders anfällig waren und vielleicht anfällig sind.

Die erste Konfrontation des jungen Medizinstudenten mit Patienten erfolgt im Sektionssaal. Der Initiationsritus der Ärzte konfrontiert mit Leichen. Dies prägt das »ärztliche Selbst«. Die emotionalen Belastungen des Berufes begünstigen sicherlich eine Art Gefühllosigkeit gegenüber Sterben und Tod, die im Krankenhaus alltäglich und gewöhnlich geworden ist. Lifton führt Untersuchungen an, nach denen bei vielen Ärzten als Motivation für die Berufswahl eine überdurchschnittliche Angst vor dem Tod Bedeutung besitze. Die Angst vor emotionaler Betroffenheit zwingt zur Reduktion des ärztlichen Handelns auf technische Erwägungen. Fast beschwörend meint Lifton, daß der »ideale Arzt« »warmherzig und menschlich« nur dadurch sein könne, daß er die Dopplungs-Versuchung seines Berufes aktiv bekämpfe. Distanzierte, wissenschaftliche Objektivität, der Mensch als Objekt, ist Gegenstand medizinischer Curricula. Warmherzigkeit und Menschlichkeit werden im Medizin-Studium nicht eingeübt. Die Überbetonung von technischer Perfektion und technischen Modellen, das Maschinenbild des Menschen kann für das »Doppelgänger-Syndrom« anfällig machen. Das berufsspezifische »ärztliche Selbst« erscheint so in bedenkenswerter Nähe zum »Auschwitz-Selbst«. Wer in der Gesellschaft das Recht erhält, zwischen krank und gesund, über die Art und den Umfang von Hilfe durch die soziale Gemeinschaft und über die Berechtigung ihrer Inanspruchnahme zu entscheiden, lebt in gefährlicher Nähe zu der Versuchung, auch die Macht zur Entscheidung zwischen lebenswert und lebensunwert zu beanspruchen. Aus »Patientengut« wird schnell »Menschenmaterial«. Der Arzt besitzt Macht. Wer Macht hat, braucht die Sicherheit einer

humanen Leitlinie: Eine ärztliche Ethik, die dem einzelnen Mediziner Grenzen setzt und die Ärzte insgesamt in Grenzen hält.

»Vielleicht der einzig wirkliche Schlüssel für das ärztliche Funktionieren des 'Auschwitz-Selbst' war die Technisierung von allem und jedem. Das Selbst konnte sich aller ethischen Bedenken entledigen, indem es sich auf das rein Technische oder das rein Fachliche konzentrierte«, vermutet Lifton. Angewandte Medizin wurde auf technisch perfekte Umsetzung der vorherrschenden »Gesundungsvorgabe« oder »Heilslehre« reduziert. Menschlich ethische Normen oder Sicherheiten verschwanden. Die letzte Perfektion des rein Technischen und der Wissenschaft durch Menschenversuche war dann die hygienisch als Baderaum getarnte Gaskammer.

Die Rolle des Arztes als naturwissenschaftlicher Experte, perfekter Techniker, der wundersame Reparaturen vollbringt und durch komplizierte Apparaturen den Beginn und das Ende des Lebens manipulieren kann, verleitet zur Wahnvorstellung, daß alles machbar sei, wenn nur Wissenschaft und Forschung genügend Geld, Zeit und Einsatz erhielten. Viele Nazi-Ärzte waren mehr fanatische Genetiker, Internisten, Pathologen oder politische Gesundheitsförderer als fanatische Nazis. Eine professionelle Elite erlebt sich im »Hochgefühl«, an der Verwirklichung einer biomedizinischen Vision und Utopie teilzuhaben. Es geht um die Auslöschung von Krankheit und Abweichung oder um die radikale Verwirklichung einer Gesundheitsideologie: Der Arzt herrscht über den kranken Menschen. Dieser ist Objekt ärztlichen Denkens und Handelns. Ein zurückhaltendes und bescheidenes Verstehen der Sorgen und Nöte von kranken oder schwachen Menschen verschwindet hinter einer perfekten Technik der Ausrottung von Krankheit.

Lifton klammert in seinem Buch die ungebrochene Tradition im Denken und Handeln der Mediziner weitgehend aus. Dem Übergang von der NS-Medizin zur Gegenwart spürt er nicht hinreichend nach. Die erfolgreichen Nachkriegskarrieren der NS-Ärzte fehlen. Professor von Verschuer etwa, Auftraggeber Mengeles, ist bis heute international geehrt und respektiert. Die Menschenversuche der Nazi-Ärzte finden Eingang in heutige wissenschaftliche Aufarbeitungen, und einige der deutschen Luftwaffenärzte, die Menschenversuche durchgeführt hatten, arbeiteten nach 1945 in amerikanischen Diensten weiter.

»Liest man die Tagebücher, Briefe und Artikel von NS-Ärzten, die zur Zeit des Geschehens geschrieben wurden, findet man darin wenig Idealismus, dagegen viel kleinliche Gier nach Posten, Geld und Privilegien, eine Mischung aus Neid, Selbstüberschätzung und Verachtung der 'Minderwertigen'«, schreibt Christian Pross. Solche Quellen verwendet Lifton kaum. Die Darstellung seiner NS-Ärzte läuft daher Gefahr, die Vorstellungen vieler bundesdeutscher Standesfunktionäre zu bestätigen, daß die Nazi-Ärzte verblendete Idealisten und fehlgeleitete Wissenschaftler gewesen wären, die von Hitler zur Heilung des kranken Volkskörpers verführt worden seien. Menschen hätten versagt, aber nicht die Institution der Medizin und die Ideologien von Wissenschaft und Forschung.

Die mörderische Katastrophe der Humanität im Dritten Reich läßt sich aber ebensowenig auf innerpsychische Prozesse von Menschen reduzieren wie die Krise der Medizin auf die Unzulänglichkeit einzelner Ärzte. Thure von Uexküll schreibt in seiner »Theorie der Humanmedizin« über die Verantwortung des Arztes für die Medizin: »Es war eine Unterlassungssünde, daß in den Nürnberger Ärzteprozessen neben den Ärzten, die ihre Versuche, statt an Mäusen und Ratten, an Menschen durchgeführt hatten, nicht auch die Medizin auf der Anklagebank saß, in der sie ausgebildet waren. Die Theorien, die sie dort erlernt hatten, kennen keinen Unterschied zwischen Menschen und Tieren.«

Der Mythos einer wertfreien Wissenschaft leugnet kulturelle, ideelle und politische Leitideen oder Menschenbilder, die ärztliches Denken und Handeln beeinflussen. Die praktische Radikalität der Ausmerze und die handwerkliche Präzision der Tötung des »Unwerten« können auch als Abwehr-Reflex auf die sprechende und verstehende Medizin verstanden werden. Die Psychoanalyse und die Psychotherapie, die Krankheit und Leiden akzeptieren und sich einfühlend mit den individuellen Biographien und Widersprüchen menschlicher Existenz auseinandersetzen können, lehren eine andere Medizin. Hinter ihnen steht auch ein anderes Selbstverständnis ärztlichen Denkens und Handelns. Die psychotherapeutische Medizin galt für die Nazis als jüdische, entartete Medizin.

Die Wahnvorstellungen einer rassischen Kur und die Ausrottung des »Unverständlichen« unter den Objekten ärztlicher Tätigkeit bildeten auch den Versuch, ein wankend gewordenes Arztbild in einem Ausbruch von Aktivität zu retten und die Einsicht abzuwehren, daß eine humane Medizin Teilnahme erfordert, menschliches Verständnis und die Fähigkeit, mitzuleiden. Mit den jüdischen, kommunistischen, sozialistischen und humanistischen Ärzten wurde auch die Existenz einer anderen, einer verstehenden Medizin aus den Institutionen ausgegrenzt. Die Macht der Biokraten über Menschen und der Traum von einer vollkommenen, machtvollen Elite herrscht auch heute unter Ärzten. Die Profession verdrängt zu gerne ihre Ohnmacht durch überhebliches Standesbewußtsein .

Die Entwicklung einer humanen medizinischen und ärztlichen Ethik in der heutigen Zeit ist eine Verpflichtung, nach der Liftons Studie fragt. Sie zwingt zur beharrlichen Suche nach Antworten, die von den heutigen Ärzten für die heutigen Probleme gefunden werden müssen: Wie kann eine ärztliche Ethik und Selbstkontrolle gebildet werden, die gegen die Verführung zur Dopplung, gegen die Arroganz biokratischer Macht und gegen die Versuchung zum medizinischen

Größenwahn immunisiert? Dies ist die zentrale Aufgabe und die soziale Pflicht heutiger ärztlicher Selbstverwaltung. Die ehrliche Auseinandersetzung der Ärzteschaft mit ihrer Schuld und ihrem Versagen im Nationalsozialismus ist unverzichtbare Grundlage für die Hilfe in der Identitätskrise, an der die Ärzte und ihre Organisation heute leiden.

So gesehen ist Liftons Buch ein wichtiger, lesenswerter und notwendiger Zwischenschritt. Der Bestseller könnte auch den bundesdeutschen Ärzten helfen; ihre eigene Vergangenheit und Gegenwart selbstkritischer zu reflektieren und eine bessere Zukunft zu gewinnen. Eine Zukunft, in der der Arzt bescheiden zu seiner Macht und selbstbewußt zu semer Ohnmacht stehen kann.

Ich danke Reinald Purmann für wichtige Diskussionen und Anregungen bei der Erstellung dieses Textes.

Konkret 12/88, S. 25

Theresia Degener

»Junk Liberty«

Auf dem zweiten bundesweiten Kongreß »Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologie« in Frankfurt wurde deutlich, wie sehr sich der Widerstand der Frauen verbreitert und radikalisiert hat. Die Kritik am liberalen Selbstbestimmungs-Modell der bürgerlichen Frauenbewegung ist fast schon Konsens

»Die Staatsanwaltschaft hat sich als unsere Werbeagentur betätigt und – das auch noch ohne Honorar. Dafür sei ihr gedankt.« Ingrid Strobls Beitrag auf dem Eröffnungspodium, mußte von den Veranstalterinnen verlesen werden. Anders als Ulla Penselin, die im August nach achtmonatiger Untersuchungshaft entlassen wurde, sitzt sie immer noch im Münchener Untersuchungsgefängnis. Ihr Platz, geschmückt mit Namensschild und Blumenstrauß, blieb leer.

Die Verhaftungen von Ulla Penselin und Ingrid Strobl im Dezember 1987 unter dem Vorwurf der Mitgliedschaft in der »Roten Zora« (KONKRET 3/88) sowie weitere Verhaftungen, Durchsuchungen und Repressionen gegen Frauen, die sich gegen diese neuen Technologien einsetzen, waren ein wichtiger Anlaß für die Organisation des Kongresses. Gegen die zunehmende Kriminalisierung des Frauenwiderstandes sollte ein Signal der Stärke gesetzt werden, das zeigt, daß die »Aktionen von Polizei und Justiz zumindest in punkto Einschüchterung und Isolierung aktiver Frauen ihr Ziel verfehlt haben«. In der Tat: Über 2.000 Frauen waren dem Kongreßaufruf der Trägerinnen – des Feministischen Frauengesundheitszentrums Frankfurt und des schon am ersten Frauen-Gen-Kongreß (1985) beteiligten Vereins sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen, Köln – gefolgt: Hausfrauen der älteren Generation, junge Mütter, Lesben, Punkfrauen und behinderte Frauen.

Die Frauenbewegung hat sich zum Thema organisiert. Viele der vor allem jungen Feministinnen kamen aus lokalen Anti-Gen und -Repro-Gruppen, die sich vor zwei Jahren bundesweit zusammengeschlossen haben. Als internationale Organisation war FINNRAGE (Feminist Network Against Genetic Engeneering and Reproductive Technologies) vertreten. Anders als 1985 nahmen viele Frauen aus dem autonomen Spektrum teil, war der Kongreß kein grünes Projekt mehr: Die Öko-Partei, 1985 noch Trägerin des Bonner Kongresses, trat diesmal nur noch im UnterstützerInnenkreis in Erscheinung. Anders auch als 1985 gab es kaum Informationsveranstaltungen über die neuen Technologien. Wer teilnehmen wollte, mußte bescheid wissen.

Daß Fragen nach »Chancen und Risiken« der Technologien nicht mehr gestellt wurden, die Einbeziehung des Frauenwiderstandes in anderen, insbesondere »Dritt-Welt«-Ländern, der historische Bezug zur Eugenik-Bewegung, sowie die Auseinandersetzung mit patriarchalischem Naturverständnis und der Kontinuität nationalsozialistischer Forschungspraxis und Selektionsideologie – all dies zeugte davon, daß innerhalb der Frauenbewegung eine Radikalisierung in bezug auf den Themenkomplex stattgefunden hat. Wurden vor zwei Jahren noch Diskussionen über die Möglichkeit einer feministischen Umgehensweise mit den neuen Technologien am Beispiel feministischer Samenbänke geführt, erntete Ingrid Strobls Beitrag in Frankfurt Beifall gerade in der Bewertung feministischer Samenbänke als Teil eines auf Auslesemechanismen beruhenden Wirtschaftszweiges, der in Kontinuität zur NS-Ideologie stehe.

Besonders deutlich zeigte sich die Radikalisierung am Thema Selbstbestimmung im Zusammenhang mit pränataler Diagnose und eugenischer Indikation. Während behinderte Frauen in Bonn 1985 noch mit ihrer Analyse der pränatalen Diagnostik und humangenetischen Beratung als Ausdruck moderner, negativer Eugenik weitgehend isoliert waren und sich dem Vorwurf der antifeministischen Abtreibungsgegnerschaft ausgesetzt sahen, bildete in Frankfurt die Kritik an Humangenetik, die Ablehnung von pränataler Diagnose und eugenischer Indikation den Grundkonsens.

Gleichwohl war das Thema nicht abgehakt. Die vom Bremer Genforum in Kooperation mit der Krüppelfrauengruppe Bremen angebotene Arbeitsgruppe war mit 120 Teilnehmerinnen eine der bestbesuchten. Wie 1985 auch, war die Diskussion der eigenen Angst vor einem behinderten Kind das Hauptanliegen vieler Frauen. Die Auseinandersetzung damit verlief jedoch wesentlich politischer, basierend auf einem sensibleren Verständnis von feministischer Selbstbestimmung. Während die behinderten Frauen Swantje Köpsell und Anna Waldschmidt die zunehmende gesellschaftliche Diskriminierung behinderter Menschen in einen Zusammenhang mit der humangenetischen Beratungstätigkeit auf eugenischer Grundlage, der Gesundheits- und sozialen »Spar«politik setzten, berichtete die nichtbehinderte Eve Schindele über ihre und anderer Frauen Erfahrung mit pränataler Diagnostik am Beispiel der Fruchtwasseruntersuchung. Sie machte klar, daß Frauen mit Fortschreiten der Technologieentwicklung die Verantwortung für die Qualitätskontrolle ihrer Kinder übertragen wird. Indem Angst vor einem behinderten Kind und den damit zusammenhängenden finanziellen und sozialen Folgen für die Mutter geschürt wird, werden schwangere Frauen in die Rolle dankbarer Konsumentinnen der neuen Gen- und Reproduktionstechnologien gedrängt. Schindele selbst hat sich diesem Druck durch die Verweigerung einer Amniozenthese (Fruchtwasser-Untersuchung) entzogen und daraufhin den Druck, der auf »unverantwortliche« Schwangere ausgeübt wird, zu spüren bekommen.

Im Gegensatz zu 1985, als nichtbehinderte Frauen Schwierigkeiten hatten, über ihre Behinderungsängste in Anwesenheit behinderter Frauen zu reden, war der Diskurs in Frankfurt zwischen behinderten und nichtbehinderten Frauen geprägt von Offenheit und der Bereitschaft, bestehende Widersprüche zwischen politischem Anspruch und Alltagsbewältigung zunächst einmal zu akzeptieren. Auf dieser Basis waren nichtbehinderte Frauen bereit, ihre Ängste als diffus und an monströsen Bildern orientiert offenzulegen, ohne dabei gleichzeitig die Möglichkeit eigener Befangenheit in eugenischer Denkweise ausschließen zu wollen. Der Run auf die humangenetischen Beratungsstellen und pränatalen Diagnosezentren wurde als Ausdruck einer gesellschaftlichen Tendenz zur Rationalisierung und Minimierung von Lebensrisiken analysiert, in der feministischer Selbstbestimmung allenfalls eine Alibifunktion zukommt.

Auch die Amerikanerin Gena Corea und die Frauen des Frauenzentrums Bochum problematisieren den Selbstbestimmungsbegriff. Corea, die zum Thema Industrialisierung der Reproduktionstechnologien referierte, sprach von der »junk liberty« (der »Wegwerffreiheit« analog der »junk food«-Kultur), die Frauen von den Befürwortern der Reproduktionstechnologie mit dem Versprechen weiblicher Selbstbestimmung angedient werde. Damit bezog sie sich auf die Argumentation der ACLU (American Civil Liberty Union, die größte US-Amerikanische Bürgerrechtsvereinigung), die jüngst mit der Behauptung eines Selbstbestimmungsrechts von Leihmüttern erfolgreich gegen das im Staate Michigan ausgesprochene Verbot der gewerblichen Leihmutterschaft zu Felde gezogen war. Seither ist das Geschäft, in Michigan wie in den meisten Bundesstaaten, wieder erlaubt.

Wie wenig dabei die betroffenen Frauen tatsächlich geschützt sind, zeigte Gena Corea an Beispielen von Leihmüttern, die von der Vermittlungsagentur den Bestelleltern wie Kühe vorgeführt wurden, oder am Fall einer Leihmutter, bei der die Bestelleltern sich die Anwesenheit bei der Geburt mit der Begründung erzwangen, diese sei schließlich im Preis enthalten. Mit dem Selbstbestimmungsrecht zur Leihmutterschaft, so Gena Corea, müsse frau sich des Rechtes auf Menschenwürde entledigen. Übrig bleibe die junk liberty, das Recht, den Körper oder Teile davon zu verkaufen. Der Liberalismus in den USA habe die zügige Entwicklung und die aktuelle Stabilisierung der Leihmütter-Industrie ermöglicht. In einem Interview, das sie mit dem Agenten John Stehura führte, gab dieser zu, bereits Pläne entwickelt zu haben, in Mexiko, Thailand und anderen »Dritte Welt«-Ländern (aber auch in Ländern mit hoher Frauenarbeitslosigkeit wie im Norden Englands) Frauen als Leihmütter industriell anzuheuern und auszubeuten. So schnell also haben sich die bereits auf dem ersten Kongreß geäußerten Befürchtungen bewahrheitet: Die Leidtragenden der neuen Technologien werden im besonderen Maße Frauen der unteren Klasse, und die Frauen sein, die heute bereits im Rahmen des internationalen Frauenhandels ausgebeutet werden.

Die Bochumer Frauen führten die Auseinandersetzung um den Selbstbestimmungsbegriff weiter. Der feministische Selbstbestimmungsbegriff, so ihre These, habe sich in den letzten Jahren von dem Konzept einer kollektiven Befreiung entfernt und Spaltungen zwischen Frauen (arm/reich, 1./3. Welt, behindert/nichtbehindert, Heteras/Lesben) stillschweigend akzeptiert. Die Beliebigkeit seiner Verwendung ermögliche die Herausbildung feministischer Varianten patriarchalischer Strukturen und Phänomene, wie an Schlagwörtern wie »selbstbestimmte Pornographie«, »selbstbestimmter Sado-Masochismus« und »selbstbestimmte künstliche Insemination« deutlich werde.

Die Referentinnen aus Indien, Namibia und Brasilien lenkten die Aufmerksamkeit darauf, daß die neuen Gen- und Reproduktionstechnologien Frauen weltweit unter den unterschiedlichsten Lebensbedingungen treffen und betreffen. Vibhuti Patel, die über den Einsatz von Amniozenthese zur Geschlechtsdeterminierung und -selektierung in Indien referierte, vertrat die Auffassung, daß die neuen Technologien den »Femizid« an Frauen und Mädchen verfeinerten. Indische Bevölkerungspolitik habe eine lange Tradition der systematischen Tötung von Frauen und Mädchen. Mit Hilfe der neuen Technologien aber habe sich der »Femizid« zum »Fötizid« an weiblichen Föten als »sauberer« Weg entwickelt. Eine Methode, die zudem die Grundlage für eine theoretische Rechtfertigung der Selektionspolitik biete. Ein Ärzteteam des Narottamdas Hospitals in Indien veröffentlichte eine Fallstudie über Amniozentheseanwendung, in der sich die Feststellung findet: »In Entwicklungsländern wie Indien, in denen Eltern angehalten werden, ihre Kinderzahl auf zwei zu begrenzen, haben diese Eltern ein Recht auf Qualitätskontrolle über diese Nachkommenschaft. Amniozenthese bietet in dieser Hinsicht eine Hilfestellung.« Die Anwendung der Tests, so Vibhuti Patel, die in der öffentlichen Werbung als Mittel zur Geschlechtsselektion angepriesen werden, »um die Qualität der indischen Bevölkerung zu erhöhen«, sei so weit verbreitet, daß es keine Seltenheit sei, daß Frauen zwar ohne Wasser und Strom lebten, aber regelmäßig mit Amniozenthese versorgt würden. Der in den letzten Jahren gewachsene Widerstand indischer Frauen gegen diesen Einsatz der Amniozenthese, der nicht ganz ohne Erfolg geblieben ist – z.B. wurde 1978 ein (allerdings wenig greifendes) Gesetz gegen Geschlechtsselektion durch Amniozenthese erlassen – sieht sich derzeit mit Repressionen gegen aktive Frauen konfrontiert. Verhaftungen und willkürliche Gewaltaktionen gegen öffentlich auftretende Gegnerinnen seinen keine Seltenheit mehr.

Auf den Status der Frauen aus der sogenannten Dritten Welt als Versuchskaninchen für Gen- und Reproduktionstechnologien verwies Ana Gomes dos Reis aus Rio de Janeiro, Der neueste gentechnisch erzeugte Anti-Schwangerschafts-Impfstoff wird zur Zeit an brasilianischen Frauen erprobt.

Daß Frauenwiderstand gegen Gen- und Reproduktionstechnologien internationalistisch ausgerichtet sein muß, darüber war sich der Kongreß einig. In Weiterführung der Diskussionen und Entschlüsse des ersten Kongresses einigten sich die Frauen auf eine Ablehnung jeglicher Legalisierung dieser Technologien. Nicht nur der Embryonenschutzgesetz-Entwurf von 1986 und die aktuelle Kabinettsvorlage der Bundesregierung wurden abgelehnt; auch den Entwürfen der Grünen wurde eine Absage erteilt, da sie »von der grundsätzlichen Notwendigkeit der Technologien« ausgingen.

Unschlüssig war frau in der Strategiediskussion. So wenig es gelang, feministische Selbstbestimmung »neu« zu definieren, so ungelöst blieb der Anspruch, eine gemeinsame Strategie gegen die Kriminalisierung des Frauenwiderstandes zu entwickeln. Als bundesdeutsches Problem erwies sich erneut die linke Zerstrittenheit im Umgang mit Repressionsinstrumenten der politischen Justiz. Über Resolutionen zur Freilassung von Ingrid Strobl sowie zur Behandlung politischer Gefangener hinaus konnte keine gemeinsame Strategie gegen die zunehmende Kriminalisierung entwickelt werden.

Es bleibt abzuwarten, ob die Frauenbewegung, die bislang den Widerstand gegen Gen- und Reproduktionstechnologien trägt, ein Widerstand, der sich schnell radikalisiert hat und gleichzeitig ein selten breites politisches Spektrum aufweist, hier neue Akzente setzen kann.

Konkret 12/88, S. 27

Franz Christoph

Krüppelbonus?

Anfang Dezember nominieren die Grünen ihre Kandidaten für die Wahl zum EG-Parlament. Einer der Bewerber ist der KONKRET-Autor Franz Christoph. Warum?

Christoph: Ich erwarte, daß in den nächsten Jahren auch auf europäischer Ebene die Diskussionen laufen werden, in die ich, als Krüppel, in den letzten Jahren hier verwickelt war: Ökologie, Gen-Technologie, sogenannte Sterbehilfe. Und ich denke, daß es nichts schaden kann, wenn da einer mal kräftig dazwischenbellt.

KONKRET: Du bist nicht Mitglied der grünen Partei und hast in den letzten Jahren, insbesondere seit Tschernobyl, vor allem die Grünen immer wieder heftig attackiert. Warum erwartest du, daß gerade die dich als Kandidaten aufstellen?

Christoph: Ich habe die Grünen angegriffen, weil sie mit ihrer ökologischen Gesundheitspropaganda das Lebensrecht von Behinderten in Frage gestellt und untergraben haben. Aber ich habe sie auch deshalb angegriffen, weil ich bei den Grünen doch mehr Hoffnung habe als bei den anderen Parteien, daß sie oder einige von ihnen bereit und fähig sind, Kritik anzunehmen und dazuzulernen. Ich will die Grünen ja nicht zu einer neuen Liebe zu den Behinderten nötigen, sondern ihnen begreiflich machen, daß die Überhöhung des »Gesunden« zu einer Diskriminierung der Behinderten führt – und das geht bis zur Förderung der Euthanasie. Was ich will, ist die Humanisierung der Ökologiebewegung. Und ich möchte die Grünen davon überzeugen, daß man Menschenrechtspolitik und Sozialpolitik nicht trennen kann.

KONKRET: Könnte es sein, daß die Grünen dir trotz deiner Kritik an ihnen einen Krüppelbonus einräumen und dich aufstellen werden, weil sie dich als Alibi brauchen?

Christoph: Man kann immer als Alibi mißbraucht werden. Aber wenn ich das ausschließen will, muß ich als Krüppel mich aus allem heraushalten. Jedes Mitglied einer gesellschaftlichen Gruppe, deren Interessen nicht ernstgenommen werden, gerät, wenn es sich rührt, in diese Gefahr. Wenn man das weiß, kann man das auch aushalten. Ich werde schon verhindern, daß die Grünen mich als soziales Betroffenheitsmodell vorführen. Ich will die Grünen dazu bringen, insgesamt mehr über die Themen, für die ich mich interessiere, nachzudenken.

KONKRET: Der Betroffenheits-Ideologie der Grünen entspricht so eine Art Zuständigkeitspolitik: Alle kritischen Fragen, mit denen die Partei sich nicht beschäftigen will, überweist sie an ihren zuständigen Betroffenen: an den Schwulen-Beauftragten, den Ausländer-Sprecher, den Behinderten-Vertreter, also demnächst an dich.

Christoph: Den nennt man dann auch noch »Selbstvertreter«, das soll nämlich was besseres sein als Stellvertreter. Aber wenn es etwa um Sterbehilfe geht, brauchen doch die Grünen nicht zu warten, bis ein Behinderter sagt: Wir wollen leben. Ich finde es übrigens nicht schlimm, wenn ein Nichtbehinderter in Fragen, die mich betreffen, eine andere Meinung hat und die auch vertritt. Das ist mir lieber als dieses vorschnelle Lernen nach der Melodie: Och, bin ich betroffen, ich hab unheimlich viel von dir gelernt. Dieses Lernen und Betroffensein ist manchmal ein vorzügliches Mittel der Verdrängung. Gerade die Verweigerung der Auseinandersetzung kann eine besonders perfide Art der Diskriminierung sein.

KONKRET: Es ist abzusehen, daß die Aufstellung der Kandidaten für die »Europawahl« bei den Grünen exakt nach solchen Gesichtspunkten vorgenommen wird: Erst eine Frau, dann ein Schwulen-Beauftragter, dann die Anti-AKW-Aktivistin und so weiter, schließlich ein Behinderter, nämlich du – auf einem Platz, der weit genug vorne ist, um in der Öffentlichkeit den Eindruck grüner Kompetenz in Behindertenfragen zu erwecken, der aber zur Wahl fürs Straßburger Parlament nicht ausreicht.

Christoph: Das kommt nicht in Frage. Zu einer Legitimations-Kandidatur bin ich nicht bereit, das wäre Alibi und Benutzung. Ich will nicht, daß Behinderte benutzt werden – nicht als abschreckende Beispiele für die ökologische Propaganda und als Kasperle-Kandidaten auch nicht.

KONKRET: Bis zu welchem Listenplatz würdest du eine Kandidatur annehmen?

Christoph: Ich weiß noch nicht, wieviel Plätze relativ sicher sind, aber ab Platz 10 kommt eine Kandidatur auf keinen Fall mehr in Frage.

Konkret 12/88, S. 28

Katja Leyrer

Alle mit Stern

Zu Besuch im Daimler-Kreißsaal: Geile Roboter und katholische Tauchlackierung

5. Oktober 1988

Sindelfingen, BRD, 13 Uhr. Ich stehe an der Bushaltestelle des Daimler-Bus-Fahrdienstes. Blauäugig und neugierig habe ich mir vorgenommen, das Mercedes-Werk zu besichtigen, so nach dem Motto: Frau sollte sich ruhig mal angucken, wie das aussieht, wenn denen schon die halbe Republik gehört.

Ankunft am Tor 2. Es gibt derer 16, und sie sind kilometerweit voneinander entfernt am Rande des 2,1 Millionen m2 großen Werksgeländes verteilt. Es ist das falsche Tor. Mit mir steht dort ein Mitdreißiger ohne Meinung, der schon am frühen Morgen die Besichtigung des Auto-Museums in Stuttgart hinter sich gebracht hat. Es regnet, und daß wir am falschen Tor sind nervt. Es ist zu Fuß kaum zu schaffen bis zum Tor 8, und in einer Viertelstunde soll die letzte von werktäglich 4 offenen Führungen beginnen. Ich lasse gegenüber den Pförtnern beiläufig das Stichwort »Presse« fallen. Ein Wunder geschieht in Form eines dunkelbraunen, leise surrenden Werks-Mercedes mit jungdynamischem Fahrer, der uns quer übers Gelände kurvt (und durch Sperrzonen mit Sicherheitszäunen).

Sindelfingen, BRD, 14 Uhr 20. 55 Menschen sitzen im Kinoraum des Kundenzentrums. 51 davon sind Männer, 4 sind Frauen (drei davon Ehefrauen oder so, an deren Hüften sich Männerarme befinden). Ich bin die einzige »alleinstehende« Frau im Saal.

Film ab. Soft-Musik, Stil: When a man loves a woman... Dazu hübsche, bunte, bewegte Bilder über den Bau von Autos bei Daimler in Sindelfingen. Texte in englisch, französisch, spanisch, italienisch, schwedisch, russisch, arabisch, chinesisch, japanisch und – selbstredend – deutsch. Etwa ein Viertel der Anwesenden hat Simultanübersetzungsgeräte am Kopf.

Ich lerne: »Es geht um das Gesamtsystem der Zusammenhänge Fahrer, Auto, Straße und Umwelt.« Aha, denke ich, beachtlich, vor allem die Rangfolge. Ein netter Film, der uns gezeigt wird. Was habe ich irgendwann über Ästhetik, Film, Ware gelesen? Frau braucht nicht lesen: Einmal Daimler-Filmraum, und du hast alles kapiert. Die Herstellung von Autos nämlich – so der Film – findet geräuschlos statt. Es scheint eine nicht nur angenehme, sondern beinahe beglückende Aufgabe zu sein, in einem Daimler-Betrieb Autos zusammenzubasteln. Nein, basteln ist nicht der richtige Ausdruck. Es geht hier um Handwerk und Philosophie. Arbeiter sein ist schön, Autofabrik-Arbeiter zu sein ist noch schöner, Daimler-Arbeiter sein ist superaffengeil. Es ist aufregend wichtig und richtig und erfordert die Ausstrahlung des Camel-Zigarettentyps, aber eben einen Tick handwerklicher (Overall, graue Schläfen), um Daimler-Autos zusammenzusetzen. Zusammensetzen ist schon wieder ein falsches Wort. »Fertigen, verarbeiten, zusammenfügen, den letzten Schliff von Hand geben, mehrstufig behandeln, einbauen, kontrollieren, überwachen, entwickeln« sind die richtigen Bezeichnungen für diese Arbeit. Jedenfalls findet das alles im Film bei sanfter Softpornomusik statt, untermalt von handwerklich klingenden Hintergrundgeräuschen. Auch in den Preßwerken, auch in der Crash-Halle. Alles soft und bunt. Frauen, übrigens, sind im Film (und auch in der Realität) so gut wie abwesend beim Wirken an diesen großen Aufgaben. Eine taucht auf beim Innenausbau des Mercedes-Film-Kindes und eine bei der Endabnahme.

Dann, ziemlich zum Schluß des Filmes, das Mercedes-Kind ist fast fertig, wird von der männlichen Hintergrundstimme bedeutungsschwer der schöne Satz gesprochen: »Nun ist es gleich soweit – Besitzer und Autos sehen sich das erste Mal.« Ich denke an den Kreißsaal und muß kichern, was ich mir in Anbetracht der ergriffenen Männergesichter um mich herum tunlichst rasch wieder verkneife.

Ende des Films: wunderschöne Yuppie-Bilder von wunderschönen Mercedesfahrern oder Mercedes-Pärchen in wunderschönen Landschaften. Golfrasen, englischer Lord. Mercedes. Schwenk. Wüste mit Oase. Mercedes. Fahrer mit Turban. Schwenk. Nobelhotel, Portier, mandeläugige Dame. Mercedes. Schwenk. Deutsche Burgen. Wald. Paar im Mercedes. Landschaft. Schwenk. Sonne, Villa, Blick aufs Meer, reicher Mann. Mercedes. Schwenk. Mercedes. Glück. Reich, reich, wohlhabend, reich. Mercedes. Schwenk. Wir Mercedesfahrer. Wir gehören zusammen. Schwenk.

Nix Janis Joplin und auch nicht ein Hauch von Lasterhaftigkeit oder gar Kultur.

Alles grün und reich und sauber. Kamerafahrten über die lackierten Rundungen. Schlußeinstellungen: Der Stern. Licht an.

Sindelfingen,BRD, 15 Uhr. Wir sitzen in einer kleinen Bahn mit großen Fenstern aus Plexiglas. Besichtigung des Werkes, jetzt live. Wir sind im Preßwerk 3. Hier wird Stahl auf Rollen, – am Band – , zu Mercedesteilen verarbeitet. Eine vollautomatische Presse, so unser Anführer, kostet zwischen 3 und 5 Millionen Mark. Es gibt 200 verschiedene Pressen, manche werden auch manuell betätigt. Das Preßwerk 3 hat eine Fläche von 16.000 m2 - das sind mehr als zwei Fußballfelder. Täglich werden 1,4 Tonnen Stahlblech verarbeitet. Im Preßwerk 3 nach Daimler-Angaben bei etwa 8 dB (A)

– in den anderen ist es lauter. Viele der sichtbaren Arbeiter (ich sehe nur Männer, darunter viele ausländische Arbeiter) tragen keinen Gehörschutz. Meine Frage danach macht den Anführer etwas grantig.

Doch dann kommt er wieder in Fahrt: Täglich werden 2 Millionen Mark an den Baustellen auf dem Gelände verbaut, sagt er. Und bei den Bahngleisen erzählt er, daß einer dieser Züge (es sind täglich viele) mit fertigen Daimlers drauf zwischen 10 und 15 Millionen Mark wert sei. Was ist schon 'ne Million? Hier stehen sie rum, beiläufig, Überall.

Pro Tag werden über I Million Stahlteile verarbeitet, sagt der Anführer im Plexiglaszug. 10 von den 19 Preßstraßen sind roboterisiert. Roboter habe ich mir immer ganz anders vorgestellt – hier sehen sie aus wie riesige Kräne und Greifarme. Der Plexiglaszug hält den Lärm gnädig von uns fern. 99 Prozent der Schweißpunkte beim »normalen« Daimler werden von Robotern gesetzt . Das sind 5.000 pro Auto . Dutzende von Männern sind mit dem Programmieren und Beaufsichtigen der Roboter beschäftigt. »Wenn einer Amok läuft, besteht absolute Lebensgefahr«, berichtet unser Anführer.

2 Daimlers pro Minute, 2 Schichten jeden Tag. Die Förderbänder innerhalb des Werkes haben eine Gesamtlänge von 170 Kilometern. Täglich werden 1,4 Millionen Kilowattstunden an Strom verbraucht in dem feinen Blechbastelladen – das ist Strom für eine 50.000-Einwohnerstadt. Schon wieder ist einer fertig. Ab und zu geht auch was schief bei diesen Geschwindigkeiten. Wir sahen einen silbergrauen 1 90er neben dem Band stehen, aussortiert: »Himmel fehlt«. Gemeint ist wohl die Innenauskleidung des Daches. Ab und zu trifft's auch eine der menschlichen Arbeitsmaschinen an den Bändern. 120 Feuerwehrleute sind in diesem Betrieb beschäftigt, 12 Ärzte und 25 Krankenschwestern, und es existiert ein Not-OP mit Röntgenausrüstung .

Wir stehen am – unter – dem Band. Unten kommen Motoren und Getriebe, oben die Blechkarossen. Ein roter Mercedes. Ein grüner. Metallic. Weiß. Schwarz. Zwei Stück in der Minute. Eintausendsiebenhundert am Tag, nur in Sindelfingen. (Seit Sie diesen Text lesen, mehr als ein Dutzend.) Es kotzt gnadenlos Daimlers. Während das Frühstücksei kocht, sind es 10 bis 12. Während Sie es essen, nochmal 10. Gnadenlos. 1982 waren es schon über 2 Millionen. Heute abend sind es wieder 1.700 mehr. Alle mit Stern.

45.000 Arbeitsplätze hat Daimler in Sindelfingen. Davon sind 4.000 für Frauen, vorwiegend in Polsterei, Verwaltung und Kantinen (10.000 bis 12.000 Mahlzeiten täglich). Schon wieder sind 3 neue fertig. Es würgt und kotzt am Ausgang des Bandes alle 30 Sekunden. Immer 'ne andere Farbe. Immer glänzend. Schon wieder einer. Alles so schön bunt hier. Es kotzt Mercedes-Autos. Es kotzt Millionenwerte. Einmal pinkeln, und einer ist fertig. Sternchen drauf. Wieder einer. Roboter. Männer. Kotz. Endabnahme. Wieder einer. Rülps. Alle mit »kathodischer Tauchlackierung«. (Achtung, Setzer: nicht katholische Tauflackierung) Alle mit dem abknickbaren Stern.

Sindelfingen, BRD, 16 Uhr. Ich sitze im Daimler-Restaurant. Kundencenter. Die Bar und der Souvenirladen (Mercedes-Schlüsselanhänger, Handschuhe, Kalender, Ledersachen) machen gerade zu – der Hauptbetrieb für heute ist vorbei.

Viele meiner Mitbesichtiger haben aber noch etwas vor. Sie gehören zu den Hunderten von Mercedes-Käufern, die täglich persönlich ihren Neuen im Sindelfinger Werk abholen. Jetzt sitzen sie, mit einer Nummernkarte ausgerüstet, im Restaurant und können es kaum noch erwarten, bis ihre ganz persönliche Mercedes-Nummer ausgerufen wird und der neue Daimler leibhaftig vor ihnen steht.

Zwei der Paare, die ebenfalls noch warten, schauen sich gequält an (auch ein neuer Daimler erspart nicht den Beziehungsstreß!). Trinkt der stolze Gleich-Auto-Besitzer dort drüben etwa schon den dritten Cognac? Wenn die Nummer aufgerufen wird, lassen sie Essen und Trinken stehen und liegen, eilen im Sauseschritt zur Kasse, holen ihre Wagenpapiere – , und dann ist es endlich soweit ! Mit stolzgeschwellter Brust hasten sie den mit Grünpflanzen ausgeschmückten Gang zum Allerheiligsten entlang. Zitternd, geiernd, am Ziel ihrer Träume. Männer. Relativ normal ausschauende Männer, neu geschnittene Frisuren. Gebügelte Hosen überwiegen, auch Schlipse. Es sind aber auch Jeans und Lederklamotten zu sehen. Lauter kleine Chefs, einsame Cowboys im Kundencenter. Mercedessternförmige Blicke. Stolz.

Ich. Mercedes. Jetzt. Mein Neuer. Fahrn, fahrn, fahrn auf der Autobahn. Jetzt ist es soweit. Das Ritual wird vollzogen. Ich gehöre zu Daimler, mein Daimler zu mir. Einige Amerikaner sind auch dabei: sichtbare, laute, gute Amis. Noch ein bißchen mercedesser als die anderen. Wahrscheinlich fahren sie mit ihrem neuen Wagen wirklich als nächstes an die Loreley oder nach Heidelberg.

Ich stehe, sehe und staune. So viele mercedesäugige Männer! Haben keinen Blick mehr für nichts und niemand außer diesem glänzenden Blechhaufen, der ihnen jetzt übergeben wird. Haben kleine Schweißperlen auf der Stirn. Haben das Siegerlächeln. Geile Roboter. (Angenehmer Nebeneffekt: keinerlei Anmache, obwohl ich die einzige alleinstehende Frau in der Runde bin, aber nicht lackiert und hab' kein Sternchen...) Ich erinnere mich, wo Männer fast genauso gucken: in den Computer- und Eisenbahnspielzeugabteilungen der Kaufhäuser.

Sindelfingen, BRD, 21 Uhr. Im »Haus der Familie« drängeln sich Frauen bis auf den Flur. Wir diskutieren über Mutterschaft, Frauenemanzipation, Söhne-Erziehung, Ehen, Feminismus... Viele der anwesenden Frauen sind mit Daimler verbunden, manche schon in der zweiten Generation. Ihre Ehemänner arbeiten dort, ihre Söhne werden dort arbeiten, ihre

Väter haben dort gearbeitet. In Sindelfingen wird bei Daimler gearbeitet (oder bei IBM). In Sindelfingen wird Daimler gefahren (das 15. Monatsgehalt, steuerfrei der Werkswagen). In Sindelfingen gibt es kaum Arbeitslose. In Sindelfingen gibt es teure Läden und Mieten. In Sindelfingen wird frau an den geputzten Fenstern des Eigenheims gemessen und am Gelingen ihrer Kinder.

In Sindelfingen kommen zum Thema »Rabenmütter« und »Mackersöhne« fast hundert Frauen und nehmen zwei Stunden Enge und schlechte Luft sowie das Fehlen von Sitzgelegenheiten in Kauf, um darüber zu reden. In Sindelfingen ist die Welt nicht in Ordnung. In den Küchen, in den Mikrowellenherden und in den Kinderwagen liegen überall unsichtbare, abgeknickte Mercedes-Sterne.

Die Frauen sind nicht dümmer als anderswo. Die Scheidungsziffern sind hoch. Die Wünsche nach einem anderen Leben sind groß. Der Lack ist ab.

Schichtarbeit – Hausarbeit.

Männerarbeit – Frauenarbeit.

Daimler – Kinder.

In Sindelfingen gibt es eine Martin-Schleyer-Straße und eine sorgfältig gekehrte Innenstadt. Seit neuestem werden alte Häuser nicht mehr abgerissen, sondern restauriert. In einem, dem »Megelin«-Haus, ist das Frauenzentrum »Tollkirsche« untergebracht. Susanne Megelin, eine Witwe mit drei Kindern, nach der dieses mittelalterliche Haus benannt ist, hat früher darin gewohnt. Sie wurde 1616 als Hexe umgebracht. (Hat bestimmt 'n Stern abgeknickt.)

Konkret 12/88, S. 30

Michael Scharang

Das Märchen vom Volk, das so lange andere für sich sprechen ließ, bis ihm die Spucke wegblieb

Es war einmal eine gute alte Zeit, so gut und alt, daß die Menschen übermütig wurden und sprachen: Was für ein Unsinn, daß jeder von uns alles selber macht; es wäre doch gescheiter, einer fertigte die Schuhe für uns alle an, ein anderer nähte uns die Kleider und wieder ein anderer versorgte uns mit Brot.

So geschah es dann auch, und landauf, landab bildeten sich Fachleute heraus, deren jeder sich nur mehr um ein Gebiet, nämlich um seines kümmerte: der Erzbischof um das Erz, der Kapellmeister um die Kapelle, der Steuermann um die Steuer und der Vikar – ja, worum der sich kümmerte, ist nicht verbürgt, darüber gibt es nur Vermutungen.

Jedenfalls, die Aufteilung der Arbeit bewährte sich dermaßen daß auch in der Folgezeit nicht davon abgegangen wurde, und so entstanden immer neue Fachgebiete, welche wiederum neue Fachleute erforderten: den Müller, damit sich endlich wer um den Müll scherte, den Dreher, zuständig für den Dreh, den Schweißer, der sich um den Schweiß zu kümmern hatte, und schließlich den Spitzenmanager, damit er die Spitzen für die Unterröcke herbeischaffte.

Da es aber, wie ihr wißt, nicht nur gute, sondern auch schlechte Menschen gibt, konnte es nicht ausbleiben, daß mit der Aufteilung der Arbeit Schindluder getrieben wurde. Gingen doch tatsächlich welche her, nannten sich Volksvertreter und erklärten sich zuständig für das Volk.

Sie hatten richtig spekuliert: Dem Volk – ihr kennt es ja – , träg und faul wie es ist, paßte es nicht schlecht, vertreten zu werden und sich um den Staatskram nicht selbst kümmern zu müssen. Es ließ den Herrgott einen guten Mann sein, stahl ihm noch öfter als bisher einen Tag und vertat diesen fressend, saufend und hurend – wobei die Reihenfolge immer willkürlicher gewechselt wurde.

Diesen Schlendrian nützten die Volksvertreter weidlich aus; maßten sich hinterrücks Rechte an, griffen immer tiefer in die Staatskasse, und schließlich, ob ihr es glaubt oder nicht, erhoben sie sich auch noch zu Sprechern: zu Sprechern des Volkes. Um zu zeigen, daß sie sich bereits jede Frechheit herauszunehmen wagten; aber auch zu Sprechern für alles und jedes, für den kleinsten Hühnerdreck wie für den größten Kaufladen; und ebenso zu Sprechern für alles und nichts, so daß die Dinge, von denen sie redeten, obwohl sie nichts davon verstanden, sich vor Scham in Luft auflösten.

Damit ward die Aufteilung der Arbeit, von den Menschen einmal in guter, wenn auch einfältiger Absicht begonnen, endgültig ad absurdum geführt.

Springt heute der Demokratiesprecher auf und verlangt – was wohl – mehr Demokratie, so besteht anderntags der Frauensprecher auf mehr Frauen. Davon angeregt, fordert der Bevölkerungssprecher zwecks Lösung der sozialen Frage mehr Bevölkerung, was den Gebirgssprecher ermutigt, wieder die alte politische Forderung nach einem höheren Gebirge zu erheben.

Da kann der Kultursprecher sich nicht lumpen lassen. Mühsam schleppt er sich an die Rampe, gebeugt unter der Last seiner Aufgabe, die Kunst hin und her zu tragen, zuerst ins Volk und dann wieder zurück, baut sich vor der vollständig versammelten Kulturnation auf – ganze dreizehn Leute – und verspricht ihr fürs nächste Jahr täglich ein hohes C.

Nach und nach wurde das Volk mürrisch ob solcher Faxen, und als ihm schließlich auch noch die Großsprecher fortwährend in den Ohren lagen und ihm das Blaue vom Himmel versprachen, sammelte es in seinem Zorn Unterschriften gegen diese Sprecherpest. Alle unterschrieben – ausgenommen selbstverständlich die Zukunftssprecher, die sich – ihr wart, wie ich euch kenne, gewiß alle dabei – , die sich vorbildlicherweise die Hand abgehackt hatten, um zukünftig nicht von der Hand in den Mund leben zu müssen; wie hätten die den Bleistift halten sollen?

Doch war dem Volk entgangen, daß mittlerweile Unterschriftensprecher herangezogen wurden, welche den Protest, und sei er noch so gewaltig, in nichts zerreden konnten. Als es dies zu seinem Entsetzen bemerkte, blieb ihm die Spucke weg. Und so sagt und tut es vorderhand nichts mehr.

Wie dieses Märchen ausgeht, wollt ihr wissen? Ich sag's euch nicht. Denn liegt es fertig vor, nimmt es der Märchensprecher mit – dort hinten sitzt er, ich hab ihn längst entdeckt – . nimmt's mit und lügt es um.

Konkret 12/88, S. 33

Michael Stamm; Hermann L. Gremliza; Gero von Randow; Ellen Weber

Konkret-Streitgespräch
Vom Ende des Klassenkampfs - Wohin treibt die Sowjetunion?

Auf Einladung der »Marxistischen Abendschule« (MASCH) diskutierten in der Hamburger Universität (v. l.): Michael Stamm (GAL), Hermann L. Gremliza, der Journalist Gero von Randow (Gesprächsleitung) und die stellvertretende Bundesvorsitzende der DKP, Ellen Weber

Gremliza: Daß Kritik an der KPdSU einmal unpopulär werden würde in der Bundesrepublik – wer hätte das gedacht? Im neuen Programm des Marxistischen Studentenbundes wird das so erklärt: Der Antikommunismus habe »durch die Kraft des Neuen Denkens an Wirkung verloren.« Ich denke, diese Deutung ließe sich ausbauen und vertiefen: Je weniger Kommunismus, desto weniger Antikommunismus.

Ich komme darauf zurück. Zunächst will ich darauf hinweisen, wie vorläufig meine – und vielleicht doch nicht nur meine – Kritik dessen ist, was da »Neues Denken« genannt wird. Das liegt erstens daran, daß dieses Neue Denken nicht eine geschlossene, in sich stimmige politische Philosophie oder Theorie ist, sondern ein Sammelsurium von Vorschlägen, Entwürfen und Aktionen, die – zweitens – in sich widersprüchlich sind, sich in Widersprüchen entwickeln. Keiner kann heute mit absoluter Gewißheit sagen, welcher Lösung diese Widersprüche zutreiben. Man kann Hoffnungen hegen, nicht nur als Sozialdemokrat, der vom Ende des Kommunismus träumt, sondern auch als Kommunist. Ich bin für Hoffnungen nicht zuständig. Pflicht des Kritikers ist es, die Kritik zu machen. Deren Ergebnis lautet ungefähr: Die Sowjetunion ist auf dem Weg, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, das heißt: die tiefen Deformationen, die der Sozialismus in dem einen Lande (und später in den mit ihm verbündeten Ländern) erfahren hat, durch einen schrittweisen Verzicht auf Sozialismus auszugleichen.

Wodurch definiert sich Neues Denken? Zunächst einmal durch die Denunziation dessen, was jetzt Altes Denken heißt, obwohl mir auch hier das Wort Denken ein bißchen zu anspruchsvoll vorkommt. Es geht um die alte Politik, die jetzt – und nicht zu unrecht – »Kriegskommunismus« genannt wird. Dieser »Kriegskommunismus« richtete seine Politik fast ausschließlich auf die Abwehr imperialistischer Aggression aus. Tatsächlich mußten die sowjetischen Kommunisten den Frevel, daß sie dem Imperialismus durch die Oktoberrevolution eine geographische und politische Grenze setzten, mit einem siebzigjährigen Krieg bezahlen, in dem jede denkbare Form der Kriegsführung an ihnen exerziert wurde: Militärische Intervention, totaler Krieg, kalter Krieg, Blockade, Wirtschaftskrieg. Das vor allem anderen hat den sowjetischen Sozialismus deformiert, den Kriegskommunismus erzwungen.

Dies immer im Sinn, kann dann untersucht werden, welche Deformationen notwendig oder vermeintlich notwendig waren, um die Aggression zu überleben, und wo die tatsächliche Aggression als Vorwand für die Befriedigung von Herrschaftsbegierden der Parteiführung und der Bürokratie mißbraucht wurde. Die Prinzipien von Kritik und Selbstkritik, die komplizierten Prozesse der Sowjet-, also Räte-Demokratie wurden suspendiert: Jetzt nicht, der Feind lauert. Jetzt nicht wurde zu: nie. Die Gesellschaftswissenschaften degenerierten zu Rechtfertigungskirchen, die Nationalitätenprobleme wurden, wie Gorbatschow bei seiner Rede vor dem ZK der KPdSU im Januar 1987 sagte, von den Gesellschaftswissenschaftlern in der Art von Trinksprüchen abgehandelt. Gelobt, gefördert oder doch kritiklos hingenommen wurde alles, was sich kritiklos fügte – gleich wie opportunistisch oder reaktionär es auch war. Als ein kleines, vielleicht abseitig erscheinendes Beispiel nenne ich die Volkstanzgruppenkultur: Als ob die Egerländer Gmoi des Ernst Mosch dadurch zu einer sozialistischen Kulturerscheinung würde, daß sie für die Anerkennung der Grenzrealitäten dudelt anstatt *dagegen.* Vom chauvinistischen Charakter dieser Veranstaltungen, in denen die Frau als schmucke Dienerin des Mannes gefeiert wird, ganz abgesehen.

Nun gelte ich ja, und Michael Stamm hat das in KONKRET auch so geschrieben, als einer der letzten Apologeten des realen Sozialismus, der – ich zitiere – »einen Eiertanz zur Verteidigung des Alten Denkens« aufführt. Es ist dies ein Mißverständnis. Karl Kraus sollte die österreichische Republik zu ihrem zehnten Geburtstag besingen. Er tat das in den Versen: »Es bleibt wohl die beste von ihren Gaben: daß wir keine Monarchie mehr haben.« Die größte Errungenschaft der sozialistischen Staaten sind die Grenzen, die sie dem Imperialismus und insbesondere dem deutschen gesetzt haben. Und zwar erstens die geographischen, nämlich durch Mauer und Stacheldraht, und zweitens die weltpolitischen, durch eine militärische und politische Stärke und Präsenz, die den Völkern der drei Kontinente bei ihrem Kampf um Befreiung von imperialistischer Beherrschung und Ausbeutung Rückendeckung gegeben haben. Diese Errungenschaften sind es, die ich gern verteidige und verteidigt sehen möchte, viel mehr als all die anderen Errungenschaften, die ja doch kläglicher ausgefallen sind, als man dachte.

Nun also »Neues Denken«. Gorbatschow sagt: »...daß in unserem Zeitalter die allgemeinmenschlichen Werte den Vorrang vor den klassenmäßigen haben«. In den Roten Blättern wird wie zur Bekräftigung dazu ein Marx-Zitat aus der »heiligen Familie« angeboten: Das Proletariat »kann seine eigenen Lebensbedingungen nicht aufheben, ohne alle unmenschlichen

Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft . . . aufzuheben.« Es ist schon bitter, zu sehen, wie wenig sich die Tricks der neuen von denen der alten Denker, nicht der ganz alten, unterscheiden: Marx sagt: Wenn das Proletariat seine Lebensbedingungen aufhebt, hebt es damit unvermeidlich alle unmenschlichen Lebensbedingungen auf. Gorbatschow stellt Marx auf den Kopf: Die proletarischen Interessen sind nicht die Interessen der Menschheit und müssen diesen untergeordnet werden.

Was sind die »allgemeinmenschlichen Werte« bzw. Interessen, wenn sie nicht die Interessen des Proletariats sind? Es sind, wie es im Programm des MSB heißt, «globale Probleme«, »umfassend und existenziell«, nämlich:

1. Atomwaffen und Hochrüstung, 2. Zerstörung der Biosphäre und 3. dramatische Verschärfung der Unterentwicklung in den Ländern der Dritten Welt. Ich zitiere weiter aus diesem Papier, weil es, wie ich finde, die neuen Moskauer Ansätze ganz gut zusammenfaßt: Zur Lösung dieser Probleme »ist kein Land, kein System allein in der Lage: Der Problemdruck erzwingt neue Formen der Kooperation auch von antagonistischen Systemen, von Kapitalismus und Sozialismus. Spezifische Interessen können nur noch bei Berücksichtigung und Lösung der Menschheitsinteressen verfolgt werden. Die Menschheitsinteressen überlagern alle klassenmäßigen und nationalen Sonderinteressen, ihre Realisierung erhält Priorität... Da die Sicherung des Friedens und der Erhalt der Biosphäre Voraussetzungen auch der Profitrealisierung sind«, – hier muß die Erwähnung des dritten global-existenziellen Problems natürlich fehlen – »ergeben sich zur Lösung dieser Aufgaben Anknüpfungspunkte bis hinein in das Monopolkapital und ihre (soll heißen: seine) politischen Interessen... Das Überleben der Menschheit... muß vor allem gegen den aggressivsten Teil des Monopolkapitals durchgesetzt werden« – die anderen Teile des Monopolkapitals, die weniger aggressiven oder, wer weiß, die schon friedlichen, machen freiwillig mit.

Das Gerede beginnt immer mit *den* Menschen. Es gibt aber nicht *die* Menschen, sondern immer nur bestimmte Menschen in bestimmten Verhältnissen zu anderen Menschen und zur Natur. Wer von *den* Menschen redet, verbreitet nicht Aufklärung, sondern Religion, er verkleistert die bestehenden Verhältnisse. *Der* Mensch ist Biologie. Wer anfängt, politisch von *den* Menschen zu reden, landet – wie beispielsweise der Gorbatschow-Berater Walentin Falin im Gespräch mit Horst Eberhard Richter - bei Begriffen wie dem der »Natur der Frau«. Daß Gorbatschow in seinem Perestroika-Buch die sowjetischen Frauen wieder auf ihre biologische Rolle verweist und zurück an den Herd befiehlt, ist eben durchaus kein chauvinistischer, mit spezifisch russischer Tradition entschuldbarer Ausrutscher, sondern ein Symptom für das Absinken des politischen Denkens in die Biologie-Sphäre. Der Mensch der Menschheitsinteressen ist nur wenig überspitzt gesagt, der weiße Mann in Europa und Nordamerika. Es ist der Mann, dessen Grundbedürfnisse (Essen, Wohnen, Vögeln) mehr oder weniger befriedigt sind, der sich deshalb mit Recht vor Krieg und Umweltgiften fürchtet. Die Friedensbewegung war, darauf hat Georg Fülberth hingewiesen, auch eine »Wohlstandsrevolte«. Was heißt das denn, daß spezifische klassenmäßige und nationale Interessen hinter diesen Menschheitsinteressen zurückstehen müssen? Die Hungernden der drei Kontinente sollen warten, bis das Ozonloch gestopft ist. Im Grunde das bekannte Prinzip: Nachdem die Gewinne privat angeeignet sind, werden die Kosten sozialisiert bzw. internationalisiert.

Denn zum Neuen Denken gehört ja auch »das gemeinsame europäische Haus« vom Atlantik bis zum Ural, und sogar unter Einbeziehung der USA und Kanadas. Der Rest ist, wie es in einer Studie des IWP der DDR heißt, die tatsächlich schon mit dem gemeinsamen Papier von SPD und SED eine Avantgarderolle im Neuen Denken eingenommen hat, ein – ich zitiere – »Faktor potentiell unberechenbarer Instabilitäten und eine virulente Quelle für die Entstehung neuer Krisen«; Gebiete, in denen Befreiungskämpfe stattfinden, heißen durchweg »Konfliktherde«. Weiter: »Sicher trifft es zu, daß Europa allein auch in Zukunft die Probleme der Welt nicht lösen kann. Aber ebenso sicher ist, daß sie ohne seine wirtschaftliche Kraft, das Verantwortungsbewußtsein seiner Politiker, die Findigkeit seiner Wissenschaftler und die Leistungsfähigkeit seiner Menschen (da haben wir sie schon wieder, die Menschen) nicht zu lösen sein werden.« Wir Kommunisten und Kapitalisten lösen die Probleme! Sowas nennt sich heute Analyse! Und Herr Sagladin krönt das alles mit dem Satz: »Die Systemunterschiede (auch ein schönes Wort) dürfen kein Hindernis für die Herstellung normaler, ja freundschaftlicher Beziehungen sein.« Und ich kann mir nicht einmal freundschaftliche Beziehungen zwischen mir und der Bundesrepublik vorstellen, während Helmut Kohl sagt: »Mir gefällt dieses Bild vom Haus Europa sehr.«

Aber ich glaube, man kann dem Neuen Denken nicht gerecht werden, wenn man es, wie ich das bis jetzt getan habe, als Ergebnis einer autonomen, wohlerwogenen Entscheidung begreift und nicht als das, was es wirklich ist: eine Notoperation. Die Sowjetunion war, im Innern und nach außen, in einer Krisensituation. Die imperialistische Strategie des Totrüstens stand kurz vor ihrem Sieg . Als ich das vor Jahren Moskauer Gesprächspartnern sagte, wurde ich angeblafft. Heute sagte Außenminister Schewardnadse: »Seinerzeit wurde diesem Argument aufschneiderische Behauptungen entgegengestellt, denen zufolge wir auf jede Herausforderung antworten würden.« In Wahrheit konnte die SU nicht mehr, und zwar nicht nur und nicht einmal zuerst wegen der Ineffektivität ihrer Wirtschaft. Nochmal Schewardnadse: »Der ökonomische Aspekt der internationalen Beziehungen rückt jetzt in den Brennpunkt. Wir müssen hierbei unsere Verhaltensweisen in gewissem Maße neu überdenken. Es hat sich verdeutlicht, daß wir seinerzeit kurzfristige Beschlüsse faßten. Ein Beispiel hierfür ist unter anderen unsere Nichtteilnahme an Weltwirtschaftsorganisationen...« Und: »Es geht um die Überwindung der ökonomischen Spaltung Europas.« Ich will das mal aus dem Diplomatischen in Klartext übersetzen: Der Weltmarkt, die Weltwirtschaft und ihre Organisationen, die Westeuropäische Gemeinschaft – das sind die Mittel, mit denen die Kontinente

ausgeplündert werden. Und daran muß sich die SU nun leider beteiligen. Deshalb sind, was gestern Befreiungskämpfe waren, heute regionale Konfliktherde. Man kann das natürlich ganz in der alten Tradition der Erfolgsmärchen erzählen – von Sieg zu Sieg zu Sieg, bis einem die Kacke überm Kopf zusammenschlägt – , wie der MSB das tut: »Der Sozialismus ist mit dem Neuen Denken politisch in der Offensive. In weiten Teilen der Welt wächst die Tendenz zur nationalen Aussöhnung. Nicaragua. . . » undsoweiter. Die Kapitulation einer Revolution vor der Weltbank heißt jetzt nationale Aussöhnung und bringt den Sozialismus in die Offensive.

Nein, er ist in der Defensive und muß sich der Pax americana oder, wie Fülberth sagt, der Pax imperialistica fügen. Wie tief sich da gebückt wird, mag eine Reportage verdeutlichen, die der langjährige Falin-Begleiter Portugalow über ein Gespräch sowjetischer Journalisten mit Helmut Kohl in der Moskau News veröffentlicht hat: »Das Gespräch war ungezwungen, nicht ohne Humor. 'Bringen Sie mal was Besseres', sagte der Kanzler zu einer Kellnerin, nachdem er die Batterien von Flaschen mit Säften und Mineralwasser betrachtet hatte... In der sowjetischen Presse hatte Helmut Kohl bis jetzt nicht viel Glück. In unseren Blättern sah er irgendwie schematisch aus. Er ist aber eine markante Figur auf der europäischen politischen Szene... In gewissem Maße färbte auf unsere Zeitungen das negative Image ab, das einige einflußreiche bundesdeutsche Presseorgane Kohl aufzukleben versuchten. Nun vielleicht haben sie dafür ihre Gründe...« Wie dreckig muß es jemandem gehen, der nach dem Gorbatschow/Goebbels-Vergleich eine solche Schmockerei publiziert!

Deshalb zum Schluß noch ein Blick auf jenen Teil des Neuen Denkens, der Perestroika, Umgestaltung vor allem der Wirtschaft, heißt. Es gibt da viele widersprüchliche Aussagen und Ankündigungen, deren Stichhaltigkeit ich nicht überprüfen kann. Aber ich finde es schon beeindruckend, wenn ein Ronald Berger, Chef einer mit der Deutschen Bank verbundenen Consulting-Firma, der mit Kohl in Moskau war und dort einen jährlich mit zwei bis drei Millionen dotierten Beratungsvertrag abgeschlossen hat, seine Gesprächs-Erfahrungen in der »Zeit« dieser Woche so zusammenfaßt: »Die neuen Herren wollen ganz klar eine Konvergenz der Systeme, bis hin zum Abbruch der Mauer, bis hin zur echten Wirtschaftsgemeinschaft mit Europa.« Vereinbart seien bereits Managementkurse westlicher Firmen in Moskau, Schulungskurse für sowjetische Betriebsleiter bei der Carl Duisberg-Gesellschaft in Köln und ein baden-württembergisches Management-Zentrum in Leningrad. Die »Zeit« sagt lobend über den Consulting-Berater Berger, er sei »durch radikale Vorschläge zum Abbau unrentabler Unternehmensteile in der Bundesrepublik berühmt und berüchtigt geworden«. Genau der richtige Mann also, die allseits beklagte Ineffizienz der sowjetischen Wirtschaft zu beseitigen. Überhaupt, diese »Ineffizienz«, von der alle reden! In der Tat scheint die sowjetische Wirtschaft schlechter zu funktionieren, als es eine nicht zum Zwecke der privaten Profitakkumulation betriebene Wirtschaft müßte. Eines aber kommt in in den Klageliedern der neuen Moskauer Führung verdächtig zu kurz: Die Einsicht, daß die Höhe der industriellen Produktion auch etwas zu tun hat mit dem Grad der Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft, mit der Frage also, ob hinter jeden Arbeiter drohend ein Arbeitsloser gestellt wird. Schon habe ich in einer sowjetischen Publikation gelesen, Arbeitslosigkeit dürfe kein Tabu sein. Richtig. Wer auf dem sog. Weltmarkt konkurrenzfähig werden will, muß eine konkurrenzfähige Ausbeutung organisieren. Der neue polnische Ministerpräsident Rakowski ist da konsequent: Seine Vorbilder sind Südkorea, Japan und Frau Thatcher.

Nun sagt Ellen Weber, und ich fühle mich da getroffen, obwohl ich nicht direkt angesprochen bin: »Die Unfähigkeit der kapitalistischen Machthaber, solche inneren gesellschaftlichen Entwicklungen eines sozialistischen Landes zu begreifen, ist außerordentlich groß. In Zeitschriften kann man Fragen lesen wie: Treibt die Sowjetunion in Richtung Sozialdemokratie? Führen die Reformen zurück zum Kapitalismus? Michail Gorbatschow und andere sowjetische Politiker haben auf diese Fragen unmißverständlich geantwortet und *bewiesen,* daß es sich bei der heutigen Entwicklung in der SU um Prozesse zur Weiterentwicklung der sozialistischen Gesellschaft handelt.« Sie haben es nicht erklärt oder beteuert, nein, sie haben es *bewiesen.* Und was bewiesen ist, kann nicht mehr in Frage gestellt werden. Was sich in dieser Wortwahl tatsächlich beweist, ist jenes aufklärungsfeindliche, antimarxistische Apologetentum, das uns vor ein paar Jahren *bewiesen* hat, wie Breschnew die UdSSR von Sieg zu Sieg dem Kommunismus entgegenführt.

Und damit Michael Stamm nicht zu kurz kommt: Er hat in KONKRET geschrieben, »Gorbatschows spezifische Verknüpfung der Bausteine Plan, Markt, Partei und Räte« sei »das Beste, was sozialistisch/kommunistische Theorie derzeit für die praktische Gestaltung einer sozialistischen Gesellschaft zu bieten hat.« Ich will mich nicht an der Verknüpfung von Bausteinen aufhalten, aber das Verfahren, das Stamm beschreibt, würde bedeuten, daß man sich einzelne Elemente politischer und ökonomischer Organisation aus unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen wie aus einem Katalog für Bastlerbedarf aussuchen und sie dann zu einem schönen neuen Ganzen zusammenfügen kann. Was aber ist Effizienz? Was Preis? Was Markt? Lassen sie sich wirklich mit einer Rätedemokratie zusammenbasteln, die sich dann auch noch den Weltwirtschaftsorganisationen anschließt. Wo bleibt denn da die Dialektik? Das ist naivster Eklektizismus, um es vornehm zu sagen. Genau so wird im Godesberger Programm verfahren: Wir wollen das Bündnis mit den USA, Marktwirtschaft und eine neue, sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung .

Weber: Obwohl mir der spitze Ton sehr gefällt, mit dem der Kollege Gremliza hier begonnen hat, möchte ich zunächst an dem bleiben, was meine einleitenden Gedanken sein sollten. Ich glaube, daß man den Ansatz für die Lösung der Probleme, die wir miteinander bereden, weniger in den Erklärungen, Artikeln und Zitaten von Gorbatschow und anderen finden sollte,

sondern man sollte von der Situation ausgehen, in der wir uns heute tatsächlich befinden. Wenn man die durchdenkt, finden wir eine nicht zu übersehende Bedrohung: Wir können nicht sicher sein, daß die Hochrüstung uns überleben läßt. Und wir können auch nicht sicher sein, ob die sich rasch entwickelnden globalen Probleme uns eine lange Zukunft zubilligen. Wir müssen heute versuchen, in das ganze Ausmaß der die Menschheit bedrohenden Probleme einzudringen und zu fragen, wo ein möglicher Ausweg liegt. Der Ansatz, den die Sowjetunion gewählt hat – ich weiß nicht, ob das für alle Zeiten philosophisch haltbar »Neues Denken« heißt – ist der: Brauchen wir nicht heute eine Umkehr, führen die Wege, auf denen wir bisher Lösungen versucht haben, nicht perspektivlos gegen die Wand? Wir haben es mit einer außerordentlich bedrohlichen Situation in der Welt von heute zu tun. Nicht nur wir Linken sind bedroht, es sind alle Menschen dieser Erde bedroht, alle Gesellschaftssysteme, das zwingt natürlich zu neuem Herangehen, neuem Denken. Die wichtigste Frage lautet: Wie gehen wir alle mit der uns bedrohenden militärischen Gefahr um? Da gab es in der jüngeren Geschichte schon einmal ein Modell, jenes, mit dem man versucht hat, mit dem Faschismus fertig zu werden. Nämlich mit der damals sogenannten Anti-Hitler-Koalition, die über Systeme, Klassen und Staaten hinweg einen sehr gezielten, gemeinsamen Kampf geführt hat, um diese Bestie zu überwinden. Der Atomkrieg ist eine noch dramatischere Gefahr, eine noch größere Bestie als der Faschismus. Der Faschismus war partiell überlebbar, der Atomkrieg ist es nicht. Deshalb müssen wir uns fragen: Können wir durch geeignete Koalitionen/Bündnisse die uns heute bedrohende Gefahr von der Erde verbannen?

Ich sehe solch notwendige Bündnisse auch in den Bereichen, die nicht mit Krieg und Frieden direkt zu tun haben. Die Menschheit braucht gesunde Luft, Wasser und Boden. Wir werden nur weiter dann eine Geschichte haben, wenn wir unsere Lebensgrundlagen erhalten und retten. Sind an diesen Aufgaben nur Linke, nur Demokraten interessiert? Wenn man sich oberflächlich umschaut, könnte man vorerst sagen, ja. Aber ich würde diese Einschätzung nicht für richtig halten, denn ebenso wie ein Atomkrieg können die anderen schwerwiegenden globalen Fragen so bedeutend werden, daß ein vernünftiges Leben auf diesem Planeten nicht mehr möglich ist. Also müssen wir nach Gemeinsamkeiten Ausschau halten. Heute wird oft das Zitat von Albert Einstein benutzt, der uns 1948 gesagt hat: Die Atombombe hat alles verändert, nur nicht unser Denken. Dieser Satz ist schon lange bekannt. Nur haben wir es nicht vermocht, »wir« im weitesten Sinne, aus diesem kategorischen Imperativ neues Denken zu lernen, daraus ein System des Handelns zu machen. Erst jetzt sind wir dabei.

Zur inneren Entwicklung in der Sowjetunion: Ich war immer der Meinung, wenn die soziale Revolution gesiegt habe und die Produktionsverhältnisse umgestaltet wären, daß dann die Entwicklung der Produktivkräfte, also auch die des Menschen, seiner Möglichkeiten und Fähigkeiten, automatisch sehr rasch zu ungeheuer eindrucksvollen Ergebnissen führen würde. Daß sich, von Fesseln befreit, die neue Gesellschaft dann stürmisch entwickeln würde. Nun kann man darüber streiten, ob eine 70jährige, nur vom Frieden bestimmte Entwicklung, die wir ja nicht hatten, in der Sowjetunion raschere, positive Ergebnisse gebracht hätte. Aber selbst, wenn man diesen Gesichtspunkt wegläßt, ist heute zu sagen, daß es eine sehr kindliche Hoffnung war, anzunehmen, die Produktivkraftentwicklung würde auf der Basis sozialistischer Produktionsverhältnisse automatisch in eine außerordentlich reife, neue Gesellschaft führen.

Der Kollege Gremliza hat eben gesagt, der Sozialismus müsse sich ducken, weil er in der Defensive sei. Allerdings ist auf der Welt noch niemand Drittes gekommen, der den Kapitalismus überwunden und etwas erkennbar Besseres gemacht hätte. Wir Kommunisten sind da in einer schlechten Situation. Wir sind die einzigen, die das versucht haben, und was wir bei diesem Versuch vorlegen, überzeugt noch nicht in jeder Hinsicht. Das ist schmerzlich.

Ich finde es bedauerlich, daß sich Leute, die sich ein eigenes Bild von einer sehr entwickelten sozialistischen Gesellschaft gemacht hatten, nun angesichts des realen Sozialismus nichts anderes zu sagen wissen als: ungenügend! Meine Schlußfolgerung ist allerdings, daß es einen reifen, hochentwickelten Sozialismus geben wird. Ich entnehme das auch aus der Logik anderer geschichtlicher Prozesse und sage im 200. Jahr nach der Französischen Revolution: Auch die bürgerliche Revolution hat Jahrzehnte gebraucht, bis sie sich als Gesellschaftsformation herausgebildet hat, und sie befindet sich noch immer im Prozeß ihrer Bildung, Entwicklung und Deformation. Ich will jetzt nicht sagen, wir brauchten auch so lange, aber siebzig Jahre sind nun mal rum, und wir sind noch nicht zufrieden.

Letzter Gedanke: Ich halte das, was die Sowjetunion jetzt im Inneren macht, für außerordentlich erregend und revolutionär, weil sie nämlich genau an jenem Punkt ihre Lösungen sucht, den ich eben als einen meiner Irrtümer bezeichnet habe. Sie muß feststellen, daß ihre Produktionsverhältnisse in den späteren Jahren nicht mehr stimulierend waren für die Entwicklung der Produktivkräfte. Was die Sowjetunion jetzt macht, ist der Versuch, die Produktivkraftentwicklung voranzubringen, um dann mit diesem neu erreichten Niveau auch vor der Weltöffentlichkeit beweisen zu können, daß die Zukunft im Sozialismus liegt.

Stamm: Ich will erst mal eine Übereinstimmung mit Hermann Gremliza ausdrücken, damit der Unterschied nachher umso deutlicher wird: In der Bewertung bestimmter Stilblüten des sog. Neuen Denkens, das ich in dem KONKRET-Artikel *nicht* verteidigt habe, hat er Recht. Es ist z.B. schlichtweg Unsinn, wenn Gorbatschow im »Spiegel«-Gespräch« sagt: »Die Zeiten, als ein Land oder eine Gruppe von starken oder mächtigen Staaten dem Rest der Welt ihre Auffassungen, ihre Politik aufzwingen konnte und dies manchmal ganz brutal, sind vorbei.« Das ist leider nicht so, die sind nicht vorbei.

Trotzdem bin ich der Meinung, nach der Feststellung dieser Kritik wird es erst spannend. Gremliza hat nichts, kein einziges Wort gesagt über Sozialismus, seine Qualität, wie er geht . Oder doch? Der Teufel – die tiefe Deformation des Sozialismus werde durch den Beelzebub des schrittweisen Sozialismusverzichts angetrieben. Und: je weniger Kommunismus, desto weniger Antikommunismus – das wollte er beweisen. Da ist die stillschweigende Unterstellung in der Aussage drin gewesen, daß der Kommunismus schon einmal war, oder jedenfalls ein bißchen, und nun geht er hops. Das ist Religion wie bei Ellen Weber, nur klüger. Er war nämlich noch nicht. Sich lustig zu machen über die auch in der Prawda nachlesbaren Stellungnahmen über Kohl, daran zu appellieren, daß Leute es schlimm finden mögen, solche Sätze über einen Typ zu hören, der Gorbatschow mit Goebbels verglichen hat, bringt Gremliza natürlich einen stimmungsmäßigen Punktgewinn. Nur läßt er die viel größere Scheiße unerwähnt und unkommentiert, die sowjetische Führungen früher erzählt haben. Z. B. während des »Hitler-Stalin-Paktes«, als die sowjetischen Zeitungen praktisch über Nacht ein freundlicheres Bild des Hitlerregimes zu zeichnen begannen. Gremliza dagegen suggeriert, daß frühere sowjetische Führungen »mehr« Kommunismus drauf gehabt hätten. Das ist nicht der Fall.

Er sagt ganz heroisch, daß er am »realen« Sozialismus besonders die Grenzen, die Mauer, den Stacheldraht, das dem Imperialismus-nicht-zur-Verfügung-Stehen gut findet. Leider gibt es da eine ganz blöde Dialektik. Wenn der reale Sozialismus nur das hat, dann werden selbst diese »Errungenschaften« geschleift werden. Wenn er sich nur auszeichnet in dieser, wie Gremliza sagt, antiimperialistischen Funktion, dann wird es irgendwann eine massenhafte Tendenz in den realsozialistischen Bevölkerungen geben, die nicht nur kleinlaut und manchmal ein bißchen lauter, sondern auch *praktisch* in ihrem Handeln den Kapitalismus vorziehen werden. Deshalb frage ich: Ist es zulässig, eine sozialistische Gesellschaft vor allem unter dem Gesichtspunkt zu bewerten, was sie den hiesigen Linken an Beglückungen in ihrem Antiimperialismus, der ohnehin mit Vorsicht zu genießen ist, bringt? Ist das zulässig? Ich sage Nein, das ist absolut unzulässig. Eine sozialistische Gesellschaft oder eine kommunistische Gesellschaft hat an erster Stelle die Interessen der Menschen, die in diesem Staatsgebiet leben, in einer Weise zu befriedigen, daß für die was besseres herauskommt. Das ist der materielle Grund für Sozialismus. Sonst wird das eine tautologische Veranstaltung. »Ich bin für den Sozialismus, weil ich für den Sozialismus bin und der *kein* Kapitalismus ist« – das kann kein ausreichendes Motiv sein.

Wenn also in diesen Gesellschaften die aktive Unterstützung durch die Individuen nicht gefunden wird, wenn sie letztlich nur noch gewaltsam aufrechterhalten werden können, dann geht sogar die Möglichkeit verloren, den Angolanern 1,5 Milliarden Mark und den Kubanern 2 Milliarden im Jahr zu überweisen, dann geht jeglicher Internationalismus, der mehr als bloßes Geschwätz und Phrase ist, übern Deister, weil die materiellen Voraussetzungen dafür nicht mehr vorhanden sind.

Das taucht bei Gremliza gar nicht auf. Bei ihm taucht nur auf: Bitte schön, die haben ein Bollwerk zu sein, die Bollwerk-Funktion finde ich gut und alles andere interessiert mich einen Scheißdreck. Solange das vermeintliche Bollwerk steht, drückt er schon mal beide Augen zu und kann mit den »tiefen Deformationen« leben, auch wenn er sie durchaus anspricht. Sieht er jedoch die »größten Errungenschaften« in Gefahr, ohne den Grund dieser Gefahr zu analysieren, so bekennt er sich mit weit mehr Aufwand zur Pflicht des Kritikers, die Kritik zu machen. Ich will sagen, was mir daran u.a. mißfällt. In den kapitalistischen Gesellschaften hat eine linke Kritik nicht die Pflicht, ihre konstruktive Qualität nachzuweisen. Wir wissen, daß die Verwertung des Kapitals Arbeitslosigkeit produziert und können deshalb keinen Vorschlag zu deren Beseitigung bei Beibehaltung des Kapitalverhältnisses machen. Es muß aufgehoben werden. Bezüglich des realen Sozialismus gibt es ein ähnliches Problem. Ich denke, Hermann stimmt mir zu, wenn ich sage, daß eine Kommunistische Partei, die *herrscht,* die ein Überstaatsapparat ist, nicht kommunistisch wirken kann. Sie muß aufgehoben werden – oder sich selbst aufheben, um die Fähigkeit zur kommunistischen *Führung* der Gesellschaft zu gewinnen. Ich denke, daß diese Transformation in der Sowjetunion gegenwärtig stattfindet. Die KPdSU kämpft um die Wiederherstellung der Macht der Sowjets und strebt, indem sie ihre Avantgarde-Rolle von deren Zustimmung abhängig macht, zugleich ihre antibürokratische Erneuerung an. So kann sie zum geistigen Führer und politischen Strategen werden, der die Gesellschaftsmitglieder inspiriert und zur Selbsttätigkeit anstachelt. Ich finde das ausgezeichnet und habe deshalb die Partei und die Räte als Bausteine einer sozialistischen Gesellschaft bezeichnet.

Darüber hat sich Gremliza vorhin lustig gemacht. Darüber? Nein, nicht ganz. Er nennt es eklektizistisch, daß ich von vier Bausteinen: Partei, Sowjets, Plan – und Markt spreche. Der Markt mißfällt ihm. Wieso Markt, auf den ein anständiger Linker gefälligst wie ein Pawlowscher Hund zu reagieren hat? Na gut. In der SU wurde in der Vergangenheit versucht, die Kapitaleigenschaft der Produktionsmittel aufzuheben durch eine Planung, die einer zentralen Planungsbehörde die Pflicht auferlegt, sämtliche subjektiven und objektiven Ressourcen, über die eine Gesellschaft verfügt, rationell durch einen Plan miteinander zu verbinden und dieses zum Vorteil der dort lebenden Menschen. Was ist dabei herausgekommen? Eine enorme Steigerung der Rohstoff-, Stahl-, Brennstoff- usw. -Produktion. Jedoch auch eine unrationelle und verschwenderische Nutzung der Ressourcen, ihre Majestät, die Bruttoproduktion, der Plan um des Plans willen und nicht die gewünschten qualitativ hochwertigen Endergebnisse, wie Gorbatschow auf der Allunionskonferenz feststellte. Da werden z. B. Pläne für das Transportsystem entwickelt; es soll 4 Milliarden Tonnen im Jahr transportieren. Was passiert? Es passiert, daß haufenweise halbleere Züge bei gleichzeitiger Überlastung des Schienensystems Strecken hinter sich bringen

zum Zwecke der Planerfüllung, daß Transporte über die ganze SU vom Osten in den Westen gebracht werden mit Schiffen, die dann angestrichen und wieder zurückgeschickt werden, so daß der Plan erfüllt ist. Man kann also nicht sagen, daß die sowjetische Planwirtschaft die Ökonomie der Zeit, nach Marx erstes ökonomisches Gesetz des Sozialismus, beherrscht und so zur Entwicklung der Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums ausreichend beiträgt.

Unter diesen Voraussetzungen hat die sowjetische Führung die Überlegung angestellt, ob es überhaupt möglich ist, persönliche Interessiertheit für Produktion von Reichtum, von Gebrauchswerten auf der Grundlage des *abstrakten* Staatseigentums hinzukriegen. Einer aus dem Politbüro, Jakowlew, sagt: Das abstrakte Staatseigentum führt in unserer Wirklichkeit dazu, daß wir den Antagonismus des Kapitalismus, der die Menschen in Klassen voneinander trennt, in Konkurrenz zueinander bringt, in einer Weise überwunden haben, daß die menschliche Stellung zur Produktion das folgende Bewußtsein hervorbringt: Eigentlich gehört das niemandem. Da verlottern jedes Jahr 30 Prozent der Ernte, auch weil sich um die Ergebnisse der Produktion nicht gekümmert wird. Das ist das reale Problem. Die Frage ist also, wie man die planerischen Absichten mit den persönlichen Interessen der Individuen z.B. der landwirtschaftlichen Kollektive verbinden kann? Da ist die sowjetische Führung neben der Reform des politischen Systems zu der Überlegung gekommen, es müsse möglich sein, durch eine Reduzierung der Kennziffern für die Pläne, durch eine Reduzierung der Vorgaben, die gar nicht alle datenmäßig erfaßt werden können, und durch eine Gewährung von Spielräumen für verschiedene Arten von Pachtgruppen und andere Zusammenschlüsse die persönlichen Interessen stärker zur Geltung zu bringen. Das wird eine Geschichte, bei der Widersprüche zwischen Mitgliedern dieser Gesellschaft auftreten werden, was unvermeidbar ist, was aber die Voraussetzung dafür ist, daß die Menschen ihre Fähigkeiten kennen- und ausbilden lernen. Nur auf dieser Grundlage wird auch die Gesellschaft lernen, besser zu planen und so den Satz Gorbatschows »Wir können nicht planen« schrittweise gegenstandslos machen. Das ist ein Problem, das stellt sich jeder sozialistischen Gesellschaft, und darüber hinwegzureden mit »Plan und Markt sind unvereinbare Momente«, heißt, sich der Realität der sozialistischen Gesellschaft nicht zu stellen. Und in dieser Frage heißt Kritik, es besser machen oder mindestens die Probleme genauer zu erfassen.

Weber: Zunächst zur Problematik Rekapitalisierung der Sowjetunion. Der Kollege Gremliza hat mich da auch zitiert. Sicher ist das Wort »beweisen« verkehrt. Ich nenne deshalb noch einmal den Ausgangspunkt. Das Zitat stammt aus einem Artikel, der unmittelbar nach dem XXVII. Parteitag veröffentlicht wurde. Damals haben viele Leute die Frage gestellt: Sind das Entwicklungsprozesse, die eine Rekapitalisierung einleiten können? Da gefiel mir sehr, daß viele Delegierte und auch die Führung der KPdSU auf dem Parteitag immer wieder gesagt haben, nein, es geht um einen besseren Sozialismus. Ich würde ganz zugespitzt sagen: Die Sowjetunion sucht auf der Basis ihrer, von antagonistischen Klassen freien Gesellschaft nach Lösungen, um das Profitprinzip, das im Kapitalismus eine ungeheure Dynamik entwickelt, durch etwas anderes zu ersetzen. Das Profitprinzip ist als Stimulanz und als Triebkraft nicht vorhanden, wenn es sich um eine sozialistische Gesellschaft handelt. Aber was müßte an dessen Stelle treten? Es ist der Faktor Mensch, der mit seinen eigenen Qualitäten soviel Entschlossenheit, soviel Phantasie, soviel Schöpfertum aufbringt, um der Gesellschaft soviel zu geben, daß es eben nicht zur Stagnation in der Produktion, zur Tonnenideologie, zur sinnlosen Planerfüllung und anderen Ärgernissen kommt. Diese Aufgabe zu lösen, ist außerordentlich kompliziert. In diesem Zusammenhang wächst die Rolle der Presse. Wer die Gesellschaft mobilisieren will, muß diese Fragen in der Öffentlichkeit behandeln und diskutieren: Wie überwinden wir Stagnation, Vetternwirtschaft und Korruption? Dazu braucht man eine offene Diskussion. Aber das wesentliche in diesem Prozeß ist nicht so sehr die rückwärtsgewandte Fehlersuche, sondern die Suche nach dem Ansatz für die nächste Etappe der künftigen Gesellschaft.

Die Sowjetunion, die keine antagonistischen Klassen hat, stellt vernünftigerweise offen und umfassend die Frage nach der Zukunft der gesamten Menschheit. Die Menschheit ist aber heute noch eine sehr differenzierte Kategorie. Sie umfaßt Staaten ohne antagonistische Klassen und sie umfaßt Staaten mit tiefer Klassenspaltung. Sozialismus und Kapitalismus müssen unterschiedlich an die Bewältigung der Menschheitsprobleme herangehen. Diese Unterschiedlichkeit gilt auch für die unterschiedlichen Klassen. Es ist nicht denkbar, daß wir globale Probleme lösen, wenn die Chemieindustrie nicht gezwungen wird, einen Umbau ihrer Produktion vorzunehrnen. Hier wird sich eine Auseinandersetzung abspielen, die mit Herrschaftsinteressen der Chemieindustrie, der herrschenden Klasse in unserem Land und den Mehrheitsinteressen der arbeitenden Bevölkerung zu tun hat.

Gremliza: Zu den allgemeinmenschlichen Werten: Daß sie »Vorrang haben vor den klassenmäßigen proletarischen Interessen«, sei, sagt Gorbatschow, »der Angelpunkt des Neuen Denkens«. Eines der allgemeinmenschlichen Probleme ist die atomare Bedrohung. Deshalb muß man sie gemeinsam abschaffen. Da möchte ich doch noch mal fragen, ob das eine Bedrohung ist, die keinen Adressaten und keinen Absender hat? Eine Bedrohung, die irgendein unbekannter Gott über die Menschheit verhängt hat? Ich kenne das anders: Die SU war durch atomare Aufrüstung bedroht seit Ende des Zweiten Weltkrieges, und wenn sie nicht Opfer dieser Bedrohung geworden ist, dann nur deshalb, weil sie irgendwann selbst über atomare Waffen verfügt hat. An dem Satz, daß die Atomwaffen uns in Europa, wie das so schön heißt, vierzig Jahre vor Krieg bewahrt haben, ist wenigstens so viel Wahres dran, daß die sowjetischen Atomwaffen uns tatsächlich vor einem Krieg geschützt haben. Und ich bin mir nicht ganz sicher, was passieren würde, falls die SU mit ihrem Vorschlag einer vollständigen atomaren Abrüstung bis zum Jahr 2000 Erfolg hätte.

Zu dieser klassenneutralen Art der Betrachtung von Geschichte und Gegenwart gehört auch die Bewertung dessen, was zur Zeit an Abrüstung läuft, der INF-Vertrag beispielsweise, der gefeiert wird als ein Erfolg der internationalen Friedensbewegung. Es handelt such aber bei diesem INF-Vertrag eben nicht um eine beiderseitige Abrüstung, sondern um eine einseitige Abrüstung der SU, die unter das Niveau gedrückt wird, das sie hatte, bevor der Nato-Doppelbeschluß durchgesetzt worden ist. Ich halte das ja nicht für falsch, daß die SU dem zugestimmt hat, im Gegenteil: Ich bin der Meinung, daß die SU, vertrauend auf ihre strategischen atomaren Waffen, auf allen anderen Gebieten der Rüstung weiter und kräftig einseitig abrüsten kann und das auch tun sollte, unabhängig davon, ob die anderen mitspielen, denn sonst entkommt sie diesem Totrüstungsdruck nie. Wenn man sich die Verteidigungsetats der Nato-Staaten jetzt auf dem Höhepunkt dieser Abrüstungsfeiern anguckt, ist da von einer Reduzierung nicht das mindeste zu sehen.

Nun hat Ellen Weber gesagt, die Sowjetunion müßte, um dieser Bedrohung Herr zu werden, so etwas wie die Anti-Hitler-Koalition mit den kapitalistischen Ländern bilden, also genau mit den Leuten, die, bevor Kohl nach Moskau reist, noch schnell den Jäger 90 beschlossen haben. Auch die »Menschheitsfrage« der Abrüstung bleibt eine Klassenfrage. Natürlich sind nachher alle gleich tot. Aber das Interesse *der* Menschen, das gibt es halt nicht. Es gibt Menschen, die ein Interesse an Abrüstung haben, und Menschen, die ein Interesse an Rüstung haben.

Michael Stamm ist zu mir sehr viel mehr eingefallen als mir zu ihm. Eines fällt mir doch ein: Es ist albern, Analyse der politischen Sprache als das Aufführen von »Stilblüten« abzutun. Wer »Mein Kampf« gelesen hatte, wußte schon vor 1933 sehr viel mehr über die zukünftige Entwicklung eines von der NSDAP geführten Deutschen Reichs als ein ganzes Schock politikwissenschaftlicher Deuter, die nichts gelesen haben. Das Gerede von der »Natur der Frau« ist kein Ausrutscher, die Sache mit dem »Beweisen« ist kein Ausrutscher. Das ist neue Ideologie.

Stamm: Die Kritik, die du an diesem Gerede – Stilblüte ist tatsächlich kein richtiger Begriff – von dem Jetzt-machen-wir-alle-zusammen übst, die ist richtig. Ich vergleiche das aber nicht mit dem sozialistischen Ideal von vorher, sondern mit der vorherigen sozialistischen oder wie auch immer zu benennenden Realität. Du sagst, die SU war immer bedroht. Stimmt. Ist wahr. Und jetzt haben sie einseitig abgebaut. Ich glaube zwar nicht, daß das so pur stimmt, aber: Was hat denn die Militärpolitik, mit der die SU versucht hat, ihr Land zu sichern, gebracht? Du sagst doch selbst: tendenziell den ökonomischen Kollaps. Bedeutet eine Reduzierung, meinetwegen mit falschen Argumenten über Gattung und Ähnliches, gegenüber dem vorherigen Zustand eine Verschlechterung für die Sicherheit der SU, ja oder nein? Oder hat nicht der Delegierte auf der Allunionskonferenz Recht, der gesagt hat: »Erst heute fangen wir an, die Sicherheit unseres Landes hauptsächlich durch politische Maßnahmen zu gewährleisten und auf militärischem Gebiet die Sicherheit des Landes mit dem geringsten Aufwand an Mitteln zu garantieren«? Ist das nicht die rationelle sozialistische Außenpolitik, soweit so etwas überhaupt möglich ist in der Welt, in der die andere Seite stärker ist? Und da sage ich: ja, obwohl in der Begründung viel Schmus enthalten ist, und der Schmus verrät tatsächlich mehr als bloß einen Versprecher, das stimmt.

In vielen kommunistischen Kurswechseln, z.B. dem von der »linksradikalen« Sozialfaschismustheorie zur »rechtsopportunistischen« Volksfrontideologie, hat es diese Begriffslosigkeit gegeben. Das hindert mich aber doch nicht zu überlegen, ob in dem Prozeß, der da stattgefunden hat, in der neuen Politik gegenüber der alten Politik und nicht gegenüber deren ideologischer Begleitmusik, nicht eine *Verbesserung in der Realität* eingetreten ist. Das, behaupte ich, ist in der Tat der Fall, und die solidarische Kritik hat dann zu sagen: Leute, in der faktischen Handlung stimmen wir mit euch im Vergleich zur vorherigen Politik überein, aber eure Begründung hat eine gefährliche Tendenz, z. B. die Menschen in den westlichen Ländern blind zu machen. Das finde ich, ist eine Auseinandersetzung, die macht Sinn, weil da nicht rauskommt: in der Nacht sind alle Katzen grau. Das macht deine Kritik an der Gattungsgeschichte nicht gegenstandslos, aber es macht deutlich, daß es noch ein anderes Problem in dem Prozeß gibt.

Ich finde es auch ein sehr positives Ergebnis, mit dem man politisch ja arbeiten kann, daß zur Zeit die bundesrepublikanische Bevölkerung mit Argusaugen beguckt wird von westlichen Führungskräften, besonders den USA und auch von ihren eigenen Leuten, z. B. von der Meinungsforscherin Noelle-Neumann. Die sind ganz fickerig darüber, daß die SU in der Wahrnehmung der Bundesbürger nicht mehr die Bedrohung ist, die sie vorher war. Wenn die Bundesbürger zu 80 Prozent sagen: wir finden die SU glaubwürdig, dann ist doch das ein Punkt, mit dem man ganz unabhängig von der innersowjetischen Entwicklung, die wir streitend noch bewerten müssen, politisch arbeiten kann, mit dem man den Legitimationsspielraum der Aufrüstungs-Parteien verkleinern und sie dadurch ein Stück weit in die Bredouille bringen kann. Das nützt dann auch wieder der Sicherheit der SU.

Weber: Ich will noch einmal auf ein mögliches Mißverständnis eingehen: Ich würde es für fatal halten, wenn das Herangehen an die heutige Welt unter dem Stichwort Neues Denken – Abwehr der globalen Bedrohung der Menschheit – so mißverstanden würde, als ob die konkreten Auseinandersetzungen, wie der Kampf gegen Jäger 90, die Modernisierung der Nato-Strategie, wie wir sie jetzt erleben, nicht mehr zu beachten wären, weil wir uns nur noch den globalen Fragen zuwenden würden. Meiner Meinung nach ist die Frage, ob der Durchbruch zu einer anderen Herangehensweise an die heutigen Probleme gelingt, absolut nicht entschieden. Und des wäre ganz fatal, wenn man das so verstünde, als ob wir den INF-Vertrag pausenlos feiern würden und die Gefahren der Welt nicht mehr sähen. Ganz im Gegenteil, ich würde sagen: Es

war vor einem halben Jahr noch möglich, weitgehend und oft über den INF-Vertrag zu reden. Inzwischen werden Fakten von der anderen Seite geschaffen, die Stichworte sind genannt, die uns alle außerordentlich besorgt machen müssen. Es kann nicht sein, daß Projekte wie der Jäger 90 in unserem Land laufen, ohne daß sich beachtlicher Widerstand dagegen entwickelt. Soweit sind wir allerdings im Moment nicht. Und das gleiche gilt, was die inneren Fragen in unserem Land betrifft. Es ist doch kaum denkbar, daß wir bei Weiterexistenz einer Regierung Kohl und ihrer sozialreaktionären Maßnahmen und ihrer Nicht-Handlungsfähigkeit in Sachen Arbeitslosigkeit sagen, das kümmert uns nicht mehr, das war mal der Klassenkampf von gestern. Wir haben die schwierige Aufgabe zu lösen, die Menschen in geeigneter Weise zu mobilisieren, um an die neuen globalen Fragen heranzugehen. Dazu gehört die Beendigung des Wettrüstens bei gleichzeitigem Kampf um die das Leben in unserem Land betreffenden sozialen und anderen Probleme. Es muß eine Verbindung von globalen Fragen und Klassenkampf geben. Es muß eine ständige Verbindung von Theorie und Praxis geben.

Gremliza: Das hätte noch gefehlt, daß die Regierung Kohl in der Frage der Arbeitslosigkeit handlungsfähig wird! Du hast natürlich ganz Recht in deiner Beschreibung, Michael. Es ist gut, daß die SU diesen Schritt von Abrüstung vollzogen hat, und was du hier zitiert hast als Programm der Reduktion auf die notwendigsten Mittel, die zur Verteidigung des Territoriums erforderlich sind: ausgezeichnet. Aber warum muß so ein verständliches und eindeutiges Programm mit der Vorstellung kombiniert werden, es gebe eine Bedrohung, die eine allmenschliche Koalition erforderlich macht? Ich denke, daß diese Konstruktion nur ein Hebel dafür sein soll, mit den Staaten Westeuropas und den USA auf einer ganz anderen Ebene ins Geschäft zu kommen: auf dem Weltmarkt. Es war ja nicht so, wie Schewardnadse jetzt tut, daß die Distanz zu den Weltwirtschaftsorganisationen eine Fehlentscheidung der SU war, sondern es war auch eine Entscheidung der anderen, die die SU dort nicht haben wollten. Und das Gerede von den Menschheitsfragen soll sagen: seht her, es gibt keine Klassenfragen mehr, wir ziehen an einem Strang, nur eure aggressivsten Kreise vielleicht nicht, die müßt ihr dann noch ein bißchen mitbekämpfen, aber sonst bilden wir gemeinsam die Partei der Menschheit. Und wenn Frau Noelle-Neumann feststellt, daß 80 Prozent der Bundesbürger sich nicht mehr bedroht fühlen, und wenn sich das vielleicht auch bis in die Kreise des Monopolkapitals herumspricht, kriegen wir größere Kredite und dürfen uns an dieser Ausplünderungsgesellschaft, die der Weltmarkt darstellt, beteiligen.

Stamm: Ist es eine Sache, die moralisch und politisch verurteilt werden muß, wenn die Jungs sich eine Rechnung machen und sagen: Wir beschaffen uns Milliardenkredite im Westen, um bessere Verarbeitungsmaschinen, Lagermöglichkeiten etc. für die Landwirtschaft zu finanzieren, um den Milliarden-Schrott, der jedes Jahr anfällt, durch schnellere Verarbeitung zu reduzieren, um auf diese Weise eine bessere Versorgung in unserer Gesellschaft hinzukriegen? Auch die bisherigen Agrarimporte erforderten Devisen – z.B. wird jährlich 1/5 des Fleisches importiert. Der einzige Maßstab, der erlauben würde, das zu kritisieren, wäre: Der gewünschte Nutzen kommt dabei nicht raus. Alles andere ist doch ein totaler Luxus. Da stehen die Leute in Schlangen und kündigen der Gesellschaft die Solidarität auf – und dann stellt sich jemand hin und sagt: Der Weltmarkt ist eine Sauerei und deshalb darf man nicht.

Der einzige Einwand, den ich akzeptieren könnte, wäre: Da kommt dann so etwas ähnliches raus wie in Polen, wo so eine Verschuldung entsteht, daß die Leute ihre gesamte Ökonomie auf die Abzahlung von Zins und Tilgung für die westlichen Kapitalisten ausrichten müssen. Wenn das herauskommt, dann muß man es kritisieren. Ich behaupte, daß in der SU die Milliarden Devisen in Anbetracht der ökonomischen Kraft und angesichts des schnellen Nutzens, der im Bereich der Landwirtschaft möglich ist, relativ schnell wieder erwirtschaftet werden können. Ignaz Kiechle rechnet schon jetzt damit, daß der sowjetische Markt für Agrarprodukte in 5-10 Jahren nichts mehr »aufnehmen« wird. Damit wird die Attraktivität dieser Gesellschaft steigen. Dafür müssen wir uns interessieren und können uns nicht luxuriös darüber hinwegsetzen.

Weber: Niemand fordert eine Partei der Menschheit. Wir diskutieren doch bei der Lösung solcher globalen Fragen, welche Bündnisse geschlossen werden können, um die Dinge zu bewältigen, das heißt nicht, daß wir alle in einer Partei kämpfen, das wäre doch eine ganz falsche Vorstellung von der Herausforderung, vor der wir stehen. Es ist heute meiner Meinung nach neben der Bedrohung durch Krieg nicht zu leugnen, daß in unserer Welt in der Biosphäre Gefahren heranwachsen, an der viel mehr Menschen ein Interesse haben, sie abzuwehren, als man sich das noch vor ein paar Jahren hat vorstellen können. Ich glaube, daß die Bourgeoisie selber heute auch ein Interesse daran hat, Luft,

Wasser und Boden zu erhalten, so daß hier die Möglichkeit für breitere Bündnisse entstehen könnte.

Gremliza: Ökologie als globales Problem. Ich will mal ein paar Zeilen aus den »Roten Blättern« zitieren: »Nehmen wir ruhig einmal an, es gäbe nur einen Verursacher für alle globalen Probleme. Das Unangenehme ist, sie müssen gelöst werden und zwar in kurzer Zeit, die Weltrevolution am 'Day After' kommt eben einen Tag zu spät. Ich weiß, es ist bitter, aber du (er meinte mich) atmest dieselbe Luft wie Alfred Herrhausen und wirst wie er an dieser Luft krepieren, falls der Schadstoffausstoß so weiter geht. Noch bitterer, möglicherweise hat der Kapitalismus wegen des Innovationsvorsprungs z.T. die besseren Lösungsmöglichkeiten anzubieten.« Wie diese Lösungsmöglichkeiten des Kapitalismus in Bezug auf die ökologischen Probleme aussehen, ist ganz einfach: Der produziert weiter seine Gifte und etabliert eine zweite Industrie, die die bereits produzierten Gifte reduziert, und macht daraus einen zweiten profitablen Zweig seiner Produktion. Die

Zusammenarbeit mit diesem System in dieser Frage führt nur dazu, möglichst intensiv weiter zu vergiften und möglichst viel an der Entgiftung zu verdienen. Es zwingt niemand die sozialistischen Staaten, Gifte herzustellen – es sei denn der Weltmarkt. Es zwingt niemand die DDR dazu, alles in die Elbe zu kippen.

Stamm: ...Es sei denn der Weltmarkt!

Gremliza: Wer sonst? Die Sowjetunion? Auf eine globale ökologische Zusammenarbeit ist man doch nur angewiesen wenn man – ich zitiere das noch einmal – auf »die besseren Lösungsmöglichkeiten, die der Kapitalismus wegen seines Innovationsvorsprungs anzubieten hat«, zurückgreifen will.

Stamm Das ist eine reine Katastrophe, was du da behauptest über den Sozialismus und die Ökologie. In der SU und in der DDR wird unabhängig von der Eingebundenheit in den Weltmarkt ein Haufen Dreck produziert, der dazu geführt hat, daß dort jetzt massenhaft Leute in die Gänge kommen bis in die Partei hinein, und daß *jetzt* erste Maßnahmen ergriffen werden. Die Logik des extensiven Wirtschaftsmodells war (und ist noch) extrem umweltschädlich. Das Problem hat mit dem Weltmarkt direkt nichts zu tun, es hat aber mit Kapitalismus etwas zu tun, in sehr diffiziler, indirekter Weise. Egal, ob die SU oder die DDR am Weltmarkt beteiligt sind oder nicht, sie kriegen die Realität dieses Systems in Gestalt der Wahrnehmung durch ihre Bürger nicht vom Hals. In ihren Bürgern reflektiert sich, daß es da noch eine andere, materiell überlegene Welt gibt, weshalb Autarkie absolut eine Fiktion ist. Autarkie als Nichtbeteiligung an dem Gesamtgeschehen bedeutet keineswegs, daß die kapitalistische Welt dann aus der Welt ist, sondern bedeutet, daß die Vergleiche, die die Menschen anstellen, wieviel besser es in den Geschäften aussieht, daß diese Vergleiche als Destruktivkraft in realsozialistischen Gesellschaften zersetzende Wirkung ausüben . Die Möglichkeit, autarke Politik zu machen, im Sinne einer wirklichen Unabhängigkeit, besteht gar nicht. Es ist lediglich möglich, die Einflüsse, die die imperialistische Umwelt ausübt, in einer so rational wie möglich kontrollierten Weise zuzulassen und die darin liegenden negativen Effekte zu minimieren. Die Möglichkeiten, ohne diese negativen Effekte auszukommen, ist der reine Idealismus, das ist völlig ausgeschlossen.

Um es noch mal auf die Ökologie zu bringen: Die SU hat in einer Reihe von Beseitigungs- und Verhinderungsverfahren, was Filtertechnik usw. angeht, technologisch schlechtere Möglichkeiten als die kapitalistische Welt. Soll die Möglichkeit der Kooperation, die *antagonistisch* bleibt, zur Erlangung solcher Mittel ausgeschlagen werden, um den Preis, daß die Beseitigung von Schäden dadurch zumindest verzögert wird?

Weber: Nicht alle Dinge, die die Sowjetunion heute macht oder versucht, sind so, daß ich sagen könnte, das wäre genau der richtige Weg. Wir haben dem Zentralkomitee der KPdSU zur Kenntnis gebracht, daß wir in der Frauenfrage mit ihnen nicht einer Meinung sind. Wenn wir genau beobachten, hat Michail Gorbatschow in seinem Buch die schlechteste Fassung dieses Themas geliefert. Das hat auch den meisten Protest gegeben. In seiner Rede auf der Unionskonferenz hat er es wesentlich besser formuliert. Ich glaube, hier hat der internationale Dialog auch etwas bewirkt. Aber in der Entschließung der Unionskonferenz ist die Sache wieder etwas zurückgenommen worden. Es gibt also drei Aussagen, die alle nicht dem Standard der marxistischen Diskussion in der Frauenfrage entsprechen. Ich möchte hinzufügen, daß ich in der Diskussion mit weiblichen Delegierten auf dem XXVII. Parteitag erfahren habe, daß die Position Gorbatschows bei den sowjetischen Frauen eine Basis hat. Viele Frauen wollen mehr Zeit, um ihren Haushalt zu führen, weil Schlange stehen und andere Probleme des Alltagslebens eine hohe Belastung für sie darstellen. Das halte ich für ein ganz großes Problem. Ich glaube, daß nicht alles, was in der Sowjetunion jetzt entwickelt wird, von Bestand sein muß.

Gremliza: Um mal etwas Positives zu sagen: Ich denke, daß heute in der SU so diskutiert werden kann, so gestritten werden kann und daß die Entwicklung so ungeheuer offen ist, völlig unvergleichbar mit beispielsweise den zementierten Verhältnissen der BRD und anderer Staaten, daß Entwicklungen von revolutionärem Ausmaß vorstellbar sind innerhalb von Monaten oder wenigen Jahren und ohne Blutvergießen – das hat einen wesentlichen Grund: die Abwesenheit von Privatbesitz an Produktionsmitteln. Meine Sorge ist – ich kann das nicht hinreichend überschauen, ich denke, einige andere können es auch nicht so ganz überschauen – , daß die Einführung von Bausteinen, ob verflochten oder nicht, aus anderen Gesellschafts- und Wirtschaftsformationen, also auch Kleinbesitz, ein bißchen größerem Besitz, in Ungarn sind sie jetzt soweit, das Privateigentum so auszudehnen, daß Firmen bis zu 500 »Arbeitnehmer« (so heißt es dann sicher dort auch bald) in Privatbesitz sein können – daß das dazu führen wird, daß diese Offenheit der Gesellschaft flöten geht. Wenn künftig auf einem Parteitag etwas derartiges besprochen wird wie jetzt auf dem Parteikongreß der KPdSU, könnte schon mit jener rattenhaften Wut gekämpft werden, die der Besitz von Privateigentum hervorruft. Sobald Privateigentum auf dem Spiel steht, ist nicht mehr Diskussion, sondern Bürgerkrieg.

Stamm: Also, neben dem Privateigentum verursachen auch noch andere Sachen rattenhafte Wut, wie z.B. Nationalismen, die ja angeblich geklärt gewesen sind. Manche Leute – ich auch – sind allerdings der Meinung, sie waren nicht geklärt, sondern es kommt jetzt raus, daß die frühere Lösung fiktiv war. Ich glaube, das ist dasselbe mit dem berühmten Staats-Eigentum und der Planung der Ökonomie. Mir wäre es auch am liebsten, ich oder irgendjemand hier hätte einen Vorschlag für eine rationelle Organisation der Ökonomie mit einem Plan, bei dem keinerlei Tauschwert mit ins Spiel käme. Nur habe ich noch kein einziges Buch, noch keinen einzigen Text gefunden, in dem ein derartiger Anspruch eingelöst worden wäre,

außer bei den Phrasendreschern, die dann sagen: Plan, aber demokratisch muß er sein. Diese Leute tun so, als wäre die Demokratisierung des Plans schon die Lösung des Problems, und das ist es offenbar nicht.

Das Problem ist doch: Der Marx hat in der Kritik des Gothaer Programms geschrieben: Die erste Phase der kommunistischen Gesellschaft zeichnet sich dadurch aus: jedem nach seinen Fähigkeiten, jeder nach seiner Leistung. Ganz ohne Austausch erhalte jeder, der jetzt ein Arbeitsquantum reingibt in die Gesellschaft, das gleiche Arbeitsquantum zurück in anderen Gütern. Jetzt muß man sich aber mal überlegen, was das für Voraussetzungen hat, damit das klappt. Da kommt nämlich ins Spiel, der eine kann mehr; der andere arbeitet intensiver. Alles Sachen, die der Marx in der Kritik des Gothaer Programm selber bespricht. Und schon taucht das Problem auf, daß die Findung der Maßstäbe dessen, was man reingibt, um auch eine entsprechende Rückgabe zu ermöglichen, einen unglaublichen Schwanz an Voraussetzungen in der Gesellschaft hat, die gar nicht geklärt sind. Wenn ich sage, ich habe da acht Stunden reingegeben in die Gesellschaft und will meinen Anteil in anderer Gestalt zurück, dann muß klar sein, daß alle Produktionen auf technologisch gleichem Niveau stattfinden.

Der Marx hat sich in den »Grundrissen« mit Anhängern Proudhons auseinandergesetzt, die vorgeschlagen haben, eine Geldreform zu machen. Ich finde stark, wie er sich mit dem Modell auseinandersetzt. Sie schlagen vor, das Geld durch Stundenzettel zu ersetzen, auf denen steht, wieviele Stunden jeder Bürger gearbeitet hat. Der Stundenzettel ermächtigt jetzt jeden arbeitenden Bürger, entsprechende Anteile anderer Güter aus dem gesellschaftlichen Konsumptionsfond herauszunehmen, das ist sozusagen die Anweisung auf Reichtum . Dann analysiert und beschreibt Marx die Implikationen, die das hat, damit das klappen kann: Da muß nämlich tatsächlich gesichert werden: proportionale Produktion im ganzen Land, überall gleicher Produktionsstandard, gleiche Technologie. Ausrechnen der Abschläge, wenn irgendwo weniger produktiv gearbeitet wird, und dann sagt er: Wenn diese Bedingungen alle erfüllt sind, werden die Arbeiter und alle Produzenten, sämtliche Produkte nicht nur an die Bank verkaufen, sondern auch von der Bank wieder kaufen – also den Tauschwert für das volle Produkt ihrer Arbeit erhalten. Dazu dann Marx: »Genau besehen wäre die Bank dann nicht nur der allgemeine Käufer und Verkäufer, sondern auch der allgemeine Produzent. In der Tat wäre sie entweder die despotische Regierung der Produktion und Verwalterin der Distribution oder sie wäre in der Tat nichts als ein Board, der für die gemeinsam arbeitende Gesellschaft Buch und Rechnung führt.«

Die Alternative ist also: despotische Regierung über Produktion und Distribution, oder ein gemeinsames Board, wo die Menschen dieser Gesellschaft praktisch ihre Produktionsleistung eben nur ausrechnen und niederlegen. Niemand wird auf die Idee kommen, bei den zentralen Instanzen des bisherigen Sozialismus handele es sich nur um ein gemeinsames Board, das Rechnungsführung betreibt, sondern es sind eher despotische Regierungen der Produktion mit arbeiterfreundlichen Absichten. Dieses »Modell« des sozialistisch/kommunistischen Aufbaus ist, am eigenen Anspruch gemessen, gescheitert. Es kriegt gegen die kapitalistische Umgebung keine Schnitte – trotz der hohen Sicherheit, die es seinen Bürgern bietet. Wenn es – wie in der DDR – eine Masse von Bürgern mit einiger Sympathie für den »Westen« produziert, deren die Partei befriedigender Realismus darin besteht, sich im Rahmen »kommunistischer Herrschaft« einzurichten, und wenn solche »sozialistischen Untertanen« sogar als Beleg für die Stabilität des Systems erwünscht sind, dann sagt das alles. Die KPdSU weiß das. Deshalb nimmt sie den fiktiven Anspruch auf »detaillierte« Planung und apriorisch garantierte Führung zurück, um *beides besser lernen und machen zu können.* Deshalb ist die Ausweitung von Marktelementen und Konkurrenz unvermeidlich. Wer sich davor drückt, sich diesem Problem zu stellen, der hat entweder nur die despotische Konzeption als Lösung in der Birne oder Phrasen, und beide, die despotische Konzeption in der Praxis genauso wie Phrasen als Ersatz für Argumente, führt dazu, daß der Kapitalismus die dominante Gesellschaftsform bleibt und nicht abgeschafft wird.

Gremliza: War das die Antwort auf die Frage, die ich gestellt habe? Weil du mich zuerst so angeblafft hast.

Stamm: Nein, das war der Versuch, zu sagen, daß das Lernen einer freien Assoziation einen Haufen widersprüchliches Zeug impliziert. Je offener damit umgegangen wird und je bewußter das gemacht wird, umso besser können die negativen Effekte, die in diesem Prozeß drinstecken, kontrolliert werden. Die fiktiven, vermeintlich widerspruchsfreien »Lösungen« z.B. die Gebrauchswertplanung pur, führen nur dazu, daß die »unbeherrschten« Prozesse an anderer Stelle und schwerwiegender auftauchen.

Weber: Ich meine, daß wir etwas zu kurz die ganzen Probleme des Hungers, der Armut, der Seuchen in den Ländern der Dritten Welt behandelt und ungenügend gefragt haben, ob für diese Probleme nicht ein ähnliches Herangehen erforderlich ist, wie wir es bei den anderen Fragen diskutiert haben. Deshalb möchte ich hier noch einbringen, daß auch hierfür eine richtige Zusammenfassung der Auseinandersetzung gefunden werden muß. Wie gehen wir mit dem Gedanken »Abrüstung für Entwicklung« um? All diese Probleme, die wir heute behandelt haben, sowohl jene in unserem Land als auch jene vor allem in den Ländern der Dritten Welt, die unter Armut, Hunger, Seuchen und unter Analphabetismus leiden, sind nicht lösbar, wenn uns nicht ein entscheidender Durchbruch bei der Abrüstung gelingt. Ich bin der Meinung, daß die Themen, die wir heute andiskutiert haben, ob sie den Sozialismus oder den Kapitalismus berühren, einen ganz entscheidenden Punkt zur Voraussetzung haben, wenn wir sie zur Lösung bringen wollen, der in dem Satz »Abrüstung für Entwicklung« hervorragend zusammengefaßt ist.

Gremliza: Jetzt sind also auch Hunger, Seuchen und andere Leiden der drei Kontinente ein globales Problem und nicht Ergebnis von Ausbeutung, von Ausplünderung, die jemand gemacht hat und macht. Dann sagt hier ein Redner, auch der Kapitalismus ringe nach Luft. Das finde ich toll. Aber wenn der Sozialismus nach Luft ringt, sieht das ja, wie wir gehört haben, ein bißchen anders aus, als wenn der Kapitalismus nach Luft ringt, der ringt nämlich nach der Luft der Anderen, d.h. daß er nach Luft ringt, macht ihn nicht weniger aggressiv, sondern aggressiver, und zwingt ihn dazu, die Ausbeutung der Kontinente zu verschärfen. Abschied vom Klassenkampf? Richtig ist, daß es in der SU keine Klassen gibt, die sich durch den Privatbesitz an Produktionsmitteln oder den Nichtbesitz definieren lassen, aber in den Köpfen findet Klassenkampf natürlich statt. Eine Form, in der er sich äußert, ist das Neue Denken, das Abschied vom internationalen Klassenkampf meint, wenn es die Befreiungskämpfe zu »regionalen Konflikten« zurückdefiniert, die in Zusammenarbeit mit den USA und Westeuropa »entschärft« werden müssen.

Stamm: Nein, ich denke, daß der Klassenkampf nicht erledigt wird durch das Neue Denken. Nur wäre es gut zu wissen, welchen Klassenkampf Hermann *konkret* meint, der früher *effektiver* als heute unterstützt worden sein soll. Allerdings muß die Sowjetunion die Wahllosigkeit ihres internationalen Engagements beenden. Man denke nur an die auch materiell riesige Fehlentscheidung im Falle Ägyptens. Die Idee der Autonomie ist eine Fiktion. Jeder, der glaubt, autonom handeln zu können in einer Welt, die entweder ideologisch in einen hineinwirkt oder materiell durch konkrete Wirtschaftsbeziehungen, macht sich unnötig schwach, und insofern ist eine Politik, die das von vornherein offen ins Kalkül mit hereinnimmt, präziser und bietet mehr Möglichkeiten, die Unterstützung der eigenen Gesellschaft für die sozialistische Politik hinzukriegen. Ich behaupte es ein letztes Mal: Dieses ist die notwendige Voraussetzung dafür, daß internationalistische Hilfestellungen ideologisch wie materiell überhaupt möglich sind. Wenn sie da völlig im Arsch sind, also in dem Zustand von Polen und so, dann ist absolut für niemand etwas zu erreichen. Noch was ist mir aufgefallen: »Während nirgendwo, weder im »Westen« noch in der »Dritten Welt« eine wirkliche Bewegung erkennbar ist, die den bestehenden Zustand aufhebt – das nannte Marx Kommunismus – soll offensichtlich die Sowjetunion diesen »Mangel« irgendwie ausgleichen. Das ist merkwürdig.

Konkret 12/88, S. 44

Günter Amendt

Vorform der Prostitution

Glasnost bringt vieles hervor, muß vieles hervorbringen, Widersprüchliches zumeist, aber auch einfach Widerliches. Wenn freilich die sowjetischen Offiziellen gerade dies für ihre Propaganda einsetzen, muß ihnen auch mal mit der Zaunlatte Einhalt geboten werden - wie in diesem Offenen Brief an die Redaktion der Zeitschrift »Sowjetunion heute«

Werte Genossen, werte Genossinnen, das Titelblatt Ihrer Oktoberausgabe und der dazugehörige Artikel »Moskaus schöne Mascha« veranlassen mich, Ihnen zu schreiben. Die durchaus wohlwollende Kommentierung der Moskauer Miß-Wahlen in den BRD-Medien könnte Sie zu dem Fehlschluß verleiten, dieser würdelose Wahlakt finde überall und ungeteilt Zustimmung. Um deutlich zu machen, daß nicht Prüderie das heimliche Motiv meiner Kritik ist, erlaube ich mir eine Vorbemerkung zum Thema 'Sozialismus und Sexualität'.

Ich schreibe Ihnen als Autor eines Sexualaufklärungsbuches, das 1979 im Verlag der »Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend« erschienen und in enger Zusammenarbeit mit jungen Genossinnen und Genossen entstanden ist. Anknüpfend an verschüttete Traditionen der revolutionären Arbeiterjugendbewegung hat die SDAJ, wie auch andere fortschrittliche Jugendorganisationen in der BRD, sich zum Recht der Jugend auf sexuelle Selbstbestimmung bekannt. Das bedeutet nicht nur völlige Gleichberechtigung von Jungen und Mädchen, Frauen und Männern, sondern auch das Recht, unbehindert, seiner sexuellen Neigung folgend, zu leben und zu lieben.

Als Sexualwissenschaftler weiß ich, daß sexualmoralische Wertvorstellungen nicht einfach von einer Gesellschaft auf die andere übertragen bzw. von einer Kultur in die andere verpflanzt werden können. Als Marxist versuche ich einen Weg zu finden zwischen Ethnozentrismus und Kulturrelativismus, der bei Betonung der Eigenständigkeit einer jeden Kultur und bei Anerkennung der je spezifischen nationalen Bedingungen den Marxismus nicht zu einer unverbindlichen Provinzideologie verkommen läßt. Ich orientiere mich also nicht nur am sexualwissenschaftlichen Erkenntnisgrad, sondern auch an den humanistischen Grundlagen des Marxismus.

Mir ist bekannt, daß eine Sexualitätsdiskussion in der Sowjetunion gerade erst wieder beginnt. Noch gehört die sogenannte Sexualfrage zu den Tabubereichen der sowjetischen Gesellschaft.

Es dürfte Ihnen als Redaktion der deutschsprachigen Ausgabe von »Sowjetunion heute« nicht entgangen sein, daß viele Menschen in der BRD, die den Umgestaltungsprozeß in der Sowjetunion mit großer Sympathie verfolgen, der sowjetischen Sexualpolitik – insbesondere der Behandlung sexueller Minderheiten – mit Unverständnis und Befremden gegenüberstehen. Auch die Vorstellungen über die Rolle der Frau, die M. Gorbatschow in seinem Perestroika-Buch entwickelt, lösten hier heftigen Widerspruch und empörte Abwehrreaktionen aus.

Damit komme ich zurück auf den Anlaß dieses Briefes. Offensichtlich ist es die Absicht Ihrer Redaktion, den Wettbewerb weiblicher Schönheiten um die Krone der »Miß Moskau« als ein Zeichen der Öffnung und eine Errungenschaft der Umgestaltung vorzuführen. Zwar halte ich die Auseinandersetzung mit 'westlichen Werten' für produktiv und unumgänglich, doch kommt es sehr darauf an, mit welchen Moralvorstellungen Sie sich auseinandersetzen bzw. an welchen Werten Sie sich orientieren. Ist es die brutale Moral der Kapitalverwertung oder die Moral des demokratischen Widerstands gegen eben jene kapitalistische Wolfsmoral?

Das Foto der auf einen posierenden weiblichen Körper gerichteten Kameraobjektive, mit dem Sie Ihren Artikel »Moskaus schöne Mascha« illustrieren, ist eines der widerwärtigsten Bilddokumente der Sowjetunion heute im Zeichen der Umgestaltung. Ich rate Ihnen, die Leserinnen und Leser von »Sowjetunion heute« zur Diskussion dieser frauenfeindlichen Inszenierung aufzufordern, und ich wage die Prognose, daß Sie auf einhellige Ablehnung stoßen werden, denn im politischen Spektrum der BRD (und vieler anderer westlicher Länder) von 'links' bis 'liberal' wächst der Widerstand gegen alle Erscheinungsformen des Sexismus. Eben aber darum handelt es sich bei den Wahlen zur 'Miß Moskau': eine sexistische, erniedrigende Ausstellung weiblicher Objekte. An dieser Feststellung würde sich auch dann nichts ändern, wenn irgendein Zyniker auf die Idee käme, im Namen der Gleichberechtigung Männer auf den Laufsteg zur Kür eines Mister Leningrad zu schicken. Die Ausstellung menschlicher Körper zum Zwecke der Prämierung und die öffentliche Normierung eines Schönheitsideals ist Ausdruck einer Menschenverachtung, wie sie bisher nur im Kapitalismus üblich war.

»Wer weiß«, hoffen der Autor Ihres Berichts und sein Fotograf, »vielleicht nimmt Miß Sowjetunion eines Tages an der Wahl der Miß Universum teil?« Das dürfte leicht zu machen sein. Diese Vorform der Prostitution und Variante des internationalen Frauenhandels ist immer angewiesen auf neue Modelle, in dieser miesesten und niedrigsten Form der kapitalistischen Unterhaltungsindustrie ist junges exotisches Frischfleisch, wie es im Jargon des Gewerbes heißt, immer willkommen. Wer gegen Rassismus und Sexismus kämpft, kann die Teilnahme sowjetischer Frauen an internationalen

Schönheitswettbewerben nur als eine weitere Demütigung aller Frauen und Ausdruck einer universellen Verrohung der Geschlechterbeziehung sehen.

Gerüchte und Berichte über Mißwahlen im fernen Moskau habe ich anfangs zwar mit Unbehagen, aber auch mit einer gewissen Gelassenheit registriert, denn der schwierige Umgestaltungsprozeß kann nur widersprüchlich verlaufen, Glasnost muß auch abwegige Ideen hervorbringen, die sich in der öffentlichen Diskussion von selbst ad absurdum führen werden. Erst Ihre unkritische Darstellung der Vorgänge in Moskau und die unausgesprochene Erwartung, dafür bei Ihrem deutschsprachigen Publikum auch noch Beifall zu ernten, haben mich zu diesem Kommentar veranlaßt.

Mit solidarischem Gruß

Konkret 12/88, S. 46

Wolfgang Müller

Genosse Millionär

Die Erben Maos haben den großen Sprung, zu dem Michael Gorbatschow gerade ansetzt, schon hinter sich: Privatisierung, Preisreform, Markt und Anschluß an die Weltwirtschaft. Von Sozialismus ist nur noch am Rande die Rede – bei Demonstrationen verarmter Rentner, die sich Mao-Plaketten anstecken

Die »Pekinger Volkszeitung«, Zentralorgan der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh), berichtete kürzlich über eine Jugendversammlung in Shenzhen, einer Wirtschaftssonderzone mit besonderer Freizügigkeit für chinesisches und ausländisches Kapital. Drei Pekinger Funktionäre für ideologische Erziehung der Jugend sollten referieren. Als der erste in kühner Verdrehung der Tatsachen begann: »Shenzhen, ein großartiger Adler am Himmel, folgt dem sozialistischen Weg ...«, wurde er ausgebuht. »Hier ist kein Markt für euch und eure Propaganda ... Wir wollen hier Geld machen. So was wie Ideale oder selbstlosen Einsatz für den Staat gibt es nicht.«

Der Vorfall ist symptomatisch für das Ansehen der KP und die Anziehungskraft des Sozialismus. Der ist zur bloßen Worthülse geworden in dem Maße, in dem marktwirtschaftliche Reformen durchgesetzt wurden. In der Parteipropaganda meint Sozialismus oft nur noch gesellschaftliches Eigentum an Produktionsmitteln, und die Kritik am Kapitalismus erschöpft sich in der Anprangerung westlicher »Dekadenz«.

Reformen wie in China mit all ihren Begleiterscheinungen sind nichts Neues in den Ländern des real existierenden Sozialismus. Überraschend sind allerdings das Tempo und das Ausmaß, in dem bestehende Strukturen und Dogmen bereits über Bord gingen, wie radikal antikapitalistische, oft als utopisch verschrieene Positionen geräumt wurden. Überraschend ist auch der scheinbare Erfolg – höherer Lebensstandard, rasch wachsende Industrie- und Agrarproduktion – der chinesischen »Öffnung« . Andere Länder orientieren sich inzwischen an den Reformen in China: Die SVR Vietnam privatisiert die Landwirtschaft nach chinesischem Vorbild, die UdSSR beseitigt Auflagen für Privat- und Kollektivbetriebe und will am Pazifik Wirtschaftssonderzonen mit besonderen Vergünstigungen für ausländisches Kapital errichten.

Gehören Millionäre in die Partei?

»Die nun in China in den Vordergrund tretenden Unternehmer sind scharfsinnig, sie probieren schnell neue Formen des Managements und der Produktion aus und kommen mit den Arbeitern gut zurecht.« So zitiert die chinesische Nachrichtenagentur Xinhua den Generalsekretär der KP Chinas, Zhao Ziyang. Einer seiner Vorgänger, Mao Zedong, hatte 1966 als Parteivorsitzender (so hieß damals die Funktion) mit der Parole »Die Bourgeoisie sitzt mitten in der Partei« die Kulturrevolution eröffnet und eine Säuberung des Parteiapparates initiiert, die u.a. solche Funktionäre traf, die für eine Liberalisierung der Wirtschaft eintraten. Damals traf es auch Deng Xiaoping. Er gilt heute als Mentor der Wirtschaftsreformen und der Öffnung Chinas zum Westen. Sein Sohn Deng Pufang, in den Kämpfen der Kulturrevolution zum Krüppel geworden und Gründer einer Stiftung für Behinderte, hat sich inzwischen auch als Unternehmer versucht; seine Stiftung ist in Spekulationsgeschäfte verwickelt, bei denen es um Millionenbeträge geht.

Ganz im Trend diskutiert die KP Chinas heute darüber, ob Millionäre auch in die Partei gehören. Liu Xigui, früher Bauer aus der nordostchinesischen Provinz Liaoning, hat schnelles Geld mit einer Transportfirma gemacht. Mit klarem Blick für die Defizite der Planwirtschaft und versehen mit Kredit zu Billigstkonditionen beschaffte er sich vor neun Jahren einen LKW. Heute hat er 49 LKWs und 240 Beschäftigte. Sein Antrag auf Aufnahme in die Partei wird (noch) wie eine heiße Kartoffel herumgereicht; das Statut steht dem entgegen. Aber laut »Peking Rundschau« ist die vorherrschende Auffassung: Liu habe sein Vermögen durch eigene Arbeit erworben und folge dem Aufruf der Partei, die Privatwirtschaft zu fördern.

Daß es darüber eine Kontroverse gibt, mag man bemerkenswert finden und als Beleg für die Redlichkeit der Parteidiskussion nehmen. Doch mit dieser Diskussion ist es schlecht bestellt: Denn nirgendwo – jedenfalls nicht in Veröffentlichungen – untersuchen Parteitheoretiker, Wissenschaftler etc. die gesellschaftlichen Folgen der Reformen in China, die die sozialistische Transformation der letzten 30 Jahre teilweise rückgängig gemacht haben. Es gibt gute Argumente dafür, das zentral geplante Wirtschaften in der staatlichen Industrie und das Kommunesystem in der Landwirtschaft zu überprüfen, weil in den 70er Jahren Stagnationserscheinungen feststellbar waren. Aber warum mußten bei den notwendigen Reformen auch unbestreitbare Errungenschaften des sozialistischen Aufbaus der ersten 30 Jahre, wie etwa die Mindeststandards der sozialen Sicherung, rückgängig gemacht werden? Und warum verkauft die Propaganda der KPCh die aktuellen Lösungen für aktuelle Probleme (Lösungen, die wahrscheinlich bald wieder revidiert werden) als Weiterentwicklung der marxistischen Theorie mit Jahrhundertgeltung?

So verkündete auf dem 13. Parteitag der KPCh Ende 1987 Generalsekretär Zhao Ziyang, das jetzt entwickelte Wirtschaftssystem, das Nebeneinander von Privat-, Kollektiv- und staatlicher Wirtschaft, die Ergänzung des Plans durch den Markt, habe mindestens 100 Jahre Bestand. China befinde sich im Anfangsstadium des Sozialismus. Sicher, das Kapital ist scheu wie ein Reh, und die KPCh will in- und ausländische Investoren und die Privatbauern bei der Stange

halten. Doch jeder Kapitalist im Chinageschäft hat im Hinterkopf, daß es noch vor zehn Jahren hieß: »Volkskommunen sind gut!« Also setzt er jetzt auf kurzfristigen Maximalprofit, egal welche Garantien die Partei sich heute ausdenkt.

Ende 1987 gab es in China offiziell 13,72 Millionen privatwirtschaftende Haushalte mit über 21 Millionen Beschäftigten (ohne landwirtschaftliche Haushalte). Über 115.000 Privatunternehmen haben mehr als acht Beschäftigte. Die tatsächlichen Zahlen dürften viel höher liegen: Denn viele Privatbetriebe sind nicht registriert, andere verschleiern die Mitarbeiterzahlen (nach einer Verordnung von 1981 gelten acht Beschäftigte immer noch als Höchstgrenze) oder treten als Kollektivunternehmen auf, die in der Parteiideologie einen höheren Rang und im Geschäftsleben mehr Schutz und bessere Bedingungen genießen. Chinas größte Computerfirma beispielsweise ist ein Kollektivunternehmen – wobei diese Eigentumsform eher mit einer GmbH oder einer AG zu vergleichen ist als mit einem genossenschaftlichen oder gemeinwirtschaftlichen Unternehmen hierzulande – im Besitz einer Handvoll Wissenschaftler, die die Firma vor vier Jahren mit umgerechnet 30.000 Mark Kredit gegründet haben und schon 1987 über 200 Millionen DM umsetzten. Alle Beschäftigten der Firma haben Jahresverträge; das fördere die Motivation.

1987 erzeugten die Staatsbetriebe 60 Prozent, die Kollektivbetriebe 34,6 Prozent und die Privatbetriebe 3,6 Prozent der Industrieproduktion; der Rest entfiel auf Joint Ventures. 1978 hatten die Staatsbetriebe noch knapp 80 Prozent und die Kollektivunternehmen ca. 19 Prozent der Industrieproduktion geliefert.

Noch dem Rausch der Kater

Begonnen hatten die marktwirtschaftlichen Reformen, die inzwischen auch von SU-Experten studiert werden, 1978 mit einem Beschluß zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion. Die staatlichen Ankaufpreise für Agrarprodukte wurden angehoben, die Rolle des privaten bäuerlichen Nebenerwerbs ausdrücklich bestätigt. In sehr armen Regionen sollten die Bauernhaushalte Land von den Kommunen zugewiesen bekommen und es selbst bewirtschaften; den Teil der Ernte, der über eine vertraglich festgelegte Ablieferungsmenge hinausging, konnten die Bauern selbst behalten. Dieses Pachtsystem hat sich längst überall in China ausgebreitet und erfaßt heute 95 Prozent aller Bauernfamilien. Maos Volkskommunen sind zum allergrößten Teil aufgelöst; nur noch der Boden ist in Staatsbesitz.

Von 1980 bis 1985 erlebte China dann ein beispielloses Wachstum der Agrarproduktion, so daß in den Städten die Rationierung der Grundnahrungsmittel abgeschafft werden konnte und auf den privaten Märkten alles – allerdings zu hohen Preisen – erhältlich war. Inzwischen sind die Lobgesänge auf den Triumph der Privatwirtschaft auf dem Lande allerdings gedämpfter: Als die chinesische Regierung nach der Rekordernte 1985 die Garantiepreise für Agrarprodukte aufhob, reagierten die Bauern konsequent marktwirtschaftlich und stellten von schlecht bezahltem Getreide auf lukrativere Feldfrüchte um. Die Folge: 1986 wurde Getreide knapp, die Preise für Nahrungsmittel explodierten, in den Städten kam es zu Streiks. Von diesem Einbruch hat sich die Landwirtschaft nicht wieder erholt.

Die Anfangserfolge bei der Privatisierung der Landwirtschaft, gern als Beweis für die Überlegenheit bäuerlicher Privatwirtschaft über den Kollektivismus angeführt und ins Mythenrepertoire neoklassischer Wirtschaftstheoretiker aufgenommmen, beruhten zum guten Teil auf anderen Faktoren: In der Kulturrevolution 1966-1976 hatten die Volkskommunen erheblich in den Bau von Be- und Entwässerungssystemen, von kleinen Düngerfabriken, kurz: in die Verbesserung der agrarischen Produktionsbedingungen investiert. Und Ende der 70er Jahre gingen große Düngemittelfabriken in Betrieb, was schlagartig die Unterversorgung mit wichtigen Düngern beseitigte. Heute verfallen die Bewässerungssysteme, die nur durch kollektiven Arbeitseinsatz gewartet werden können.

Im übrigen waren die Zerschlagung der Volkskommunen und die Reprivatisierung keineswegs überall von Freudenfesten der Bauern begleitet: Der US-Farmer William Hinton, seit mehr als 30 Jahren mit der Lage der chinesischen Bauern vertraut, berichtet in der »Monthly Review« 5/1988 über die jahrelangen Versuche von Parteiführung und Regierung, Maos früheres Musterdorf Dazhai gegen den Widerstand der Bauern zu privatisieren. Seit 1978 lancierte die Parteipresse Enthüllungen, die Dazhai als Potemkinsches Dorf darstellten, als großes Subventionsunternehmen statt als Beispiel für die Erfolge kollektiver Anstrengungen. Parteifunktionäre wurden von Peking geschickt, weil sich im Dorf niemand fand, der die Privatisierung durchführen wollte. Inzwischen sind die Äcker privatisiert; die in dem trockenen, bergigen Gebiet angelegten Bewässerungsanlagen verfallen; Land liegt brach, weil die Bauern durch Handel oder Handwerk mehr verdienen.

Die sozialen Kosten der Privatisierung auf dem Lande sind hoch: Jegliche soziale Sicherung außerhalb des Familienverbandes ist mit dem Ende der Kommunen beseitigt. Das spüren vor allem kinderlose Alte, Alleinstehende und Behinderte. Die Landarmut wächst und mit ihr der Reichtum weniger Bauern, die sich spezialisiert haben; die Profiteure sind nach Statistiken oft ehemalige Parteikader, demobilisierte Soldaten oder Schulabsolventen aus den Städten, die vor 10 bis 15 Jahren aufs Land geschickt wurden. Die Anbauflächen konzentrieren sich zunehmend bei einigen Bauern, während andere sich als Landarbeiter verdingen müssen oder zu den inzwischen 50 Millionen illegalen Zuwanderern in den großen Städten stoßen. Auf dem Lande grassiert die Kinderarbeit, die Schulbesuchsquote geht zurück; jedes Kind im Schulalter ist

eine kostbare Arbeitskraft. Familie als Produktionseinheit – das bedeutet für die Frauen: Kinder gebären und aufziehen, Hausarbeiten und Heimarbeit; die Zeiten der Gleichberechtigung in der Kommune sind vorbei.

Reform der staatlichen Industrie

Der Versuch, die Möglichkeiten des Marktes auch in der Industrie auszuprobieren, gestaltete sich ungleich schwieriger: Nach Experimenten in einigen Provinzen begann die Regierung 1984 landesweit damit, den Staatsbetrieben mehr wirtschaftliche Selbständigkeit zu geben: Die Betriebe können einen Teil der erzielten Gewinne einbehalten, ihre Produktpalette zum Teil selbst bestimmen und die Produkte teilweise selbst vermarkten; ein immer geringerer Teil der industriellen Produktion soll durch die zentrale Planung festgelegt und verteilt werden. Die Betriebsleitungen haben das Recht, selbst Arbeitskräfte einzustellen und zu entlassen, sie können leistungsorientierte Zuschläge und Prämien zu den Grundlöhnen verteilen. Eine lebenslange Beschäftigungsgarantie (die sog. »eiserne Reisschüssel«) gibt es nicht mehr.

Die Betriebe haften auch selbst für Verluste; ein Konkursgesetz ist inzwischen verabschiedet und schon mehrfach angewandt worden. Die Umgestaltung der Staatsbetriebe zu selbständig wirtschaftenden Unternehmen verlangte eine Umgestaltung der Betriebsleitungen; nicht mehr Parteigremien haben jetzt das Sagen, sondern der Direktor. Mit Zeitverträgen und Jahresgehältern bis zum 20fachen eines Arbeiterlohnes rekrutierten die Staatsbetriebe ihre neuen Bosse, die entweder aus dem Parteiapparat kamen oder vorher als Ingenieure tätig waren.

Ferner hob die chinesische Regierung das Außenhandelsmonopol des Staates auf und erlaubte den Staatsbetrieben eigene Im- und Exportgeschäfte. Und da die Warenzirkulation ohne Kapitalmarkt nur schwer in Schwung kommt, setzte die Regierung eine Bankreform in Gang; die Banken hatten bis dato mehr die Rolle von Staatskassen gespielt.

Bald stellte sich heraus, daß ohne Preisreform die Marktorientierung der Staatsbetriebe nicht funktionierte. Das zentral fixierte, in den ersten Jahrzehnten seit Gründung der VR China kaum veränderte Preissystem spiegelte nicht die Produktionskosten wider und orientierte sich nicht an Angebot und Nachfrage; das Preissystem sollte u.a. die Industrialisierung fördern, indem es Industrieprodukte gegenüber Agrarprodukten überteuerte, es sollte Standortvor- und Nachteile ausgleichen, indem es einheitliche, niedrige Rohstoff- und Energiepreise fixierte. Zudem waren die Preise für Grundnahrungsmittel und Wohnungen so niedrig, daß damit eine einkommensunabhängige Grundversorgung der Bevölkerung gesichert war.

Doch jetzt, wo die Betriebe auf eigene Rechnung wirtschafteten, vermittelte der Markt nicht die richtigen Anreize: Weil z.B. industrielle Gebrauchsgüter nach dem alten Preissystem sehr teuer waren, machten einzelne Betriebe dicke Gewinne. Betriebe der Grundstoffindustrie dagegen gerieten in die roten Zahlen. Die dann begonnene Preisreform, u.a. die schrittweise Anhebung der Preise für die meisten Lebensmittel, schuf noch mehr Durcheinander. Und die Aufhebung der Außenhandelsbeschränkungen für die Unternehmen führte rasch zum Devisenmangel, weil viele Firmen begehrte japanische Hifi-Geräte und Autos in Massen importierten.

Teuerung und Ausnahmezustand

Gegenwärtig erlebt China die schwerste Krise seit Beginn der Reformen. Die Wirtschaftsdaten sind alarmierend: Die Preissteigerung in den Städten beträgt nach offiziellen Angaben um die 20 Prozent. Die Geldmenge, die 1988 nach dem Plan um 20 Prozent gedrückt werden sollte, ist gegenüber 1987 um 60 Prozent gestiegen; Kredit wird problemlos gewährt. Die Industrieproduktion liegt um fast 20 Prozent über dem Vorjahr, was zu einer akuten Knappheit an Energie und Rohstoffen geführt hat. Die investiven Ausgaben, die laut Plan um 20 Prozent fallen sollten, sind je nach Provinz zwischen 20 und 45 Prozent gewachsen.

Hohe Zeit für Spekulanten, meist Leute aus Unternehmensleitungen, Partei, Ministerien etc., die die notwendigen Informationen für Insider-Geschäfte haben. Mit dem Wissen, wo es Rohstoffe gibt und welche Abnehmer da sind, werden Millionen verdient. Die staatlichen Ankaufstellen z.B. für Seidenraupen-Kokons konnten nur einen Bruchteil ihres Ankaufplans erfüllen, weil Spekulanten die Ware schon aufgekauft hatten. Ergebnis: In Shanghai stehen 1400 von 1600 Seidenspindeln in Staatsbetrieben still. Auf dem Baumwollmarkt herrscht ein Preiskampf zwischen der Provinz Zhejiang und der Stadt Shanghai um den knappen Rohstoff; an den Provinzgrenzen gibt es Straßensperren, die die »Ausfuhr« von Rohstoffen stoppen sollen.

Alle Versuche der zentralen Planungsinstanzen, diese Entwicklungen zu steuern, sind bislang gescheitert. Es sind zuviele unterschiedliche Interessen wirksam, die eine – auch nur begrenzte – zentrale Steuerung zunichtemachen: der private Sektor vor allem in der Landwirtschaft und bei den Dienstleistungen, aber auch in der Industrie; die Kollektivunternehmen, die in manchen Provinzen bis zu 50 Prozent des Industrieprodukts erzeugen und vollständig außerhalb des Plans operieren- die Staatsbetriebe, auf Gewinnmaximierung getrimmt, in Konkurrenz untereinander um (lukrative Export-)Märkte, um knappe Rohstoffe und günstige Kredite; schließlich die Behörden, Kommissionen etc. der verschiedenen Ebenen, die beim Ausschalten der »Gegner« mitmischen. So bauen z.B. Provinzbehörden eigene Verarbeitungsbetriebe für Rohstoffe aus der Provinz auf, dafür liegen anderswo Fabriken wegen Rohstoffmangel still. Dieser ökonomische Separatismus, der bei Provinzen von der Ausdehnung der BRD und mit einer Einwohnerzahl bis zu 100 Millionen Menschen eine reale Basis hat,

gefährdet nicht nur das aktuelle Exportgeschäft (bis zu 70 Prozent der Exportaufträge können nicht erfüllt werden), sondern bedroht die Einheit des Landes.

Die Parteiführung versuchte zunächst die Flucht nach vorne und wollte die Preise endgültig freigeben: In einer Rede am l. Juni 1988 über die »Durchführung koordinierter Preis- und Lohnreformen und die Schaffung einer neuen Ordnung einer sozialistischen Warenwirtschaft« hatte Generalsekretär Zhao Ziyang die Weiterführung der Preisreform verlangt als einzigen Weg, die chaotische Situation in der Wirtschaft zu bereinigen. Die Regierung müsse auch vorbereitet sein, den Ausnahmezustand auszurufen, wenn die zu erwartende drastische Verteuerung der Lebenshaltung zu Protesten führe.

Das Resultat dieser Debatte: Im Juli setzte ein Sturm auf die Banken ein; Warenhäuser machten an einem Tag einen Umsatz wie sonst in einem Monat. In vielen Städten gab es Protestaktionen gegen die Teuerungswelle und die geplante Freigabe aller Preise: Bis August wurden offiziell 50 Streiks und Demonstrationen wegen der Teuerung gezählt. In der Industriestadt Shenyang trugen Arbeiter bei einem Protestzug demonstrativ Mao-Plaketten, und in Luoyang sammelten sich tausende Rentner vor einem Mao-Denkmal; die Rentner in den Städten sind mit am härtesten von der Teuerung betroffen, weil sie keinerlei Teuerungsausgleich bekommen.

Inzwischen hat die KP Chinas einen Rückzieher gemacht: Alle gerade veröffentlichten Reformpläne sind Makulatur, jetzt soll die zentrale Planung wieder verstärkt, die Wirtschaft gedämpft werden. Ob die Entwicklung noch steuerbar ist, ist allerdings fraglich. Denn offenbar hat der Markt, haben die selbständig agierenden Unternehmen eine Dynamik entwickelt, die das zerbrechliche und teilweise obsolete Gefüge der geplanten Wirtschaft zerstört. Die als effizienzsteigernde Maßnahmen im festen Gefüge der sozialistischen Planung konzipierten Wirtschaftsreformen, die gewünschte Ergänzung des Plans durch den Markt funktioniert nicht so, wie in den Modellen der chinesischen Wirtschaftswissenschaftler durchgespielt. Ihr Rat: totale Freigabe der Preise und Löhne, zentrale Steuerung nur über ein Steuersystem.

Aussichten

Es ist unwahrscheinlich, daß die chinesische Führung den einmal eingeschlagenen Kurs aufgibt. Absehbar ist ein ständiger Wechsel zwischen wirtschaftlichen Liberalisierungsmaßnahmen und korrigierenden staatlichen Eingriffen, die aber immer weniger Wirkung haben. Die Entwicklung in den einzelnen Landesteilen driftet immer weiter auseinander. Die bevölkerungsreichen industrialisierten Küstenprovinzen haben sich zunehmend in den Weltmarkt integriert; ihre Entwicklung verläuft ähnlich wie zuvor in den asiatischen Schwellenländern Singapur oder Südkorea.

Es gibt viele Anhaltspunkte dafür, daß die chinesische Führung bei ihren Wirtschaftsreformen Anleihen bei diesen Ländern gemacht hat. Nicht zuletzt in der Ideologie: Der Konfuzianismus mit seinen Vorstellungen von der guten autoritären Regierung und von den fleißigen, staatstreuen Untertanen erlebt in China eine Renaissance. Führende Funktionäre beschwören nicht länger sozialistische Visionen, sondern die Gefahr des Untergangs der chinesischen Nation und Rasse. Politbüromitglied Rui Xingwen in einer Rede vor Studenten: »Wenn unsere Rasse und unser Land sich nicht durch Reformen und Aufbau entwickeln können, können wir nicht unseren angemessenen Platz in der Welt einnehmen. Wir stehen dann vor der Bedrohung, von der Erde getilgt zu werden.«

In der öffentlichen und veröffentlichten Meinung über die Reformen liegt vielleicht das Hauptproblem. Daß die Wirtschaftsreformen ein notwendiger (Rück-) Schritt waren angesichts der Schwierigkeiten im Lande und dem Wiedererstarken des Imperialismus Ende der 70er Jahre – das Bewußtsein darüber und über die unvermeidlichen Folgen solcher Reformen existiert kaum. Stattdessen gilt der neue Kurs, der »Sozialismus mit chinesischem Antlitz«, wieder als Modell für andere Länder.

In dieser Lehrmeisterrolle sieht sich offenbar die KPCh, wenn sie Ratschläge an die Politiker aus der Dritten Welt erteilt: Bei seinem China-Besuch im Mai 1988 bekam der Staatspräsident von Mozambique, M. Joaquim Chissano, vom Generalsekretär der KPCh mit auf den Weg: »Sie sollten nicht, wie China dies in der Vergangenheit getan hat, die staatseigene Wirtschaft entwickeln, sondern Sie sollten sich mehr der Entwicklung der Privatwirtschaft widmen.« Und Deng Xiaoping setzte noch einen drauf: »In Anbetracht der chinesischen Erfahrungen rate ich Ihnen, nicht den Sozialismus zu praktizieren ...«

Konkret 12/88, S. 51

Helmut Dahmer; Georg Fülberth

Kritik der Kritik

In KONKRET 11/88 hatte Georg Fülberth die ersten Bände der neuen Trotzki-Ausgabe vorgestellt. Deren Herausgeber, der Soziologe Helmut Dahmer, widerspricht:

Daß Intellektuelle im Umkreis der auf Moskau hin orientierten Parteien und Gruppen zu abenteuerlichen ideologischen Wendungen imstande sind, sobald der Zentralmagnet im Kreml sein Kraftfeld ändert, ist bekannt. Das Unbehagen daran wird gemildert, aber auch nur gemildert, wenn der Zentralmagnet einen – wie immer begrenzten – Fortschritt vorgibt.

Stalins Despotie einerseits, Hitlers »Machtergreifung« und deren Folgen (Weltkrieg und Menschenvernichtung) andererseits sind die zentralen Ereignisse unseres Jahrhunderts. Solange sie nicht wirklich »verstanden« sind, bleibt die Weltgeschichte in ihrem Bann. Angesichts der trostlosen Formeln und Elaborate, die die stalinistischen Ideologen und ihre Nachfolger bisher zur »Erklärung« dieser Katastrophe vorgebracht haben, ist Fülberths Forderung nach einer (russischen) Gesamtausgabe von Trotzkis Schriften gut verständlich; umso rätselhafter bleibt seine Deklaration, Trotzkis Theorien (und das heißt auch: sein politisches Programm) seien inzwischen »inaktuell« .

Fülberth empfiehlt die von der Linken Opposition in den zwanziger Jahren propagierte Industrialisierungspolitik als eine Art »Gegengift« zu der von Bucharin und Stalin in den Jahren 1925-27 verfolgten Wirtschaftspolitik, mit der die Gorbatschow-Führung jetzt nostalgisch liebäugelt, schweigt aber über das mit dem Projekt der planmäßigen Industrialisierung verknüpfte politische Programm Trotzkis und der Linken Opposition: die Partei- und Rätedemokratie. Nimmt man Fülberths Rede vom »Gegengift« ernst, so nennt er die Stalin-Bucharin-Politik eines 'Aufbaus des Sozialismus im Schneckentempo' unter 'Bereicherung' der Kulaken »Gift« . Und ein Rückgriff auf Bucharins Theorien aus jener Zeit, als er Chefideologe von Stalins »Aufbau des Sozialismus in *einem* Lande« war, müßte als ein Fehlgriff der heutigen Kreml-»Ärzte« gelten.. .

Die Art, in der der Rezensent – wie so viele andere – über den Stalinschen Terror der dreißiger Jahre spricht, verrät, daß er noch immer nicht weiß, wovon er da eigentlich redet. Darum übersieht er auch den entscheidenden Unterschied zwischen den Fraktionskämpfen der zwanziger Jahre und dem Krieg gegen die Bauern samt dem ihm folgenden »politischen Genozid« (Isaak Deutscher) in den Dreißigern. Möglicherweise läßt sich die Industrialisierungsdebatte der Jahre 1923-28 metaphorisch als Streit über die richtigen »Medikamente« für die malade sowjetische Arbeiterklasse umschreiben. Doch auf die Kritik an falschen Medikamenten (Bucharins »Gift«) folgte in den dreißiger Jahren der politische Kampf der sowjetischen und internationalen Linken Opposition gegen die Scharlatane und Giftmischer im Kreml, die darauf mit einem Vernichtungsfeldzug gegen die nichtstalinistische Linke antworteten. Trotzki empfahl nun eine russische »Solidarnosc« und den Arbeiteraufstand gegen die Sowjetbürokratie als »Gegengift« für den Stalinschen Despotismus.

35 Jahre nach dem Tode des Tyrannen im Kreml hat sich die Zwangsjacke des totalitären Staats gelockert. In dem Totenhaus, das Stalin hinterließ, erwacht eine neue Generation, die nicht mehr das Brandmal des Schreckens an ihrem Leibe trägt. Die wieder einsetzenden Kämpfe der unterdrückten gesellschaftlichen Klassen und Ethnien sind für das künftige Schicksal der Sowjetgesellschaft von größerer Bedeutung als die Rezepte der Apotheker im Kreml.

Jahrzehnte stalinistischer Geschichtsfälschung und Traditionslöschung kann man nicht einfach ungeschehen machen. Das lehrt nicht nur Fülberths Text, sondern auch ein Blick auf die ihm beigegebenen Illustrationen. Kein einziges der drei Fotos zeigt, was es zeigen soll. Und das ist nicht das Resultat einer Fälschung, sondern Symptom der Unwissenheit, die Stalins Fälscherschule produziert hat. Das Bild auf Seite 28 zeigt Trotzki mit 13 verbannten Mitgliedern des berühmten Petrograder Sowjets im Januar 1907 auf dem Weg in die Strafkolonie Obdorsk (Sibirien); unter ihnen befinden sich natürlich weder Lenin noch... Stalin. Das Bild auf Seite 29 zeigt nicht Trotzki, sondern Kalinin. Und auf Seite 32 ist nicht Frida Kahlo (die Frau Riveras), sondern Natalja Sedowa, Trotzkis Lebensgefährtin, zu sehen... Kain Stalin-Dschugaschwili wirft einen langen Schatten; der fällt auf Bilder, Menschen und Gedanken, und auf Millionen Opfer.

Symptom der Unwissenheit: ja. Aus »Stalins Fälscherschule«? Fast alle hier erhältlichen historischen Fotos liegen beim Ullstein-Bilderdienst, dessen Bildlegenden auf den Rückseiten der Fotos die KONKRET-Redaktion leider ungeprüft übernommen hat. Der erste Anrufer, der uns auf die falschen Angaben aufmerksam machte, war Georg Fülberth. Er antwortet hier auf Helmut Dahmer:

Bei mir gibt es keine »abenteuerliche ideologische Wendung« im Verhältnis zu Trotzki. An seiner Verketzerung habe ich mich nie beteiligt. Den abergläubischen Haß alter Hirten auf Trotzki ertrug ich achselzuckend, erstens aus Artigkeit, zweitens auch deshalb, weil ich einmal eine antikommunistische Kampagne erlebt habe, in der Figuren herumgeisterten, welche sich zumindest zwischendurch einmal als »Trotzkisten« hatten titulieren lassen. Solche Erfahrung, gewiß überbewertet, verführte zur Lässigkeit in der Trotzki-Frage, und dafür kann ich zu Recht kritisiert werden.

Helmut Dahmer kombiniert völlig korrekt, daß der gegenwärtigen sowjetischen Führung das von mir empfohlene Gegengift kaum gut schmecken könne. Dies erscheint ihm wohl deshalb bemerkenswert, weil er den Kreml für meinen Auftraggeber hält. Derlei ist zwar ungefährlicher, aber auch nicht viel gescheiter als der Wahn von der trotzkistisch-sinowjewistischen Verschwörung.

Leo Trotzki hat eine plausible Erklärung für den Sieg Stalins im Fraktionskampf gegeben. Einen Ausweg sah er nur im Zusammenhang mit der Fortsetzung des revolutionären Weltprozesses. Er hat aber die aktuellen Umwälzungs-Tendenzen im Kapitalismus überschätzt. Da sie zu schwach waren, entfielen die Chancen für eine schnelle Durchsetzung seines Konzepts: Partei- und Rätedemokratie. So sah er es selbst.

Dahmer verweist zutreffend auf die qualitative Differenz zwischen dem Fraktionskampf der zwanziger und dem Stalinschen Terror der dreißiger Jahre. Er wirft mir vor, daß ich die Massenvernichtungen in der Sowjetunion bis heute nicht verstanden habe. Da hat er recht. Er hat sie aber ebenfalls nicht begriffen und Trotzki auch nicht. Es gibt bis heute keine überzeugende und umfassende Erklärung. Überforderung durch das Tempo der nachholenden Industrialisierung, Bedrohung von außen, Übermacht der Bürokratie: das alles sind notwendige, aber niemals hinreichende Voraussetzungen. Schiebt man sie wie Mosaiksteine zusammen, bleibt ein großes Loch. Helmut Dahmer füllt es mit einer pathetischen Personalisierung. Darauf wird er wohl sitzenbleiben, während andere – hoffentlich – sich daranmachen werden, endlich eine volle Erklärung zu finden. Seine Verdienste um die jetzt entstehende große Edition werden dadurch ja nicht geschmälert.

Ich frage mich – und Dahmer – , weshalb in den nun herausgegebenen Texten Trotzkis der Massenmord (gemessen am unmittelbar politisch motivierten Terror) eine vergleichsweise geringe Rolle spielt. Habe ich beim Lesen verdrängt? Vieles mag auch Trotzki noch unbekannt geblieben sein, und diese Lücke wird in seinen Texten sichtbar. Oder war die Massenvernichtung für ihn nur eine Konsequenz des Thermidor, dadurch erklärt und deshalb nicht mehr Gegenstand weiterer Analyse? Dann müßte Helmut Dahmer seine Kritik auch an Trotzki richten.

Nach dem Sieg Stalins zielte Trotzki auf den Sturz der Bürokratie in einer »politischen Revolution«. Ein interessantes Projekt. Vielleicht werden einige sozialistische Systeme nur erneuert werden können, wenn die Volksmassen auf die Tonne hauen. Darf es dann aber gleich die Konterrevolution sein? Helmut Dahmer schwärmt für »Solidarnosc«. In der Einleitung zum ersten Band der Trotzki-Edition schreibt Pierre Frank: »In allen diesen Ländern werden aus der Arbeiterklasse viele Lech Walesas hervorgehen.« Trotzki allerdings war kein Anhänger des Popen Gapon. In Polen hätte er sich wohl kaum zu einer Bewegung bekannt, zu deren Paten Reagan und der Papst gehören. Seine Haltung in der Gewerkschaftsfrage Anfang der zwanziger Jahre war ganz gewiß nicht im Sinne Walesas.

Wenn in sozialistischen Ländern Menschen ein besseres Leben wollen, können in ihren Revolten progressive und reaktionäre Tendenzen durcheinanderliegen. Unter den Bedingungen des Kalten Krieges dominierte allemal die Gefahr der Konterrevolution. Dies mag sich jetzt ändern. Darüber kann man reden. Über Kain und Abel auch. Aber das ist Sache einer anderen Fakultät.

Konkret 12/88, S. 52

Walter Süß

Kritik der Kritik

In seinem Beitrag über Nikolai Bucharin in KONKRET 11/88 hatte Gerald Munier aus einer Arbeit von Walter Süß über „Bucharin – Gesellschaftliches Gleichgewicht und proletarische Revolution“ zitiert und Süß vorgeworfen, er präsentierte je noch politischer Opportunität unterschiedlichste Bucharin-Bilder. Süß antwortet Munier:

Der Artikel von G. Munier über Bucharin enthält Gesichtspunkte, über die weiterzudiskutieren durchaus lohnen würde. Zuvor muß aber einiges richtiggestellt werden:

1. Munier, der Bucharin dazu benutzt, um zum »Wettbewerb« zwischen den beiden K-Journalen sein Scherflein beizutragen, bezeichnet mich in seinem Artikel als »Ex-KBWler«. Was er für eine »Pikanterie« hält, ist schlichter Unsinn: Ich habe dem KBW weder jemals angehört, noch diesem Verein gegenüber irgendwann irgendwelche Sympathien empfunden. Entsprechendes gilt für Konzeptionen wie »kapitalistische Restauration« oder »Sowjetrevisionismus«. Falls sich Munier fragen sollte, warum ich dann in der von Joscha Schmierer herausgegebenen »Kommune« schreibe, so ist ihm zu antworten, daß die menschliche Lernfähigkeit ein außerordentlich positives Faktum ist, das nicht Häme, sondern Unterstützung verdient.

2. Munier zitiert meine Mitte der 70er Jahre veröffentlichte Arbeit über Bucharin und suggeriert, ich hätte damals Bucharin des Abweichens von der rechten Lehre (was immer das sein mag) bezichtigt, während ich erst »heute Partei für Bucharin« ergriffe. Letzteres ist eine bewußte Unwahrheit: Ich habe in dem von Munier zitierten Buch die Ermordung Bucharins als das bezeichnet, was sie war. Diese Feststellung hat mich allerdings nicht daran gehindert, Bucharin (allzu abstrakt, wie ich heute finde) als Theoretiker zu kritisieren. Das nicht nur, weil er eine sehr fragwürdige Marx-Rezeption hatte – eine Einschätzung, die auch Munier vertritt, ohne sie allerdings (im Unterschied zu mir) argumentativ zu belegen. Ich hielt und halte diesen Aspekt vielmehr deshalb für wichtig, weil sich bei Bucharin als Folge seines theoretischen Ansatzes sozialistische Emanzipationsprozesse auf organisatorische Veränderungen in der Zirkulationssphäre beschränkten, während er die innere Struktur der Produktionseinheiten (so etwa die Hierarchie von Management und Arbeitern in den Industriebetrieben) für durch »die Technik« bedingt und damit einer auf Emanzipation gerichteten Politik unzugänglich hielt.

3. Munier behauptet, mit meiner kürzlich in der »Kommune« aufgestellten Behauptung, eine Gesellschaft von der Größe der sowjetischen könne nicht wie eine Fabrik verwaltet werden, werde »generell die Möglichkeit einer Planwirtschaft (verworfen)«. Das impliziert, daß der Autor sich wirtschaftliche Planung nur in stalinistischer Form vorstellen kann. Eine radikalere Absage an den Gedanken der Planung kann ich mir kaum vorstellen. Eigentlich müßte Munier, wenn er seine Position konsequent zu Ende denkt, zu der – unsinnigen – Schlußfolgerung kommen, daß die gegenwärtige sowjetische Reformpolitik auf kapitalistische Restauration hinausläuft. Das sollte er uns dann aber auch mitteilen.

4. Ein Kernelement der politischen Auseinandersetzung in der Sowjetunion der 20er Jahre war gewiß die Frage, woher die Mittel für die Industrialisierung des Landes kommen sollten. Richtig ist auch, daß Bucharin (und Stalin) Mitte der 20er Jahre gegen die »Linke Opposition« die unhaltbare Position vertraten, dies sei ohne einen Akkumulationsbeitrag der Bauernschaft möglich. Bucharin blieb allerdings, wie seine Schriften Ende der 20er Jahre zeigen, bei dieser Position nicht stehen. Die Frage ist dann, wie diese Mittel aus der Landwirtschaft in die Industrie hätten transferiert werden können: über eine kombinierte Preis- und Steuerpolitik (wie sie die »Linke Opposition« und später auch Bucharin vorschlugen) oder über Gewaltmaßnahmen, wie sie von Stalin zum System erhoben wurden. Indem Munier die alte – leider auch von der »Linken Opposition« vertretene – These wiederholt, »die Kulaken« (also die angeblich »reichen«, in Wirklichkeit allenfalls mäßig wohlhabenden Bauern) hätten 1928 durch eine politisch motivierte Zurückhaltung des Getreideverkaufs, »den Städten den Lebensmittelhahn (zugedreht)«, rechtfertigt er nachträglich die Stalinsche Politik. Tatsächlich verhielten sich die Bauern so, wie es der Logik einer am Markt orientierten Politik entsprach: Sie verlagerten ihre Produktion weg von dem schlecht bezahlten Getreide auf einträglichere technische Kulturen und warteten mit dem Verkauf ihres Getreides in der Hoffnung, daß die Preise wieder steigen würden.

Ursache der »Krise« war also eine falsche Wirtschaftspolitik, die im Rahmen des Systems der Neuen Ökonomischen Politik hätte korrigiert werden können. Die politische Führung unter Stalin aber pro-pagierte Mitte 1928 staatliche Beschaffungspreise für Getreide, die *unter* den Produktionskosten der Bauern lagen. Zu einer Produktion, bei der sie draufzahlen, kann man die Menschen nur zwingen. Deshalb ist darin schon das ganze Stalinsche System der Zwangskollektivierung angelegt. Die »Linke Opposition« hat dieses System zwar nicht propagiert, Trotzki hat es explizit verworfen, doch ihr historisches Versagen lag darin, daß sie blind war für diese Gefahr und die Demagogie gegen die »Kulakengefahr« noch anheizte.

5. Wer – wie Munier – als Rechtfertigung für die Stalinsche Politik auf die Notwendigkeit einer schnellen Industrialisierung angesichts des drohenden Faschismus verweist, sollte endlich zur Kenntnis nehmen, daß dies zuallererst eine Destruktionspolitik war: –

Die Zwangskollektivierung war ein Vernichtungsfeldzug, dem Millionen von Menschen zum Opfer fielen und der zu einem enormen Niedergang der landwirtschaftlichen Produktion führte (so sank der Viehbestand von 1928 bis 1932 etwa auf die Hälfte); das Produktionsniveau des Jahres 1913 (!) bzw. 1928 wurde selbst Ende der 30er Jahre noch nicht wieder erreicht, d.h. mehr als zehn Wachstumsjahre sind dank Stalins Politik faktisch ausgefallen. –

Die vom Land in die Industrie vertriebenen Bauernmassen bildeten aufgrund ihrer Erfahrungen mit dem »Krieg der Stadt gegen das Land« ein zutiefst entfremdetes und zudem völlig unqualifiziertes Arbeitskräftepotential. –

Große Teile der in der »Bildungsoffensive« der ersten beiden Fünfjahrespläne herangezogenen neuen Kader wurden im »Großen Terror« der zweiten Hälfte der 30er Jahre vernichtet, ebenso der Offizierskader der Roten Armee usw.

usw .

6. Es ist zwar teilweise richtig, wenn Munier die Rehabilitierung Bucharins mit der Ähnlichkeit zwischen dessen ökonomischen Anschauungen und der gegenwärtigen sowjetischen Reformpolitik besonders in der Genossenschaftsfrage erklärt, doch ist die sowjetische Diskussion über diese Form selektiver Rehabilitation schon ein ganzes Stück hinaus. Trotzki ist zwar tatsächlich noch nicht rehabilitiert, doch auch heute schon ist er keine »Unperson« mehr, und neben üblen Verleumdungen, wie den von Munier zitierten, lassen sich in den letzten Monaten auch schon Annäherungen an die Wahrheit finden. Das ist zur Wiederherstellung der historischen Wahrheit gewiß noch zu wenig, aber dieser Prozeß ist auch noch keineswegs zu Ende. Christian Rakowsky, seinerzeit der zweite Mann der »Linken Opposition«, ist bereits juristisch rehabilitiert und posthum wieder in die Partei aufgenommen worden.

Wenn sich Munier über derartige Rituale lustig macht, so verrät das nicht nur fehlende moralische Sensibilität. In dem in der Sowjetunion herrschenden System wird es nämlich erst durch diesen Schritt möglich, sich auf eine Position als legitime Alternative zur tatsächlich eingeschlagenen Politik zu beziehen. Das mag einem nicht gefallen, aber es zu ignorieren, zeigt ein gerüttelt Maß an Unkenntnis.

An der neuerlichen Aktualität von Bucharin ist nicht zu zweifeln, doch greift sie sehr viel weiter, als Munier das zur Kenntnis genommen hat. Es geht in der sowjetischen Geschichts- und Rehabilitierungsdiskussion darum, eine neue historische Identität jenseits des Stalinismus zu gewinnen. Dazu gehört Bucharin, und dazu gehören auch Trotzki und die »Linke Opposition«.

Konkret 12/88, S. 54

Uwe Klußmann

Der Biß in die Gemeinschaftswurst

Bevor es demnächst wieder richtig losgeht – ein Blick zurück: auf die Reiseberichte deutscher Schriftsteller, die in den ersten Jahren nach der Revolution die Sowjetunion besuchten. Nur wenige entdeckten mehr als (unfreiwillig) sich selbst

Reiseberichte enthüllen »meist auf das peinlichste die Seele des Reisenden, aber niemals die Seele des Landes«, schrieb Kurt Tucholsky alias Peter Panter 1924 in der »Weltbühne«.

»Unterwegs nach Eriwan – Reisen in die Sowjetunion 1918 bis 1934« heißt ein Band des DDR-Schriftstellers Manfred Jendryschik. Der Autor hat in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften der zwanziger und frühen dreißiger Jahre mehrere tausend Seiten Reiseberichte deutscher Schriftsteller und Publizisten gelesen und daraus eine umfängliche Auswahl getroffen. Es sind Berichte und Aufsätze darunter, die seit ihrer Erstveröffentlichung nie wieder gedruckt wurden.

Clara Zetkin, Heinrich Vogeler, Egon Erwin Kisch, Stefan Zweig, Anna Seghers und Oscar Maria Graf schildern Eindrücke ihrer Reisen zwischen Moskau und dem Kaukasus, beim Besuch von Fabriken und Kolchosen. Clara Zetkin nennt die Ursachen für die »Sowjetverdrossenheit« georgischer Bauern, die ihre Interessen Anfang der zwanziger Jahre von der Moskauer Regierung vernachlässigt sahen. Heinrich Vogeler berichtet über ein »Hospital für alte Kirchenbilder«, das die Bolschewiki zur Restaurierung kunsthistorisch wertvoller Gemälde im Wintergarten des Kremlpalastes einrichteten. Oscar Maria Graf zitiert Ilja Ehrenburg: »Bei uns mangelt es an vielem: an Meisterschaft wie an Papier. Dafür aber besitzen wir das, worüber sich zu schreiben lohnt«. Stefan Zweig schildert die Alphabetisierung mittels »Bauernzeitungen« auf dem Land und warnt nach einer 14tägigen Reise vor vorschnellen Urteilen und Prognosen. Gerade darauf mochte Egon Erwin Kisch nicht verzichten. Er berichtete 1926/27 über eine Schule für Zigeunerkinder und den Versuch, die Zigeuner im »Allrussischen Zigeunerverband« zu organisieren. In der Zigeunerschule entdeckte er eine Wandzeitung »Die Zigeunerstimme« und wähnte darin die »Urzelle der künftigen zigeunerischen Weltpresse«. Auch die Kampagnen gegen den Suff in der Sowjetunion brachten Kisch zum Schwärmen. Vom »Sieg der organisierten, antialkoholischen Jugend«, die »der Alten Schnapskessel vernichtet«, war er bereits überzeugt.

Der mit Abstand kurioseste Bericht stammt von Alfons Goldschmidt, der 1920 eines der ersten Reisebücher über die Sowjetunion in deutscher Sprache schrieb (»Moskau 1920«, Ernst Rowohlt Verlag). Goldschmidt verriet seinen Lesern nicht nur, daß die Plätze in Moskau »herrlich« sind, er biß auch in die »Gemeinschaftswurst«. »Ich schmeckte nicht nur das Schweinefleisch oder das Rindfleisch heraus, sondern auch die Gemeinschaft der Menschen«. Der Mann mit dem sensiblen Gaumen hatte auch in Erfahrung gebracht, daß eine Visite bei Lenin ohne weiteres auch im Straßenanzug möglich sei: »Die Hose darf sogar zerrissen sein, wenn nur eine saubere Seele in der Hose sitzt«.

Wie von der Gemeinschaftswurst mochte Goldschmidt, der Peter Schütt des Jahres 1920, auch von Prognosen die Finger nicht lassen: »Ich wies auf den Kinderwagen, auf den Säugling an der gewölbten Amme. Ich meinte: Dieser Säugling wird einst dem Volke dienen, und er wird dann nicht mehr klagen«. Der Säugling gehörte zu jenen Jahrgängen sowjetischer Bürger, von denen die meisten den Krieg gegen den SS-Staat nicht überlebt haben.

Einen Ausblick wagte auch Joseph Roth 1926 in der »Frankfurter Zeitung«. Er berichtet über die Lebenssituation der Juden in der Sowjetunion und über Versuche, aus jüdischen Kleinhändlern und Hausierern Bauern und Arbeiter zu machen. Roth besuchte die Judenviertel in Odessa, beobachtete Bettler, Handwerker, Hafenarbeiter und hoffte, wenn die Judenfrage in der UdSSR »gelöst« sei, dann sei sowohl die Zeit des Antisemitismus wie auch die des Zionismus vorbei. 15 Jahre später rückten SS-Einsatzgruppen nach Odessa ein. 60 Jahre später rufen auf den Plätzen russischer Städte die Antisemiten der Organisation »Pamjat« zum Verbrennen der Bücher jüdischer Schriftsteller auf.

Genaue Beobachtungen statt Kaffeesatzleserei finden sich vor allem in Beiträgen einiger weniger bekannter Autoren wie etwa des Anarchokommunisten Franz Jung, der 1920 einen deutschen Dampfer nach Murmansk entführte, zu Lenin eilte und ein Jahr später am Mitteldeutschen Aufstand im Umkreis von Max Hoelz teilnahm. Nach der Niederschlagung des Aufstandes bei Halle an der Saale floh Jung zunächst nach Holland und dann in die Sowjetunion, die ihn einbürgerte und zum Leiter einer Zündholzfabrik machte, was zeitweilig eine kaum weniger abenteuerliche Angelegenheit war, als die Organisierung eines Aufstandes.

Der Interventionskrieg verschiedener imperialistischer Staaten gegen die junge Sowjetrepublik in den Jahren 1918 bis 1920 hatte zu Hungersnöten und schweren materiellen Mängeln geführt. Arthur Holitscher stellte fest, daß Eier eine »unerschwingliche Kostbarkeit« waren. Noch Ende der zwanziger Jahre wies Bruno Frei darauf hin, wie knapp und teuer Textilien waren. Angesichts der Handelsblockade der westlichen Länder benötigte der Aufbau einer eigenen sowjetischen Industrie unendlich viel Mühe und Zeit. »Ja, Genosse, wir laufen lieber in Lumpen rum, aber wir industrialisieren«, läßt Ludwig Renn einen sowjetischen Gesprächspartner sagen, in der Zeit um 1930, als in Berlin jene Partei mit 107 Abgeordneten in den Reichstag einrückte, deren Führer in seinem Hauptwerk ein spezielles Interesse an der Sowjetunion

artikuliert hatte: »Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten«.

Um 1930 aber mußte sich die Sowjetunion noch nicht mit den Germanen vor Moskau und Stalingrad befassen, sondern mit mordenden Kinder-Banden, die, durch Krieg und Bürgerkrieg eltern- und obdachlos geworden, durch die Sowjetlande zogen. 1922, zwei Jahre nach Ende des Bürgerkrieges, waren es noch 7 Millionen Kinder, die zerlumpt an den Straßen und Eisenbahnlinien herumlungerten. Die Sowjetregierung bemühte sich jahrelang, diese Kinder in Heimen und Werkstätten unterzubringen. Mit wenig Erfolg, wie eine Äußerung des sowjetischen Kulturpolitikers Anatoli Lunatscharski zeigt, der noch 1928 versprach, daß im Jahre 1930 das Problem der Kinderverwahrlosung gelöst sein werde. Das Stalinsche Regime versuchte schließlich, dieses Problem auf seine Weise zu lösen: 1935 führte es die Todesstrafe für Kinder ein. Egon Erwin Kisch freilich fiel in jenen Jahren (1932) nur auf, daß die Geheimpolizei GPU »bei der Oktoberfeier begeistert bejubelt« werde.

Die Meldung, daß arbeitslose Bergarbeiter aus dem Ruhrgebiet in die Sowjetunion gehen, um dort zu arbeiten, hielte heute jeder für einen faden Witz. 1930/31 aber gingen 2500 deutsche Arbeiter in die Sowjetunion und fanden Arbeit in den Kohlengruben des Donezgebietes. Zwei Reportagen des österreichischen Kommunisten Hugo Huppert über diese Arbeiter, zeigen bei allem Bemühen des Autors um Optimismus, daß die Sowjetunion mit der Aufnahme der deutschen Bergarbeiter weder sich noch ihren Gästen einen Gefallen getan hat. Es fehlte den Arbeitern am Don an Filzstiefeln, Butter und Milch, Barackendächer waren nicht regendicht, die technischen Einrichtungen auf dem Stand des 19. Jahrhunderts. Manch einer packte da entsetzt seine Klamotten und kehrte heim ins Reich, zur Freude der Bürger- und Nazipresse. Auf der Verlustliste steht auch der in dem Band vertretene erste Schriftsteller, der als Mitglied der KPD durch die Sowjetunion reiste und darüber Reportagen schrieb, Max Barthel. Der landete bei den Nazis.

Viele der Autoren, die die Sowjetunion in den zwanziger Jahren besichtigten, haben mehr ihre Sehnsucht nach einem Traum- und Musterland, einem Hort der Ordnung und Glaubensgewißheit befriedigt, als das Bedürfnis ihrer Leser nach einem genauen Bericht über einen radikalen gesellschaftlichen Umbruch mit all seinen Licht- und Schattenseiten. Nur wenige haben so klug und nachdenklich beobachtet wie Ernst Toller: »Die Verehrung Lenins ward Leninkult (...) Darf der Sozialismus Ersatz geben wollen für Herrenkult bürgerlicher Gesellschaft, für mystische Heiligenverehrung der Kirche? Liegt hier wirklich eine zeitlose Tendenz des Volkes zur Vergottung vor, der die Bolschewiki Rechnung tragen müssen? Es gibt eine Grenze auch für politische Taktik. Es gibt Rechnungen, die auf Dauer nicht stimmen«.

Manfred Jendryschik: Unterwegs nach Eriwan. Reisen in die Sowjetunion 1918 bis 1934, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig, 579 Seiten, 13 Mark

Konkret 12/88, S. 56

Christoph Busch

Geschäftsbericht I

Gesprächsprotokolle aus einem Puff, die als Wichsvorlage so wenig taugen wie als Stimulanz für Sozialarbeit. Kalt referierte und notariell festgehaltene Dokumente zu einer Kulturgeschichte der Freiheit des Marktes, Abteilung Bundesrepublik Deutschland, Kapitel 1980ff

Nachmittags um 5. Susanne kommt erst später vom Schreibmaschinenkurs. Alle anderen sind da: Carmen, die Spanierin, Petra und Annette. Wir sitzen in Petras Privatzimmer, dessen drei mal vier Meter zusätzlich Verwaltungszentrum und Aufenthaltsraum des Hauses sind. In der Mitte Petras Schreibtisch voller Krimskrams. In einer Ecke läuft tonlos RTL. Auf dem Bett davor liegt Annette, auf Kleinmädchen angezogen und heute nicht in der Stimmung, was zu erzählen. In der anderen Ecke gedrängt eine Sitzecke. Niedriger Tisch mit zwei Tuchsesseln. Die Tür zum Flur wird geschlossen, wenn Kundschaft im Hause ist. Neben dem Lichtschalter auf der Rauhfaser ein roter Lippenabdruck. Mineralwasser, Katjes, und Cola sind im Angebot. Zwei Telefone klingeln ins Wort. Kundenanfragen und ein Kontrollanruf des Puffbesitzers. Zwischendurch kommt auch der Hausmeister rein: Wer kauft den Stoff für den Himmel im Zimmer der Neuen? Außerdem kriegt er noch 38,50 von Petra, die auch die Finanzen regelt. Zum Ausgleich nimmt sie Carmen einen eben verdienten Hunni für Miete ab und trägt alles ordentlich in eine Aktenmappe ein. Später wird Shit geraucht. Und noch später gibt es Pellkartoffeln mit Heringssdip. Auch Petra ißt davon, obwohl sie meint, daß sie abnehmen muß.

Carmen: Ich hab' zwei Jahre lang in einer Tour durchgearbeitet. Wenig Freizeit. Nur wenn ich kurz vorm Abdrehen war und nervös wurde, aggressiver, dann war ich fünf Tage in Spanien, wieder in Deutschland, wieder fünf Tage weg. Mal war ich nur zwei Tage weg. Nur, daß ich eben in Spanien war. Das war meine Medizin. Meine Droge.

In dem Haus, wo ich angefangen hab', waren wir eigentlich immer nur zu zweit. Erika und ich. Da verdiente ich am Tag so 1.500 Mark. Die Hälfte wurde immer abgegeben. Das waren also 3.000 brutto verdient, 1.500 in die Tasche gepackt. Also hamel gestoßen. Nun kriegte der Besitzer raus, daß dadurch, daß wir nur zwei Frauen waren, mindestens 10 Freier pro Tag weg waren, weil keiner mehr die Tür aufmachte, wenn beide Mädchen besetzt waren. Du kannst nicht vom Freier hoch, an die Tür, den nächsten rein und warten lassen.

Das kriegte der Detlef spitz. Also mußten ständig neue Frauen ins Haus. Durchgangsverkehr. Eine kommt, bleibt eine Woche, geht. Die nächste kommt, bleibt eine Woche, geht. Du hast ständig neue Frauen da. Das heißt: Du mußt ständig »abtreten«. System im Haus war immer: Nach der Reihe die Tür aufmachen. Also wären die Neuen immer beim dritten Mal drangewesen. Aber das sollte nicht so. Die wurden öfter geschickt. Damit die gut verdienten. Weil Frauen, die gut verdienen, bleiben auch erstmal. Das war das »Abtreten«. Mir ging das ans Portemonnaie und an die Nerven. Mein Badezimmer wurde mitbenutzt, weil das nicht direkt in meinem Zimmer war. Meine Schränke mitbenutzt, meine Klamotten. Meine Wäsche getragen, meine Lederklamotten, meine Peitschen, mein dies, mein jenes. Ich wurd' Banane. Eine Schlampe klaute auch noch. Jedesmal neue Gesichter, neue Leute. Zwischendurch auch noch so andere Geschichten: Andere Mädels kamen und erzählten: »Wie? 50 Prozent abgeben? Bist du bekloppt! Kannst du doch alleine verdienen.« Dann blieben die auch nur eine Woche. Kassierten gut ab und waren wieder weg.

Und immer die Panik, daß ich nicht nach Hause komme. Nach Spanien. Das war ganz schlimm. Das war tödlich für mich. Dieser Gedanke: Du kriegst die Knete nicht zusammen, um dieses Jahr nach Spanien zu fahren. Irgendwann hab' ich mich nur noch stur dahingesetzt und jedesmal, wenn es klingelte, nur darauf gewartet, daß Erika mich anguckte: »Gehst du? « Und ich richtig frech: »Nää, ich ha' kein Bock.« Ich ließ mich einfach nicht bremsen. Ich mußte da weg. Eines morgens hat Erika mich angesprochen: »Wir müssen miteinander reden. Das hat so keinen Sinn mehr. Was ist denn los mit dir?« Da hab' ich zuerst geheult und dann gesagt: »Ich weiß es nicht.« Geheult. Ich hatte nen Knoten im Magen. Das mußte raus. Ich hatte Kopfschmerzen. Son Dröhnkopf. »Ich weiß nicht. Ich kann sie nicht mehr sehen, die ganzen Wichs-Freier. Ich hasse sie. Die sollen mich in Ruhe lassen! Was meint der Wichser für seine 200 Mark, daß er mich anpacken darf. Wer ist der, daß er mich anfassen darf!« Völlig ausgeklinkt. Da hat sie einfach gesagt: »Carmen, paß auf. Pack dir dein ganzes Geld. Jetzt nimmst du dir vier Monate Zeit. Fährst nach Spanien, machst Urlaub, entspannst dich erstmal. Ich möchte nicht im Streit mit dir auseinandergehen. Dafür hab' ich dich zu gerne.« Sie hat ja auch zwei Jahre gut an mir verdient. »Wenn du dich erholt hast, kannst du gerne wiederkommen.«

Irgendwann war dann dieser Knall, dieses Erwachsenwerden. Da mußte ich raus. Aber ich bin der Erika dankbar für all das, was ich bei ihr gelernt habe. Ich hab' privat immer so viel Schläge gekriegt. Von meiner Mutter. Und ich habe immer gedacht, ich könnte Menschen nicht leiden sehen. Hab'ich immer gedacht. Aber die Erika hat mir das alles beigebracht. Rief mich und sagte: »Guck dir das mal an . « Ich stand da. Hatte mein Zofenkostüm an. Son Body mit Rüschen dran. Schürzchen um. Schleifchen im Haar und Manschetten um. Sie machte den Typen völlig zur Minna. Der saß also vor ihr und mußte ihr die Füße küssen. Das war meine erste Begegnung mit Erziehung. Ich denk: »Was ist das denn fürn Hampelmann?« Er küßt ihr wie doof die Stiefel ab. Da sagt sie zu mir: »Gib mir die Peitsche.« Ich guckte erst dumm. Dann

hab ich ihr die Peitsche gegeben. Der Typ sollte winseln. Das machte der nicht laut genug. Dann hat die auf den eingeschlagen. Ich stand dabei. Mir kamen richtig die Tränen in die Augen. Ich konnte das nicht haben. Je mehr ich den Typen bemitleidete, desto saurer wurde sie und sagt zu mir: »Bück dich.« Dann hat die mir zwei übergezogen. Aber wie! Ich bin quietschend hoch: »Die ist irre. Was schlägt die dich!?« Sagt die zu mir: »Damit du's lernst, daß du son Wichser nicht bemitleidest.« Dann mußte ich den treten, in die Brustwarzen kneifen, an den Ohren ziehen, mit dem Kopf ins vollgelaufene Waschbecken drücken. All solche Dinger. Sie gab immer die Anweisungen. Jedesmal wenn der nicht machte, was sie wollte, kriegte der noch Schläge. Zusätzlich. Dann hat sie mir viel erzählt, viel erklärt. »Laß dir was einfallen,« sagte sie.

Heute fallen mir Klamotten ein, da wird mir selber schlecht bei. Das liegt wahrscheinlich daran, daß ich in meinen privaten Beziehungen dermaßen auf die Fresse gefallen bin. Ich habe zwei total kaputte Beziehungen hinter mir, in denen ich immer diejenige war, die zurückgesteckt hat: »Gut, hältst dich ein bißchen zurück. Einfach, damit es kein Theater gibt.« Das haben sich die Typen dann fürchterlich angenommen und haben hinterher getan, was sie wollten. Heute tue ich das nicht mehr. Mir macht das Spaß, mir was auszudenken, wie ich den Typen niedermachen kann. Da bin ich völlig ernst, aggressiv. Richtig mies. Da kann ich überhaupt nicht bei lachen, bei sowas.

Neulich hatte ich einen Erziehungsgast und war an dem Tag sowieso mies drauf. Dann wollte der auch nicht das zahlen, was ich haben wollte. Ich denk: »Du Ratte, jetzt paß auf!« Handschellen raus, richtig fest zugemacht, daß das schmerzte. Vor allen Dingen auf dem Rücken. Den Hoden abgebunden mit so einem langen Lederband und das noch um den Hals. Ganz kurz. Und je weniger mir der gehorchte, desto mehr schlug ich ihn. Der war am Quietschen wie eine alte Ratte. »Du perverses Miststück,« sagte ich, »wenn du jetzt nicht mit dem Kopf auf die Erde gehst, dann tret' ich dich.« Der machte das nicht. »Du bist ein Scheißsklave. Du gehorchst überhaupt nicht. Raus hier aus dem Zimmer ! « Dann mußte der wie auf allen Vieren hinter mir herlatschen in den Lokus. Dann sollte der mit dem Kopf ins Klo, und ich war oben am Drücken. Und der wurd' nicht naß. Ich denke: »Du Sau!« Und hab' den ganzen Kopf – klatsch in den Nacken – in die Toilette und wie sonne Wahnsinnige auf dem Ding oben rumgedrückt, daß das Wasser lief. Dann bin ich raus, und er mußte sich hinter der Topfpalme verkriechen. »In die Ecke! Hinter die Blume! Ich will dich nicht mehr sehen, du Scheißtier!«

Einen habe ich wie einen Köter behandelt. Bei dem habe ich mir das Lederhalsband und die Leine aus Bessies Käfig geholt. Ich wieder rein. Den Freier an die Erde, Halsband um und die Leine. Dann bin ich mit dem durchs ganze Haus gewatschelt. Dann mußte der mit in den Garten. Das Bein heben und Pippi machen. Er stand da und sagte: »Ich kann nicht.« Ich: »Los, mach jetzt Gassi! Los.« Mit der Peitsche gehauen. Und Männchen mußte der machen. Ein Stück Wurst habe ich ihm zugeworfen. Dann mußte der Stöckchen holen.

Ich hatte Gebärmutterkrebs. Hab' keine Gebärmutter mehr. Ich hab erst gedacht, das wäre ein fürchterliches Handicap, weil die mir das alle erzählt haben: Wenn die raus ist, dann läuft gar nichts mehr. Das stimmte nicht. Ich bin wesentlich geiler geworden. Danach hab' ich erst meinen ersten Abgang gehabt. Da wußte ich erst, was los ist. Darum habe ich ja auch verdient wie sonne dumme Sau, weil ich ständig geil war. Das sind die besten Frauen, die naturgeilen. Ich machte bloß die Augen zu und stellte mir den Stallone vor, dann konnten die mich ficken bis in die nächste Steinzeit. Den Stallone habe ich immer vor mir gesehen. Auch mit Augen auf. Ich konnte den Säger ruhig anschauen, ich hab' immer nur Stallone gesehen. Mit seinen schönen Augen!

Petra: Da zieht sich so ein dickes Schweinchen aus. Son Porkyschweinchen, bei dem du gar nichts findest. Wo die Bauchfalte voll drüberhängt, bis auf die Oberschenkel. Dann mußt du den Bauch erstmal hochheben beim Waschen, damit du überhaupt drankommst. Da mußt du noch in den Bauch reindrücken, damit du das überhaupt zu fassen kriegst, und dann ist das son Endken. Die Hoden hängen weiß-ich-nicht-wo. Auf einmal fährt der aus, und du weißt nicht, wo der herkommt. Manchmal hast du große, die wäscht du am Waschbecken und denkst: »Boh, was hat er denn für einen.« Und wenn se steif werden, werden die überhaupt nicht größer. Die bleiben gleich so.

C: Die schlimmsten sind immer diese Getarnten, die überhaupt nicht steif werden wollen. Von denen du meinst, sie werden und werden nicht. Plötzlich machen die »Pschiitt«. Dann sind sie schon losgegangen. Die nerven mich am meisten. Ganz schlimm die Würgefälle. So nenn' ich die immer, wo ich voll das Zittern in den Fingern krieg. Die sich zurückhalten. Irgendwann geht dann nichts mehr, weil sie überreizt sind. Dann drehe ich völlig am Rädchen.

Einen hatte ich, der rief an und wollte, daß ich ihn behandele wie ein Baby. Ich dachte: »Null Problemo! Carmen macht alles.« Er kam also an und hatte Riesenkoffer dabei. Zwei Stück. Er macht die Dinger auf und holt als erstes einen Strampelanzug da raus. Jetzt mußt du dir vorstellen: Der Typ war 1,85 groß und dann son Strampelsack. Mit Reißverschluß. Also süß, einfach knuffig: Rassel und Schnulli dabei und Fläschchen dabei. Sooo große Windeln und Puder. Ich mußte mich umziehen. Hemd an, Rock an und einen auf Mutter gemacht. Dann hab' ich den aufs Bett gelegt. Der war ja so groß. Die Beine anheben, die Windeln darunter. Erst eingekremt, dann gepudert, die Windeln zugemacht, den Strampler angezogen. Dann nach oben, ihm Milch ins Fläschen gemacht. Den Schnulli drauf und ihn gefüttert. Ihn Schlafen lassen. Ich hab' mir was zu lesen geholt und mich daneben gesetzt und ne Zigarette geraucht. Dann fing er auf einmal wieder an zu quäken: »Ohä, oää, oä.« Ich hin: »Schätzchen, was hast du denn? Was hat Mamas Liebling denn?« Die

Bluse aufgeknöpft und den Typen gestillt. Daran hatte er ganz besonderen Lenz. Der war so schwer, wie der mir auf dem Schoß lag. Ne große Schüssel geholt mit Schwamm und ihn gewaschen. Dann ihn wieder gewickelt. Er war bestens zufrieden. Der kam dann bestimmt zwei Mal in der Woche und zahlte gut. Fünf-, sechshundert Mark legte der dafür hin.

Beim dritten Mal hatte er Fieber. Ganz hoch. Vierzig Fieber mindestens. Ich hab das Fieberthermometer geholt. Der lag da naß geschwitzt und konnte noch besser spielen. Ich Milch gekocht, Honig rein und den Typen da fitgefüttert. Süß. Vor allen Dingen, wie der aussah: rote Haare, Sommersprossen. Der sah aus wie ein Kind. Der hatte ein richtiges Lausbubengesicht.

P: Du kennst doch den Dicken, der immer liest. Der kommt, bringt seine eigenen Bücher mit. Der zahlt 150 bis 200. Bringt geile Bücher mit, in denen geile Geschichten stehen. Keine Pornos, sondern richtige Romane, auf geil geschrieben: Wie se vergewaltigt werden und alles mögliche. Das ist ein ganz Dicker, sonne Tonne. Aber ein ganz Gemütlicher. Legt sich hin und läßt sich nur mit Öl einen wichsen und liest dabei das geile Buch. Er liest, du wichst. Dann sagt er: »Stop!« Dann mußt du aufhören, weil er kurz vorm Spritzen ist: »Hah, hoh. Ist das geil! Hah, hah. Warte, Warte.« Dann warteste drei Sekunden und dann kannste wieder. Dann wieder: »Stop!« Und wenn der spritzt, dann mußt du in Deckung gehen. Das Bett steht da, und der Spiegel ist mindestens drei Meter weg. Einmal ist er aufgestanden, und ich sollte ihm im Stehen einen wichsen. Der hat vom Bett aus bis an den Spiegel gespritzt. Der ganze Scheiß lief so den Spiegel runter. Ich hab' schon eine Menge Männer gesehen. Aber in dem Alter, bei dem Gewicht und dem kleinen Schniedewuz hat der eine Leistung drauf, hinter der sich jeder 20-, 25jährige verstecken könnte. Der wichst ja auch ständig und macht ständig Telefonsex. Als er von Rhodos wiederkam, erzählte er mir, daß er was mit einem Transi gehabt hat. Er hatte sich so richtig einen von hinten verbraten lassen. Der war so fertig. Völlig in Panik wegen Aids. An dem Tag konnte der auch nicht spritzen. So hatte der sich da reingesteigert.

C: Bei einem Gast mußte ich mir ständig was neues einfallen lassen. Erste Mal: Schülerin. Ich kurzen Rock an, keinen Schlüpfer drunter. Beziehungsweise einen Stringtanger wie immer. Kurzes Jäckchen an, Busen halb raus. Dann mußte ich so tun, als wenn ich nachts aus dem Fenster stieg. Internatsschülerin. Ich so rückwärts über den Tisch, als wenn ich aus dem Fenster krieche. Auf einmal schreit der: »Halt!« Klatsch, packt der mich an den Rock. »Huch,« schrei ich. Dann steh' ich da: »Um Gottes Willen.« Und er am Schimpfen: »Und deine Eltern zahlen für dich das teuere Internat.« Und ich: »Es tut mir so leid.« »Wo wolltest du denn hin?« »Ich hatte mich mit so ein paar Jungs in der Diskothek verabredet.« »In die Diskothek! Mitten in der Nacht!« »Ich tu's nie wieder. Bitte, bitte, nicht erzählen.« »Was ist das überhaupt, was du da anhast?« Zieht mir am Rock. Klutsch, das Gummi reißt ab. Der Rock fällt runter. Ich sag: »Ooh, der schöne Rock. Was erzähle ich denn meiner Mutter?« Und er: »Was ist das denn?! Das ist doch kein Schlüpfer?!« Und klatsch, den Schlüpfer ab. Er am rumwuseln und ich immer: »Es tut mir so leid. Ich tu's auch nie wieder. Ich versprech' es. Ich tu auch alles, nur nicht erzählen.« »Aha,« sagt er, »du tust auch alles?« Dann natürlich die Riesenvergewaltigung. »Ich will nicht, ich will nicht.« Der hatte einen Heidenlenz. Und vor allem hab' ich ja Bärenkräfte. Was meinste, was der zu kämpfen hatte. Der war klatschnaß geschwitzt.

Ein andermal war der fürchterlich heiß. Der kam schon mit so einem Ständer, der hing schon oben am Bauch, so geil war der. Ausgefahren 22, 23 minimum. Und grade, schön grade. Und er hatte ganz was Wildes vor: Er war Inspektor, Kommissar sound-so von der Sittenpolizei. Ich mußte einen kurzen Rock anziehen, Strappse an, Hemdchen, und dann richtig einen auf Hure geschminkt, ein Beutel in der Hand. So lief ich im Zimmer rum. Wedelte mit meinem Beutelchen und: »Hei, Süßer«. Richtig einen auf Straßenmietze. Auf einmal kam der angeschossen. Schubste mich an die Wand ran. Klatsch, Klatsch, die Arme hoch, Beine breit . Tak, tak, tak, tak, durchsuchte er mich. Machte meinen Beutel auf, was da alles drin war. Ich ganz erschrocken, total fertig mit den Nerven. Und er fragt: Was ich hier treiben würde, ob ich gemeldet wäre, wie alt ich wäre? Personalien aufnehmen. Mit aufs Revier. Wir ins Auto. Er saß auf dem Bett und fuhr dann auch so. Saß auf dem Bett und fuhr und schaltete und machte und tat. Ich am Heulen: »Ich bin gerade erst 18 geworden. Meine Eltern dürfen das nicht erfahren . « Er dann zu mir: »Wir könnten uns ja einig werden.« »Wie denn?« Ja, wenn er Spaß mit mir haben könnte. »Kein Problem. Ich mach' alles.« Dann bin ich also mit ihm »nach Hause« gefahren, und er hat mich dann über den runden Tisch gebunden, den wir im Zimmer stehen hatten. Auf dem Rücken liegend, Arme und Beine an den Tischbeinen festgebunden. Ich lag also breitarmig und breitbeinig auf dem Dingen. Mir tat das Kreuz weh wie Sau, und er vergewaltigte mich dann. Da hatte der einen absoluten Lenz dran. Das beste ist, wenn du merkst, du spielst, und die bauen sich da voll drauf auf.

P: Einmal kommt da einer. Ich denk': »Boh, Geschäftsmann.« Gut gekleidet, hübsch aussehend. Ich frag': »Was hast du dir denn vorgestellt?« »Ich zahl' dir hundert Mark. Du setzt dich auf mein Gesicht. Aber mit Unterhose.« Weil der Angst vor Aids hatte. Und ich sollte ihm einen wichsen. Ich hundert Mark kassiert und mich mit Unterhose auf sein Gesicht gesetzt. Hab' mich gut abgestützt, damit er nicht stirbt unter mir. Ich bin ja nicht gerade leichtgewichtig. Und bin vorne an seinem Schniedewuz zu machen. Er wär' in zwei Minuten fertig gewesen. Also habe ich Pause gemacht. Hab' ihn nur so massiert: Beine, Bauch, Beine, Bauch, immer mal wieder am Hodensack vorbei. Dann sagte er zu mir, ich würd' ja gar nicht richtig draufsitzen, ich sollte mich richtig auf ihn setzen, daß er keine Luft mehr kriegt. Ich sollte nur darauf achten, daß die Hose dazwischen wär'. Er hätte so Angst vor Aids. Ich die Unterhose schön breit gezogen im Schritt und hab' mich voll

draufgesetzt. Richtig fallen lassen. Dann hab' ich ihn weitergestreichelt. Immer auf seine Brust geachtet. Ich dachte: »Er zappelt ja mit den Beinen, wenn er keine Luft mehr kriegt.« Er zappelte nicht. Aber er atmete auch nicht. Irgendwann hielt ich das nicht mehr aus. Er gab mir keinen Hinweis, ich solle doch endlich lüften. Da hab' ich selbst gelüftet. Dann hörte ich nur: »Haoh, haoh, hoah.« Dreimal durfte er Luft holen. Dann hab' ich mich wieder draufgesetzt. Orgasmus und Angstzustände, das muß sehr nah' sein. Der hat dann ganz schnell abgespritzt, als er überhaupt keine Luft mehr kriegte.

C: Ich mach' die Tür auf. Da steht einer, ich denk', der kommt aus Alaska, der Typ. So sah der aus. Oder aus Kanada vom Holzfällen. Der hatte eine rotschwarze Holzfällerjacke an. Ein gelbschwarz-kariertes Hemd drunter. Eine alte Jeans mit Henkeln und Hammer drin. Einen Bart im Gesicht, einmeterdreißig lang. Lange zottlige Haare. Spindeldürre. Er zahlte richtig gut. Fünfhundert Mark, nur für Streicheln, ein bißchen französisch machen und unterhalten. Er wollte also etwas mehr Zeit mit mir verbringen. Ich dem schön: bla bla und so. Plötzlich kriegte der sich überhaupt nicht mehr ein. Er heulte wie doof. Wie ein Kind weinte der. Er klammerte sich an mich und sagte, er hätte sich in der halben Stunde, in der er mit mir zusammen war, in mich verliebt. Ich hätte so wunderschöne Augen! Ich kam da gar nicht gegen an: »Ich bin verheiratet. Ich hab' Kinder. Ich hab' Vater und Mutter.« Egal. Er war verliebt, wollte mich da rausholen: »Ich nehm' dich mit.« »Wohin?« »Nach Alaska.« Der wollte tatsächlich nach Alaska, Wölfe beobachten! Ich dachte: Das darf nicht wahr sein! »Wenn du mir jetzt sagen würdest, du fährst mit mir nach Hawai. Son paar Hula-Mädchen beobachten, da würd' ich direkt mitfahren. Aber nicht nach Alaska. Da ist es zu kalt.« Je mehr ich sagte, ich fahr' nicht mit, desto mehr heulte der. Der saß dreieinhalb Stunden bei mir. Ich wurd' den gar nicht wieder los. Der zückte nur noch das Portemonnaie. An dem Tag hab' ich 1.600 Mark verdient. Der sah aus, als hätte er sich die Sachen aus der Rote-Kreuz-Tüte geholt. Ich sagte immer: »Ich muß jetzt raus, sonst kriege ich Ärger.« »Komm, kriegst noch mehr.« Er war nur am Geldrausholen. Der ist aber nicht mehr wiedergekommen. Schade.

P: Die Sauberkeit der Männer läßt auch zu wünschen übrig. Du kannst dir überhaupt nicht vorstellen, wie oft wir Streifen auf dem Bettlaken haben. Und dann heißt es immer, die Deutschen seien sauber. Die ziehen sich aus und setzen sich mit ihrem nackten Hintern aufs Bett, und schon ist es passiert. Dann hast du den Kackstreifen da. Oder unter den Armen! Die Füße von den Freiern kann ich auch nicht sehen. Mir ist es immer lieb, wenn die die Strümpfe anlassen. Diese ekeligen, häßlichen Füße, die die Männer haben. Ich achte immer mehr auf die Füße. Ins Gesicht gucke ich nicht. Ich hab' die Augen entweder zu oder mach' so eine Stellung, daß ich eher die Füße sehe. Eigentlich gucke ich da auch nicht gerne hin. Aber lieber als ins Gesicht. Was die oft für Füße haben!

Susanne: Ein Gast, der geht immer zu neuen Mädchen. Und das ist ein ganz häßlicher, widerlicher, scheißfrecher, Zwerg-, Kackfreier. Da kannste überhaupt keinen Ausdruck für finden. Das ist »Wasserkopf«. Der ist gedrungen und hat einen Kopf wie der Elefantenmann in dem Film. Nicht ganz so übertrieben. Aber ähnlich. Die äußere Form. Nicht ein Auge hier und eins da. Aber die Stirn sehr hoch und das Kinn sehr lang. Und ist dabei so frech und scheint so selbstbewußt, das kannst du dir nicht vorstellen. Dann labert der und stellt dir mit einem blöden Grinsen im Gesicht dämliche Fragen und bleibt dann doch nicht. Der ging dann auch zu mir ganz am Anfang, weil ich ja auch sehr nett war. Manchmal wußte ich gar nicht mehr, was ich die ganze Zeit mit dem gelabert hatte. Das ging doch gar nicht. Irgendwann war 10 Minuten die Normzeit. Und Wasserkopf kommt wieder. Mit einem Lächeln: »Ach, ihr seid wieder da. Habt ihr nichts Neues?« So fragte der. Auch noch Ansprüche stellen, die häßliche Sau. Soll froh sein, daß er überhaupt eine davorkriegt!

P: Und der: »Wie geht's euch denn?« »Gut geht's uns. Und wie geht's dir?« So bla, bla. Der saß da kackfrech. Machte keine Anstalten, wieder zu gehen. Ein Wort gab das andere. Häßlich hin, häßlich her. Wir haben ihm dann auch gesagt: »Du hast ja einen Wassserkopf. Boh, hast du einen Wasserkopf ! « Und Susanne lachte sich immer tot wie son wieherndes Pferd: »Hihihihi«. Auf jeden Fall sagt sie dann zu ihm: »Was ich dich fragen wollte: Hast du eigentlich Komplexe?« Dann sagt der: »Nee.« Da sagt sie: »Warum nicht?« Wie das rauskam! Da ist er dann auch gegangen.

C: Ich hatte einen Hausbesuch. Eine Stunde gemacht. Mit dem Taxi wieder weg. Nach einer Woche ging das Telefon: »Ich möchte gerne Carmen sprechen.« »Am Apparat.« »Du mußt zum Arzt.« »Wer bist du denn, daß du mir sagst, daß ich zum Arzt muß?« Er hätte einen Tripper. Ich sag: »Ich nicht.« Woher ich das so genau wüßte. »Ich war gestern bei der Untersuchung.« Ich hab' ne Bockkarte. Alle 14 Tage zum Arzt. Trotzdem kreuzte der auf. Mit Kind an der Hand. Machte einen Heidenlarry, daß ich einen Tripper hätte. Großes Touwabou in der Hütte. Der kleine Mann, den er dabei hatte, begriff überhaupt nicht, warum sein Vater sich da so aufregte. Der Hit an der Sache: Seine Frau war in Spanien gewesen. – Diese Spanientouren sind mir völlig verhaßt. – Ich sag zu dem: »Bevor du mich hier dumm anmachst, mein Freund, und ich dir eine Klage anhänge wegen Rufmord, fährst du jetzt nach Hause und schickst deine Frau mal zum Frauenarzt und läßt die mal untersuchen.« Der rief auch hinterher an, und ich kriegte einen Strauß mit 50 Rosen, ich wußte gar nicht, wo ich die unterbringen sollte, als Entschuldigung, weil nämlich seine Frau den Tripper mit nach Hause gebracht hatte.

P: Ein Hausbesuch. Ich fahr dahin. Opa. Völlig besoffen. Ich in die Wohnung. Sowas hatte ich überhaupt noch nicht gesehen. Das sah da aus wie auf einer Müllhalde. Die Ölsardinendose mit einer Gabel drin auf dem Wasserkasten vom Klo. Im Wohnzimmer Berge von Kontoauszügen und alten Filtertüten. Ich wußte nicht, wo ich mich hinsetzen sollte. Der Mann völlig besoffen. Ich denk: »Den ziehst du jetzt ab.« Und sag: »Gib mir erstmal das Geld.« Dann erzählte er mir immer,

seine Frau hätte ihn verlassen. Die würde ihm das ganze Geld wegnehmen. Darum würde er es immer verstecken. Er wußte gar nicht, wo seine Schecks waren. Mußte die erstmal suchen und fand sie unter dem Schirmständer im Flur. Ich konnte das bei dem nicht aushalten. Der wollte dauernd, daß ich was machte und kriegte überhaupt keinen Steifen. Ich konnte aber auch mit dem nicht mehr reden. Der war völlig besoffen. Ich dachte: »Der merkt nichts mehr.« Ihn in den Arm genommen. Seine Uhr verstellt. Meine Uhr verstellt. Ne halbe Stunde weiter. Und sag: »Jetzt ziehe ich mich wieder an und fahre.« Ich hatte gar nichts gemacht. Aber ich konnte es nicht aushalten und dachte: »Der muß es jetzt so haben.« Dann will ich raus: Der Sack, der hatte die Tür abgeschlossen. Hatte den Schlüssel abgezogen und versteckt und wußte in seinem Dicktus nicht mehr, wo. Das war zweite Etage. Ich sag: »Jetzt aber ganz schnell den Schlüssel her!« Und er weinerlich: »Aber ich weiß doch nicht, wo der ist.« Und der suchte auf dem Schrank, im Bettkasten, im Mülleimer. Ich beim Hausmeister angerufen: Ich wär' Besuch. Was jetzt zu machen wäre. Er hätte keinen Schlüssel und könne mir da auch nicht helfen. Man kann sich das nicht vorstellen, daß eine Wohnung so aussehen kann. Wir haben gesucht! Im Badezimmer unter dem Waschbecken war ein Schränkchen. Darauf unter so einer blauen Tüte habe ich dann irgendwann nach langer Sucherei den Schlüssel gefunden. Da hab' ich richtig Panik gehabt.

C: Ich hatte mal eine am Telefon, die muß so zwischen 14 und 16 gewesen sein. Die rief dauernd an und machte mich an: »Du alte Votze. Du alte Schlampe. Du läßt dich ja für Geld von jedem ficken.« Erst hab' ich immer aufgelegt. Aber irgendwann habe ich mich auf ein Gespräch mit ihr eingelassen: »Weißt du was, Mädel, deine dusselige Anruferei ist doch einfach nur Eifersucht, weil du wahrscheinlich so häßlich bist, daß du nicht mal für Geld einen mitkriegst.« Platsch, hat sie aufgelegt. Sonst hatte ich immer aufgelegt. Keine zwanzig Minuten später ging das Telefon. Sie macht den Herrmann. Sämtliche Schimpfwörter und ich könnte ja nur... Ich sag: »Ich seh' so gut aus. Ich brauch' das gar nicht. Ich tue das, weil ich Bock darauf habe. Weil ich clever genug bin, Geld dafür zu nehmen. Du bist wahrscheinlich so birnig, daß du das überhaupt nich geregelt kriegst.« Ne Stunde später rief sie wieder an: »Ist der soundso da?« Da hatte ich raus, daß sie voll auf ihren Vater abfährt. Ich natürlich sofort gekontert: »Dein Vater liegt gerade mit der Annette oben und bummst. Möchtest du irgendwas Wichtiges, dann hole ich ihn eben.« Klatsch, legte sie wieder auf. Alles, was dann von ihr noch kam, habe ich dann immer mit dem Vater gekontert: »Du bist doch nur eifersüchtig, daß andere Frauen deinen Vater anfassen.« Klatsch, legte die wieder auf. Irgendwann war die so fertig, daß sie vor Wut am Telefon geheult hat. Ich hätt' se gerne gesehen. Du hörtest richtig, wie sie mit den Füßen getrampelt hat. Das war der letzte Tag, an dem sie angerufen hat. Die hat nie wieder angerufen.

P: Die Lotte war eigentlich die erste Frau mit der ich so richtig Kontakt hatte. Das waren nette Zeiten. Die wollte auch mal ein Buch schreiben. Die hat auch wirklich eine Schreibmaschine in ihrem Zimmer auf dem Tisch gehabt und immer getippt. Die war klein und zierlich und hat auch eine hübsche Figur, ganz lockige Haare. »Boh,« sagte sie, »ich kann diese Freier nicht mehr sehen. Ich muß das aufschreiben, damit das rausgeht aus meinem Kopf.« Die hat da richtig drunter gelitten. »Wenn ich mir das vorstelle, diese Freier, diese Säcke, wenn ich mir das vorstelle, ich als zierliche... und die Bäuchää! Diese Säcke, wenn man die so streicheln muß!« Die ist daran ausgeflippt.

C: Ich bin für alles, was neu ist, offen. Es rief eine Frau an. Ich nehm' sowieso alles, weil ich denke: Die kommen doch nicht. Aber die kam. Nur war sie blond. Und Blond ist ja nun eigentlich gar nicht mein Fall. Wenn ich schon auf Frauen stehe, müssen die pechschwarze Haare haben, bis zum Arsch runter. Sie hatte schulterlange Haare und blond. Aber sonst war sie ein sehr nettes Persönchen. 32 Jahre alt, gut gebaut. Die war tatsächlich gekommen. »Was machste nun?« dachte ich. Sagte sie zu mir: »Mach' einfach alles das mit mir, was du gerne mit dir machen läßt.« Das hab' ich dann auch getan. Wir haben beide einen Abgang gekriegt. Sie. Und ich auch. Es war herrlich. Das war mal ganz was anderes, eine Frau anzufassen. Es war schön. Beim zweiten Mal, als eine Frau da war, war das ein Pärchen. Das einzige Problem war: Er war voll Pascha. Ließ sich von uns beiden verwöhnen. Und dann guck ich ihn mir zwischendurch mal an: »Weißt du was, mein Freund, auf solche Dinger hab' ich gar keinen Bock und deine Frau auch nicht.« Ich frag' sie: »Ist das richtig?« »Richtig.« Also haben wir beide uns selber fertig gemacht. Uns gegenseitig befriedigt, und er mußte sich hinterher selbst einen runterholen.

P: Einmal geht Susanne zur Tür und kommt hochgerast: »Da steht ne Frau!« Dann bin ich runter: hohe Hacken, schwarze Nahtstrümpfe, ein weißer enger Rock, eine hochgeknöpfte Bluse, Ohrringe, Wimpern geschminkt, Lippenstift, Perücke auf, Kette um, Gürtel um. Das war ein Mann. Setzte sich, die Beine schräg. Zupfte immer an dem Rock. Ich frag': »Was möchtest du denn gerne?« »Ach, ich möchte so gerne mal vergewaltigt werden.« Einmal im Jahr hätte er das . »Ich möchte so gerne, daß du von hinten kommst, mir an die Brüste faßt, dann runter zum Schritt gehst.« Ich sag: »Genau. Das mach' ich.« Die Corsage war ganz eng. Da hatte er was drin. Unechte Brüste oder so. Ich von hinten an die Titten: »Ach hast du geile Titten.« »Nein, nein, ich will das nicht!« schrie er. Dann mußte ich noch sagen: »Sei nicht so zimperlich, du alte Ziege. Laß mich jetzt ran an deinen Schritt.« Alles weggebunden. Ich hab' nichts mehr gemerkt. »Nein, ich bin doch noch Jungfrau!« So saß dieser alte Mann, so an die Siebzig. Ich habe dem nur die Bluse und den Rock ausgezogen und mußte mich dann auf ihn drauflegen und habe mich so bewegt, als würde ich ihn, ich meine: sie bummsen. Sie ist dann auch gekommen. Hat abgespritzt, in die Hose rein. Hat alles so gelassen und ist ihres Weges gegangen.

S: Schlirnm war, als ich das erste und einzige Mal Kaviar gemacht habe. Der kam, legte mir 500 Mark hin. Wollte nichts: Keinen Verkehr, kein Anfassen. Nur, daß ich ihm auf den Bauch kacke. Da hab ' ich mir gedacht: »Weißte, für 500 Mark kacke ich dir auf den Bauch.« Erst ging es ja noch. Denn erst hab' ich mit dem Gesicht zu ihm gesessen, mit dem Popo nach hinten. Jetzt wollte er aber meinen Arsch dabei sehen. Da mußte ich mich umdrehen und hing dann mit der Nase über dem, was ich dahin gemacht hatte. Da ging's echt: »Urgh, urgh.« Da hätte ich fast noch draufgekotzt. Zusätzlich, umsonst. Ich ganz schnell raus. Ich konnte es nicht mehr haben. Es wurde schon ganz sauer im Mund.

P: Eine Zeit lang hab' ich gedacht: »Natursekt, das tu ich nicht. Soweit läßt du dich nicht runter.« Andererseits: Für zwei Minuten anpinkeln zahlen die 150 Mark. Inzwischen laß ich mich auch dazu breitschlagen. Irgendwann bist du über diesen Punkt hinweg. Wenn du ganz neu anfängst, dann denkst du: »Nein, dies mach' ich nicht, das mach' ich nicht.« Aber irgendwann ist das so in deinem Leben, dieses ganze Leben, daß es dich auch nicht mehr stört, wenn du erfährst, irgendwer hat erfahren, was du machst. Früher hätte ich mich darüber tierisch aufgeregt. Heute sag' ich mir: »Ich weiß immer noch, wer ich bin. Und wenn andere wissen, was ich mache, kann ich es auch nicht ändern. « Stehe schon mehr dazu.

Also denke ich auch: »Ich bin ja wirklich nur hier, um Geld zu verdienen und nichts anderes.« Und ob ich jetzt jemanden, der in der Duschkabine unten hockt - ich steh darüber und guck mir die Kacheln an - anpinkele. Für zwei Minuten. Oder wie lange dauert Pinkeln, eine Minute? Wie lange dauert das? Und dafür habe ich 150 Mark. Der faßt mich nicht an. Mit dem muß ich nicht bummsen, was ja im Grunde noch schlimmer ist. Oder den Schniedewuz auch noch in den Mund nehmen. Aber das erste Mal, als ich das gemacht habe, habe ich da gesessen und gewürgt. Da war mir schlecht! Als ich diese Schmatzgeräusche gehört habe, wie der das trinkt. Bis hier stand es mir. Du mußt ja pinkeln üben: Erstmal zielen. Dann anhalten mitten im Druck: »Tüb-hm, tüb-hm, tübhm «

S: Das konnte ich von Anfang an.

P: Und dann schluckt er: »Ouupp, ouupp,ouupp.«

C: Wenn mir so einer das Anschaffen beibringen würde, wie du das jetzt erzählst, dann säße ich an der Schreibmaschine. Das schwör ich dir. So wie du das jetzt hier so erzählst, würde eine Frau nie anfangen zu arbeiten. Ich erzähl ja sonst sowas auch nicht. Aber es ist pervers. Wenn ich mir darüber wirklich Gedanken mache, ist es das Perverseste hoch drei. Ich schäme mich eigentlich dafür, daß ich das wirklich mache.

Übrigens. Das Gröbste, was mir passiert ist, ist der Typ mit dem Strom: Es klingelte. Annette ging runter. Kam wieder rauf. Völlig blaß: »Das mach' ich nicht.« »Wie, das machst du nicht?« sagte Petra, »so schlimm kann das doch gar nicht sein . « Petra ging runter, kam wieder hoch, grinste ganz frech und sagte: »Carmen, geh mal.« Ich dachte: »Was ist das denn für 'n schwieriger Typ, wenn die beide da nicht drangehen?« Ich komm' rein, da hatte der tausend Gerätschaften auf dem Bett liegen: Kabel, sonne Glocke, einen Trafo. Weiß der Kuckuck, was alles. Ich denke: »Will der hier eine Eisenbahn aufbauen oder was?« Das war ein ganz Dürrer, Dünner. In meinem ganzen Leben hab' ich noch nie so einen dünnen Menschen gesehen. Und als der erzählte, mußte ich mir richtig das Lachen verkneifen. Der hatte eine ganz normale Dose, so eine große, wo man Erbsen drinhat, in der Mitte durchgesägt und hatte einen Holzball, mindenstens so groß wie eine große Apfelsine, da reingedrückt und Isolierband drumgewickelt. Das wollte er in den Po haben. Und dann so einen Metallstab an die Dose halten. Stromschläge wollte der. Erstmal dachte ich: »Das darf nicht wahr sein!« Ich konnte mir nicht denken, daß dem dünnen Kerl das dicke Ding in den Po reinging. Ich ließ mich eines Besseren belehren. Der schob sich das Ding ganz alleine rein. Und das verschwandt im Po. Die ganze Kugel. Da guckte nur noch die Büchse raus. Dann hatte der sich noch eine andere halbe Büchse mit einem Lederband fertiggemacht. Die hängte er sich um den Schniedewuz, daß der Hoden im Wasser lag. Dann saß er vor mir auf den Knien, wie son Hündchen. Hatte den Trafo angeschlossen, und ich brauchte immer nur an dem Trafo zu drehen und den Stab hinten an die Büchse zu halten. Erst traute ich mich ja nicht so richtig. Hab' ein bißchen aufgedreht und dann mit dem Stab an die Dose. Er zuckte. Je mehr der zuckte, desto mehr Spaß kriegte ich. Und ich dann nachher natürlich volle Pulle. Ich dachte, jeden Moment leuchtet dem der Kopf auf. Ich hatte so einen Lenz, an dem Trafo zu drehen. Wie der also zuckte, das kann man gar nicht nachmachen. Auf den Knien. Und die Dose schubbelte um den Hoden, und das Wasser lief raus. Das war der reine Wahnsinn. Der Hit war: Zum Schluß sagte der, es hätte ihm sehr gut gefallen, und er wolle nochmal wiederkommen. Nur seine Konstruktion wäre noch nicht korrekt. Er hätte mehr Schläge durch den Hintern bekommen, und er hätte es mehr im Sack. Da hätte er es lieber gehabt.

S: Ich erzähl' mal von einem Schleimer. Von diesem Hunni, der sich in mich verliebt hat.

C: Das sind immer die schlimmsten.

S: Ein Typ von Mensch, ein Mann, das kannst du dir nicht vorstellen. Der guckt schon wie ein Rehkitz. Als wenn er Schiß hätte, daß man... ooh. Als der reinkam, hab' ich schon gedacht: »Boh, was bist du ein Arsch . « Ooh, »mimimi«, so einer. Er wollte dann für hundert. Ja, gut, für hundert. Irgendwann hast du ja die Handgriffe drin. Bist gleichbleibend freundlich: »So, jetzt machen wir mal dies und dies. Und mh und ähm, wie hastes denn am liebsten?« Und jetzt noch ein bißchen am Busen und »dadada« und »dididi«. Du hast da ja eine bestimmte Reihenfolge. Und der brachte mir die völlig durcheinander, weil er ständig mich sooo an sich drückte. Ich hab' Anfälle gekriegt. Platzangst. Völlige Platzangst. Und ich

schiebe ihn immer so weg. Das hat der auch voll gemerkt. Aber das war mir in dem Moment egal. Wenn der jetzt dreihundert bezahlt hätte... Beim ersten Mal hatte ich noch Mitleid und denke: »Ist das doch ein armes Schwein.« Unterhalt mich mit ihm. Fast eine Stunde war der da fürn Hunni.

Dann kam er irgendwann abends wieder. An einem Tag, wo ich völlig genervt war, überhaupt nicht gut drauf. Kam er abends um zehn. Der letzte Gast war gerade draußen, und ich denke: »So, für heute ist Feierabend. Ich habe keinen Bock mehr.« Die Tür ist noch nicht zu, da klingelt er. Kommt rein. Ich denk: »Du Sau, an dir lasse ich jetzt die Wut aus.« Er sitzt da wieder im Empfang wie son Angsthäschen. Ich sag: »Eigentlich haben wir schon Feierabend. Außerdem ist klar, daß ich für 100 Mark nicht nochmal eine Stunde mit dir zusammen sein kann. Das mußt du verstehen. Entweder zahlst du ein bißchen mehr, oder ich mache das so, wie ich das bei jedem Gast mache, der 100 Mark zahlt.« »Jaha? Was meinst du denn, reichen 120?« »Nee, um 10 Mark will ich jetzt nicht feilschen. Entweder 200 oder gar nicht.« Der braucht wirklich Zeit der Typ. Das ist anstrengender, so einen Psycho-Fall zu machen, als einen Gast, der kommt, weiß, was er will, weiß, was er kriegt, und wieder rausgeht. 200 wollte er nicht, konnte er auch nicht. Dann fing ich an, frech zu werden: »Du bist mir sowieso viel zu anstrengend. Was du hier suchst, das gibt's gar nicht. Was du hier suchst, das kannst du hier niemals finden.« Mit seinem Schmusen und »Aäm« und »mhmh«. Dann hab' ich ihn rausgeschmissen. Eine halbe Stunde später stand er wieder vor der Tür. Ich sag: »Ich will dich hier nicht mehr seeehen!« Und er ganz leise: »Warum denn nicht?« »DARUM!«

Zwei Tage später rief er mich an: »Ich muß dauernd an dich denken.« »Ja? Wieso das denn?« »Ich hab' ein ganz großes Fragezeichen in meinem Kopf. Ich weiß nicht, soll ich denn wohl nochmal kommen oder nicht?« Er wollte mit Sicherheit, daß ich sag': »Ja sicher, gerne. Komm doch.« Und ich sag: »Das muß du selber wissen. Komm oder komm nicht.« Dann kam er wieder, und ich hab' mir gedacht: »So, scheißegal, jetzt laber ich nicht mehr. Jetzt mach ich es so wie mit jedem Hunni.« Nehm' seinen Hunni. Sag: »Zieh dich schon mal aus.« Geh rein. Waschen, zapp, zapp. Und er hinterher son Gesicht: »Na gut, ich versteh dich ja. Blumen konnte ich dir aber nicht mitbringen.« Ich denke: »Was ist das ein Arschkriecher! Ich mach' ihn zur Sau, schmeiß ihn raus, und er kommt wieder und sagt: Ich hab' keine Blumen mitgebracht.« Erziehung stand er ja nicht drauf. Angeblich. Aber ich wette, da steht er doch drauf, wenn's ihm mal eine richtig zeigt. Aber für 100 Mark mach' ich das natürlich nicht.

Gestern kam er wieder. Da hatte ich schon vorher so einen völlig nervigen Klammerfreier gehabt. War sowieso schlecht drauf. Absolut 'n Moralischen gehabt, den ganzen Tag nur geflennt, und er steht vor der Tür. Ich denk: »Nein, das hat mir jetzt noch gefehlt. Für seine hundert Mark...« Und er liegt auf dem Bett und versucht wieder zu klammern und zu drücken. Ich wieder seinen Arm weg. Werde völlig ungeduldig: »Entweder hörst du damit auf, oder wir machen gar nicht weiter.« Er hörte also auf damit, und als wir fertig waren, fing er wieder an zu blubbern: »Ja, du machst ja jetzt eine Lehre. Warum denn?« »Das geht dich gar nichts an.« »Machst du das eigentlich gerne?« Ich denk: Was willst du denn jetzt hören? »Verachtest du eigentlich die Männer, die hierherkommen?« Ich denk einen ganz kleinen Moment: »Dem Arschloch würde ich jetzt am liebsten sagen: Ja.« Aber ich sag' zu ihm: »Was ist das denn für eine Frage. Was würdest du denn sagen, wenn ich jetzt ja sage?« »Das würde ich einfach zur Kenntnis nehmen.« »Dann nimm das mal zur Kenntnis.« »Soll das heißen, daß du das tust?« »Ja. Und dich ganz besonders.« »Ooohaa.« Das mußt' ich. Ich mußte einfach. So ein Arschkriecher! Ich will nicht, daß der nochmal wiederkommt. Der raubt mir den letzten Nerv.

Konkret 12/88, S. 62

Georg Heinzen

Ich bremse auch für Tiere

Am Düsseldorfer Schauspielbaus wird das Stück »Die Minderleister« von Peter Turrini gezeigt. An diesem Show-Platz, in der Nachbarschaft von Rheinhausen, stellen sich einige Fragen, darunter auch die: ob es ausreicht, daß aus Kummer schöner Gesang wird

»Es ist sicher gut, daß die Welt nur das schöne Werk, nicht auch seine Ursprünge, nicht seine Entstehungsbedingungen kennt; denn die Kenntnis der Quellen, aus denen dem Künstler Eingebung floß, würde sie oftmals verwirren, abschrecken und so die Wirkung des Vortrefflichen aufheben.«
Thomas Mann, Der Tod in Venedig

Warum eigentlich engagieren sich manche Künstler für Arbeiter? War vielleicht der Vater Maschinenschlosser? Oder sind sie im Geist christlicher Nächstenliebe erzogen worden? Oder haben sie, als das noch schick war, sich mit Lohnpreisprofit beschäftigt und erkannt, daß die Gaben dieser Welt ungleich verteilt sind? Aber ist es nicht scheißegal, was die Motive der Solidarität sind, solange eine gute Absicht dahinter steckt? Heute, wo kaum noch ein Kulturschaffender Lust hat, die Zeitgeistparty zu verlassen und hinabzusteigen in die graue Unterwelt der Verlierer?

Einer, dem laut »Süddeutsche« sein »Herzenssozialismus schon immer wichtiger war als aller Dichterlorbeer«, ist der österreichische Autor und Filmemacher Peter Turrini. Ob es nun die Bauern in der »Alpensaga« oder die Arbeiter in der »Arbeitersaga« sind, immer leiht Turrini denen seine Stimme, die für sich selbst nicht sprechen können. »Ich bin ein Teil der Arbeiterbewegung«, erklärt Turrini, »und ich habe meine Arbeit immer als den Versuch verstanden, der menschlichen, der materiellen und der kulturellen Deklassierung der Arbeiterschaft entgegenzuwirken.« Diesem Anspruch versucht Turrini auch in seinem neuen Theaterstück, »Die Minderleister«, das im Juni im Akademietheater der Wiener Burg uraufgeführt wurde und seit Mitte Oktober auch am Düsseldorfer Schauspielhaus gezeigt wird, treu zu bleiben. Erzählt wird die Geschichte vom ehrlichen Stahlwerker Hans, der wegen der Stahlkrise seinen Arbeitsplatz verliert. Nachdem auch Anna, seine Frau, arbeitslos geworden ist, müssen sie neue Formen der Prostitution ausprobieren. Anna verdingt sich als Pornomodell, und Hans bettelt um die Fürsprache eines sozialdemokratischen Ministers. Und sie haben Glück. Hans entdeckt durch Annas Pornovideo, wie sehr er sie liebt, und der Minister sorgt für seine Wiedereinstellung. Hans muß von nun an als »Ordner« die »Minderleister« aussortieren. Aber der berufliche Aufstieg hat seinen Preis: Die alten Kumpels reden nicht mehr mit Hans. Er springt in den Hochofen.

Vom Feuilleton wurde das Stück sehr positiv aufgenommen. Allgemein wird gelobt, daß das ständig drohende Scheitern Turrinis letztlich viel mehr Macht gewinne, als der große Zeigefinger der Brecht'schen Lehrstücke. Die Stärke der Inszenierungen läge wiederum darin, daß nicht versucht würde, die Schwächen des Stücks zu mildern. So bringe nicht die Hitze des Stahlwerks das Theater zum Glühen, sondern das Feuer des Engagements. Wodurch die Inszenierungen, die sich scheinbar so weit von Turrinis Vorlage entfernt haben, letztlich wieder zurückfinden zum Ausgangspunkt des Autors. Und wir zurückfinden zum Ausgangspunkt unserer Fragestellung: Warum engagiert sich Turrini für Stahlarbeiter?

Greifen wir mal ein paar Motive aus den »Minderleistern« auf. Da ist zum Beispiel die Pornographie. Sie ist allgegenwärtig im Leben von Turrinis Stahlarbeitern. Sie bestimmt ihr Reden und ihr Denken. Immer geht es nur um das Eine, und sogar nach Feierabend zieht sich der müde Hans ein Videoporno nach dem anderen 'rein. Dabei trägt die Anna weiße Reizwäsche und sieht in der Düsseldorfer Inszenierung gar nicht wie eine Arbeiterin aus einer Nähmaschinenfabrik aus, sondern wie die Primaballerina vom Bolschoi. Aber wir verstehen schon, was uns die Regie sagen will. Dieser arme Hans ist so entfremdet, daß ihn die dicke Frau im Fernsehporno mehr interessiert als die eigene, schlanke, mit den Strapsen. Soweit, so gut. Aber die schöne Anna wird arbeitslos und gezwungen, bei einem Pornovideo mitzuwirken. Sie und ein ihr unbekannter Arbeiter müssen verschiedene Formen des Sexualverkehrs demonstrieren. Es ist klar, worauf Turrini hinauswill. Die Ausbeutung nimmt immer schlimmere Formen an und zerstört auch die Sexualität . Aber bei Turrini ist nur die Attitüde radikal, im Grunde seines Herzens ist er ein Romantiker. Deshalb läßt er die beiden die Kopulation nicht hinter sich bringen wie einen Acht-Stunden-Tag in der Nähmaschinenfabrik und versäumt zu zeigen, daß solche Form der Pornographie nichts mit Sex, sondern mit Arbeit zu tun hat. Nein, Turrini läßt nicht zu, daß seine Proleten Schaden an der Seele nehmen. Die beiden Pornopartner erkennen im anderen den Bruder und die Schwester. Sie fraternisieren vor der Kamera und retten die Liebe.

Ein anderes Beispiel: Dem treuen Hans wird gekündigt, obwohl er einer der Besten war. Depressiv sitzt er vor dem TV und versinkt im Altbier. Wenn sich das Rad des technischen Fortschritts dreht, dann hält es niemand mehr auf, kein Franz Steinkühler, kein Ruhrbischof Hengsbach und auch kein Schimanski. Allein der Kapitalismus selbst, diese muntere Mumie, ist immer noch für eine Überraschung gut, wetten daß? 6 aus 45, ein Fernsehquiz. Fünfundvierzig wollen Arbeit, aber nur sechs können Arbeit bekommen. Hans muß jede Frage mit Ja beantworten und sich eine 'runterhauen. Würdest du für den

halben Lohn arbeiten, Hans?, fragt der Showmaster. Ja!, sagt Hans und haut sich eine 'runter. Der Konkurrent um den Arbeitsplatz ist aber dein bester Freund! Hans haut dem Kumpel eine 'runter. Aber jetzt, Hans, kommt die schwierigste Frage! Der Konkurrent um den begehrten Arbeitsplatz ist deine eigene Frau, schlag sie! Hans hebt die rechte Hand, und es wird mucksmäuschenstill im Theater. Ja, ja, denkt man, so geht es wirklich zu, beim Rattenrennen um den immer kleiner werdenden Kuchen, gleich schlägt der verzweifelte Mann seine eigene Frau! Aber es kommt ganz anders. Der gute Hans läßt seine Hand sinken. Großes Aufatmen im großen Haus. Wieder verschont Turrini das Publikum, und wieder ist die Liebe stärker als die Stahlkrise.

Noch ein Beispiel: Wie es das Schicksal will, bekommt nicht nur Hans das Pornovideo, bei dem seine Ehefrau mitwirkt, zu sehen, sondern auch seine ehemaligen Kumpels. Aber die reagieren ganz anders, als man es erwartet, wenn man mit dem Milieu vertraut ist. Sie lachen den Schlappschwanz nicht aus, der es der Alten offenbar nicht mehr richtig besorgt, und lassen das Video auch nicht immer wieder vor- und zurücklaufen. Die Vier vom Hochofen sind ganz solidarisch und nehmen für Hans an dem Pornoproduzenten Rache. Stören wir uns nicht an diesem ganz unglaublichen Korpsgeist der Hochofenpartie, sondern lassen wir uns von Turrini führen, der offenbar auf etwas viel Wichtigeres hinaus will. Auf den Rassismus der Proleten, denn der Pornoproduzent ist Jugoslawe. Die Kumpels rollen einen Schweißwagen in sein Studio und erhitzen mit einen Brenner seinen Penis. Jeder im Theater versteht die Botschaft: Die Unterdrückten lassen sich von den Herrschenden nach Belieben auseinanderdividieren. Aber wieder will Turrini über die traurige Wirklichkeit hinaus. Arme Schweine dürfen seine Proleten sein, aber keine Schweine. Und wie die Anna in ihrem Beischlafkollegen den Bruder entdeckte, entdecken die Stahlwerker in dem stöhnenden Jugoslawen den Kumpel. Ja, sind sie nicht eine Klasse, die Stahlarbeiter und die Jugoslawen? Also den Brenner aus und Hoch die internationale Solidarität! Wieder Aufatmen im Theater, zumindest beim männlichen Teil des Publikums.

Ein letztes Beispiel: Durch die Intervention des sozialdemokratischen Ministers wird der glückliche Hans wieder eingestellt. Wir wollen jetzt gar nicht kritisieren, daß Johannes Rau nicht einfach bei Krupp in Rheinhausen anrufen und bestimmen kann: Also, Herr Cromme, entweder Sie stellen diesen Hans sofort wieder ein, oder wir verstaatlichen Ihren Laden ! Es ist auch nicht wichtig, daß es so einen »Ordner«, wie der Hans einer werden soll, gar nicht gibt. Das Aussortieren der »Minderleister« übernimmt das Personal-Informations-System. Das hält genau fest, wie lange einer auf dem Klo sitzt, und wie häufig eine krankfeiert. Turrini will schließlich keine Prüfung vor der Industrie- und Handelskammer ablegen, sondern zeigen, was mit einem passiert, der dem Druck der Verhältnisse nachgibt und wie Hans die Seiten wechselt. Der wird seines Lebens nicht mehr froh, weil die alten Kumpels in ihm einen Verräter sehen, und springt in den Hochofen. Es sei ein »Opfertod«, schreibt das Feuilleton, das sich zwar nicht in der Stahlindustrie auskennt, dafür aber in Metaphorik, und längst begriffen hat, daß es bei den »Minderleistern« gar nicht um Ökonomie geht, sondern um Ethik. Aus dem braven Hans ist nämlich ein Judas geworden, und seine Schuld kann nur im Fegefeuer des Hochofens gesühnt werden. »Wenn dir deine Hand zum Ärgernis wird«, heißt es in der Bibel, »dann hacke sie ab!« Nichts anderes tut der treue Hans. Er opfert seine materielle Existenz, um rein zu bleiben. Und wieder ist die Liebe stärker als die Weltwirtschaftskrise.

Warum führt Turrini seine Arbeiter vor, wie André Heller die Neger? Warum müssen diese Wilden edel sein? Warum glaubt Turrini, er müsse seine Proleten moralisch qualifizieren? Damit die bürgerliche Gesellschaft ihren Anspruch auf menschliche Behandlung anerkennt? Aber es sind doch gerade solche moralischen Skrupel, wie Hans sie in den Hochofen treiben, die in den Augen dieser Gesellschaft das Stigma der Minderwertigkeit sind. Hat Turrini keine Ahnung? Aber er hat doch mal zwei Jahre bei der VOEST am Hochofen gearbeitet!

Schauen wir nochmal in den Text. Da gibt es diesen Shakespeare, einen versoffenen Werksbibliothekar, der den Proleten immer sagt, was sie falsch machen, ohne zu wissen, was richtig wäre. Unschwer ist in dieser Figur Turrini selbst zu erkennen. Aber das ist nur eine Seite des Dichters. Es gibt nämlich in dem Stück noch eine andere Figur, hinter der sich Turrini verbirgt, die bizarre Personalchefin. Eine Allegorie des Kapitalismus. Deshalb hat sie auch zwei Seiten, wie der Kapitalismus zwei Seiten hat, eine häßliche und eine verführerische. Die häßliche Seite der Personalchefin ist ihre Kassenbrille und die Kälte, mit der sie dem treuen Hans erklärt, daß der Markt nicht auf seine individuellen Probleme Rücksicht nehmen kann. Dann aber reißt sie sich ihr strenges Kostüm vom Leib, und zum Vorschein kommen schwarze Lederdessous. Das ist die verführerische Seite des Kapitalismus. Über den Schreibtisch kriechend, bricht es dann aus der Frau heraus: »Ich kenne eure Gesichter/diesen geschlagenen Teig/von Kindheit an./Ich schleppte mit euch/das Essen/an den Rand des Ackers/und trank mit euch/aus halbleeren Flaschen./Eure Späße/eure Annäherungen/kleben noch heute/auf meiner Haut./Ich ging/als Mädchen vom Lande/in die Stadt./Ich putzte den Dreck/der besseren Leute./Ich ertrug den Speichel/der Debilen/in Erziehungsheimen./Ich habe studiert./Euren schnapsverseuchten Küssen/euren stinkenden Genitalien/wollte ich nie wieder/begegnen./Doch immer wieder/holt mich euer Geruch ein./Ihr vermehrt euch wie Tiere./Eure Kinder drängen sich/als williges Fleisch/in den Personalbüros./Warum geht ihr nicht?/Warum geht ihr nicht endlich/aus meinem Leben?«

Schlagen wir im Programmheft des Düsseldorfer Schauspielhauses nach, lesen wir ähnliches. Da schreibt Turrini über Turrini: »Die Kinder der Bauern waren meine Spielkameraden. Frech, aggressiv, verschlagen die Kinder der Kleinbauern

und Hilfsarbeiter, protzig und selbstbewußt die Kinder der Großbauern.« Der erste Versuch des dicken Jungen mit dem italienischen Vater, durch das Erzählen von Geschichten die Zuneigung der Spielkameraden zu gewinnen, schlug fehl. Denn die »Geschichte vom mutigen Knaben, der eine Katze aus dem brennenden Haus rettet, hatte wenig Sinn in einer Welt, in der es darum ging, einer Katze einen benzindurchtränkten Fetzen an den Schwanz zu binden und ihn anzuzünden.« Wir brauchen der Personalchefin nur die Dessous wegzunehmen, und aus der kapitalistischen Domina wird der »Herzenssozialist«. Aus dem Dorfbuben ist ein Wiener geworden.

Man hat sich auseinandergelebt, der Intellektuelle und die Arbeiterklasse. Und Turrini spürt das. »Heute«, schreibt er in seiner »Biographie des Lesens«, »wenn ich zu Besuch im Dorf bin, treffe ich ab und zu meine alten Spielkameraden. Sie sind verheiratet, haben eine Menge Kinder oder sind geschieden. Sie laden mich auf einen Schnaps ein, klopfen mir, nachdem sie genug getrunken haben, auf die Schulter und schwärmen von unserer gemeinsamen Kindheit. Ich werde unsicher, merke, daß sich meine Sprache verändert, erzähle von Filmen und Theaterstücken, die ich gerade schreibe, und spüre, daß ich immer noch mit falschen Mitteln um ihre Zuneigung kämpfe.«

Warum kann Turrini solche Einsichten nicht in seine Arbeit einfließen lassen? Seine Biographie wird ihm niemand vorwerfen wollen, auch nicht seine Schuldgefühle. Sie ehren ihn, weil die meisten in seiner Lage sie nicht haben. Trotzdem reicht es nicht aus, daß aus Kummer schöner Gesang wird. Wenn es um die Stahlarbeiter geht, dann sollte für die Stahlarbeiter auch etwas abfallen. Aber von denen redet niemand, nur von Turrini, der nicht begreifen mag, daß er nicht beides haben kann, den Applaus des Feuilletons und die Liebe der Proleten. Und daß nicht der Hans, sondern er selbst die alten Kumpels verrät, wenn er sie ans Theater ausliefert. Denn im Theater ist alles nur Theater. Da sind am Ende alle wieder da und bekommen Applaus, ob Stahlarbeiter oder Minister.

Konkret 12/88, S. 66

Michael Töteberg

Von A bis Bla

Kampf der Giganten: Bertelsmann und Kindler produzieren je ein Literaturlexikon, das eine für knapp 3.000 Mark, das andere mit knapp 8.000 Seiten. Jetzt braucht nicht mehr gelesen, es kann nachgeschlagen werden. Information ist alles. Ist das nichts?

Wenn Sie mit einem Verlagsmenschen oder Buchhändler befreundet sind, kommen Sie vielleicht ein bißchen billiger an Ihre Lektüre. Ganz legal ist das nicht, schließlich gibt es für Bücher die Preisbindung. Aber es gibt auch branchenintern einen Kollegenrabatt (zwischen 30 und 45 Prozent), und bei teuren Lexika lohnt es schon, einen berufsmäßigen Büchermenschen im Bekanntenkreis zu haben. Und fast hätten Sie nun den großen Reibach machen können.

»Vom Konkurrenzdruck auf eine neue Marketingschiene gehoben« – ein Zitat nicht aus dem »Manager-Magazin«, sondern aus dem altehrwürdigen »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« – , offerierte der Kindler-Verlag sein neues Monumental-Literaturlexikon den Buchhändlern mit 80 Prozent Preisnachlaß. Natürlich nur für internen Gebrauch (und entsprechend gekennzeichnet), dafür dann statt DM 2.960 nur schlappe DM 600. – , ein echter Dumping-Preis. Mobilisiert vom Bertelsmann-Verlag, der just eben ein neues Monumental-Literaturlexikon auf den Markt wirft, sind die Gerichte eingeschritten. Per einstweiliger Verfügung wurde das Billigangebot gestoppt.

In der Begründung liest man, vor allem Azubis würden das Angebot regelwidrig ausnutzen und »Beziehungskäufe« tätigen. Die Lehrlinge im Buchhandel werden schlecht bezahlt, und in der Disco kann man mit diesem Beruf auch nichts werden. Computer-Operateur, so was verschafft Sozialprestige. Der Lehrling bei Lufthansa kann wenigstens seine Familie mit Standby-Flügen beglücken. Endlich hätte auch der Buchhandels-Azubi etwas, womit er bei seiner Freundin – man denke speziell an Töchter aus gutem Haus – hätte Eindruck schinden können. Und da das Werk erst im Februar 1992 vollständig vorliegen wird, wäre eine stabile Beziehung garantiert gewesen. Nun, es ist bekannt, daß deutsche Gerichte immer gegen die sozial Schwachen entscheiden.

Also, unter DM 2.220 kommen wir, selbst bei Ausnutzung aller Subskriptionsangebote, nicht davon. Sollen wir nun das Geld investieren in »Kindlers Neues Literaturlexikon«, 20 Bände, knapp 20.000 Seiten mit 19.000 Werkartikeln? Das ist, sagt die Verlagswerbung mit drohender Stimme, »das MUSS für jeden, der sich mit Literatur beschäftigt«. Oder lieber das »Literaturlexikon« von Bertelsmann, 15 Bände, knapp 8.000 Seiten mit rund 10.000 Stichwörtern plus 80 Bildkapitel, halt »das Jahrhundertwerk zur Deutschen Literatur« erwerben? Eine schwere Entscheidung. Germanisten-Promis bürgen in beiden Fällen für Markenartikel-Qualität. Für Kindler gibt Walter Jens, für Bertelsmann Walther Killy seinen Namen her. Für beide Werke sind jeweils 1.000 Literaturwissenschaftler an der Arbeit, sicherlich alles kompetente Leute, wer wollte das bezweifeln. Weitere 500 sitzen bereits an den Artikeln für »Harenbergs Lexikon der Weltliteratur«, das nun doch erst nächstes Jahr erscheinen wird. Kurz, das ganze »philolog. Schandvolk« (Büchner) ist emsig dabei, Romane, Lyrik und Dramatik handlich zu verzetteln. Der Rezensent gesteht: Er gehört auch dazu, er macht sowohl bei Bertelsmann wie bei Kindler mit. Ob ich mich deshalb befangen fühle? Warum denn? Altverleger Helmut Kindler fungiert ja auch als Berater – nicht bei Kindler, sondern bei Bertelsmann. . .

Nicht Italien, sondern der Kampf der Lexikon-Giganten war dann auch das eigentliche Thema der Buchmesse. Die potentiellen Kunden teilt der Kindler-Geschäftsführer ein in »berufliche Nutzer, literarisch Interessierte und Prestigekäufer« . Um letztere geht es vor allem – das Bildungsbürgertum liebt nun mal seine Klassiker-Ausgaben in Schweinsleder und die gut portionierte Erläuterung im Lexikon-Format. Die Werbung setzt dann auch ganz auf die Illusion, der Kauf des Lexikons sei identisch mit dem Erwerb umfassender literarischer Bildung. Dat isch ja nun ein Irrtum: Literatur eignet man sich immer noch durch die Lektüre von Literatur an, nicht durchs Blättern in einem Lexikon.

Kuriose Dinge haben sich die Verlage einfallen lassen, um ihre Meterware an die Käufer zu bringen. Der Bertelsmann-Kunde bekommt eine numerierte »Berechtigungsurkunde zur Nutzung des Literatur-Auskunftsdienstes«. »Nach vollständigem Bezug des 15-bändigen WALTHER KILLY LITERATURLEXIKONS« darf er fünf Jahre lang jeden Monat eine Frage »zur deutschsprachigen Literatur« stellen, »die das Literaturlexikon trotz seiner großen Materialfülle nicht ausreichend klären kann« – ein schönes Spiel, schon jetzt denke ich mir knifflige Probleme aus, um die Bertelsmänner in Verlegenheit zu bringen. Und gleich wieder eine Gemeinheit gegen Azubis, schulische und akademische. Natürlich haben sich die Lexikon-Macher mit den Oberlehrern verbündet, sie schließen die einzig sinnvolle Nutzung des Auskunftsdienstes gleich aus: »Aus pädagogischen Gründen ist es nicht möglich, Ausarbeitungen für Schul- und Studienzwecke durchzuführen.«

Was in Preis und Ausstattung teuer daherkommt, braucht eine entsprechend gediegene Legitimation. Bei Bertelsmann bemüht man Goethe. Das Zitat: »Mein geliebtes Deutsch...« hat man gewählt, schließlich behandelt dieses Lexikon nur die deutschsprachige Literatur. Bei Kindler bemüht man ebenfalls Goethe. Aber diesmal »Weltliteratur«, schließlich präsentiert

man »das größte Werklexikon der Weltliteratur«. Goethe ist in Deutschland noch immer für alles gut. Notfalls muß man den alten Herrn etwas liften, ihm zeitgemäß progressive Perspektiven verschaffen. Glücklicherweise gibt es einen Rhetorik-Professor, der alles hinkriegt (bzw. hinbiegt). In der Einleitung zum Kindler-Lexikon belehrt uns Walter Jens, Goethes Formel »Weltliteratur« werde im Kommunistischen Manifest »auf den politischen Begriff gebracht«. Haben wir den mit Novalis und Gorki, Lichtenberg und Keller gewürzten Instant-Essay ausgelöffelt, wird auf dem Grund sichtbar, was dieses Lexikon so unentbehrlich macht: »Was Goethe in Weimar antizipierte, ist, im Zeichen von Glasnost, allen Widerständen zum Trotz heute zu realisieren.« Derart stärkt ein deutscher Professor durch Herausgabe eines Lexikons Gorbatschow den Rücken, alle Achtung.

Schieben wir den Reklame-Rummel beiseite, betreiben wir ein bißchen Verbraucher-Beratung. Der neue Kindler ist ein überarbeiteter und neu sortierter alter Kindler.

Es gibt weiterhin Werkartikel, nur sind sie jetzt ins Autorenalphabet eingeordnet. Bisher mußte man, bei fremdsprachigen Büchern nicht ganz einfach, unter dem Originaltitel nachschlagen, so daß früher das Register der meistbenutzte Band war. Neu hinzugekommen sind vor allem Artikel über Dramen und das lyrische Werk eines Autors, eine längst überfällige Ergänzung.

Kindler ist stärker wissenschaftlich, Bertelsmann eher populär gehalten. Die opulenten Bildkapitel sollen das Lexikon auch zu einem Lesebuch machen. Autoren werden vorgestellt, einzelne Werke mit ein paar Zeilen charakterisiert, was nicht immer gelingen kann. Die bibliographischen Angaben sind uneinheitlich, Fehler gibt es auch. (Weil mir der Autor wichtig ist, hier eine Korrektur: Ulrich Bechers »Murmeljagd« ist kein autobiographischer Roman, auch erschien das Buch nicht zuerst Berlin 1977, sondern Reinbek 1969.) Nazis werden Nazis genannt; wer alte Lexika kennt, weiß diese Deutlichkeit zu schätzen. Nicht nur Dichter, sondern auch Kritiker, Kulturfunktionäre und andere Literaturbetriebsteilnehmer werden aufgenommen. »Als Schriftsteller ist B. eigentlich nicht in Erscheinung getreten. Wohl soll er viel geschrieben haben, doch hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen die Veröffentlichung seiner Schriften.« Ernst Behrisch hat es trotzdem ins Lexikon geschafft: Goethe hat ihm in Sachen »Werther« einmal einen Brief geschrieben. Herausgeber Killy definiert dann auch im Vorwort Autoren als »Urheber jeglicher Literatur«, es ist also Schlimmstes zu befürchten.

In der Tat, der erweiterte Literaturbegriff, er zeitigt in beiden Lexika Folgen. »Kein großer Name fehlt. Kein anerkanntes Meisterwerk ist ausgelassen.« Die kleinsten Namen fehlen auch nicht, selbst anerkannter Stuß wird lexikalisch erfaßt. Beide Unternehmungen bringen auch Trivialliteratur und Vermischtes aus Philosophie, Religion, Politik etc., kurz: »Das gesamte Spektrum des menschlichen Geistes ist dargestellt«, jubelt der Kindler-Prospekt und konkretisiert ungeniert: »die amerikanische Unabhängigkeitserklärung wie Hitlers 'Mein Kampf'«. Bei Bertelsmann gibt es prompt ein Stichwort Konrad Adenauer. Ach ja, die Rhöndorfer Teegespräche und die »Erinnerungen«, geschrieben in »allgemeinverständlicher, wenn auch glanzloser Sprache«. Und eben deshalb hätte man in einem Literaturlexikon getrost auf Adenauer verzichten können. Und hätten Sie in einem Literaturlexikon einen Artikel über Ludwig van Beethoven erwartet?

Von beiden Lexika liegen die ersten Bände vor. Man kann also von A bis Bla ein paar Artikel nebeneinander legen. Während Kindler von H.G. Adler den Roman »Panorama« vorstellt, wird dieses Buch bei Bertelsmann in einer Zeile abgetan, stattdessen »Die Wand« als das »literarische Hauptwerk« des Autors präsentiert. Überprüfen kann man die Behauptung nicht: Der Roman ist unveröffentlicht... Doch solche Parallel-Lektüre, ein direkter Lexikon-Vergleich ist selten möglich. Beide Lexika verfolgen unterschiedliche Ansätze, haben andere Gegenstandsbereiche. Während Bertelsmann uns über den plattdeutschen Lyriker Oswald Andrae informiert, erfahren wir bei Kindler etwas über den brasilianischen Dramatiker Oswald de Andrade. Äpfel und Birnen kann man nicht vergleichen, aber frisches Obst versprechen die lautstarken Marktschreier uns allemal. Bei unseren dünnblütigen Literaten genügen schon ein oder zwei Bücher, um lexikonwürdig zu sein. Leider liefert der Buchhandel noch immer ohne Haltbarkeitsdatum, ich habe da so meine Befürchtungen. Ob der literarische Ruhm von Jürg Amann, Thorsten Becker und Ulla Berkéwicz hält, zumindest solange, bis Bertelsmann bei Z angekommen ist? Aktuell sein, das will selbst das ach so seriöse Kindler-Lexikon. Und schnell wurden, offenbar eine redaktionelle Ergänzung, sieben Zeilen über Isabel Allendes Schmonzette »Eva Luna« eingefügt.

Die auftrumpfende Aktualitätssucht, die bändefüllende Aufnahme von belanglosen Autoren und Büchern, das sind die eigentlichen Schwachstellen der schwergewichtigen Werke. »Man hört viel, bevor einem die Ohren abfallen«, heißt es bei Pippi Langstrumpf. Man erfährt so mancherlei, wenn man in diesen Lexika blättert. Daß Heinz Ludwig Arnold in Bochum und Karlsruhe zur Schule ging, daß Adorno in Frankfurt auf dem Hauptfriedhof begraben liegt. So weiß man dank Bertelsmann endlich, daß der »lineare Realismus« auf Wolfgang Altendorf zurückgeht. Und der Mann hat auch einen Lyrikband veröffentlicht, erschienen 1957 in Krefeld. »Leichtbau« heißt das Buch, und so wird es wohl auch sein. Angesichts solcher Einträge nehme ich alles zurück und behaupte das Gegenteil: Manchmal erspart ein Lexikon doch die Lektüre.

Konkret 12/88, S. 68

Eberhard Hübner

Die Rache des Papiers

»Kontrolliert«, das neue Buch von Rainald Goetz, hat den Rezensenten F.C. Delius ganz schön geärgert. Könnte es sein, daß es trotzdem kein gutes Buch ist?

Schon immer ist Rainald Goetz einem für einen Literaten eigentlich berufsschädigenden Projekt nachgegangen: Er, ein Spezialist für Wörter, hat gegen die Wortkultur gewütet, von der er lebt, gegen das undurchdringliche Netz der Sprache aus Warum und Wenn, aus Zwar und Aber, in dem sich alle Entschiedenheiten zu verstricken scheinen und das jede Schärfe in der Relativierung durch Kontexte stumpf werden lassen kann. »Wortewolken eilen folglich, randlos, rastlos tastend durch die Welt. Kasperlhaft umschlenkern sie, was sie nicht fassen können, sondern in sich eingehüllt verbergen«, so lautet einer der Kernsätze (und das Buch besteht fast nur aus solchen) in seinem neuen Buch »Kontrolliert«. Dieses Mißverhältnis zwischen den Worten und ihrer Sache ist es aber gerade, was die Unerschöpflichkeit der Wortkultur bedingt: Sie muß ständig neue Worte produzieren, um die Sache endlich einzufangen, die sich dem dann wieder chamäleonhaft entzieht.

An dieser unendlichen Geschichte nimmt natürlich auch die Literatur von Goetz teil; nur: Er träumt von Offenbarungen, von lichten Stellen im Wortenebel. Weil Sprache immer Vermittlung ist, sucht er Unmittelbarkeit, eine Schlagkraft der Worte und Wahrheiten, die die Anfechtungen aus Konditionalsätzen und Konjunktiven einfach beiseitefegt und eigene, prägnante und vor allem eindeutige Realitäten aus dem Boden stampft.

Solche Sehnsüchte sind nicht neu, sie sind der Traum, den die Poesie vergeblich gegen die Diskurse setzt, und sie haben die Wortkultur schon immer begleitet. Heute aber sind sie vielleicht drängender denn je, weil im großen Sprach- und Sprechfraß der Kommunikationen alles ernst Gemeinte unterzugehen droht und fast jeder bedachte Satz durch die Permanenz des Meinens in die gleichschwebende Unaufmerksamkeit hinein verpufft.

Auf diese Situation reagiert Rainald Goetz, indem er die Lautstärke aufdreht. So nämlich ist das bekannte Klagenfurter Initiationsereignis zu verstehen, wo er sich 1983 vor versammelter Kritikerschar mit der Rasierklinge die Stirn aufritzte. Da ging es nicht nur um Publizität, sondern eher um Heftigkeit. »Meine Verzweiflung schreit«, so las er parallel zum echten Rasierklingenschnitt, »sie schreit: Dich gibt es gar nicht. Du kannst das schwere Deutsch nicht. Da erbrennt mein Kopf vor Schmerz. . . Ich schneide ein Loch in meinen Kopf, in die Stirne schneide ich das Loch...« Der Ausdruckswille ist hier so sehr auf nichts anderes als die eigene Intensität konzentriert, daß er sich nur noch im körperlichen Nachvollzug verspürt; den Schmerz kann allein die Exhibition des Schmerzes selber äußern, alles andere wäre Verrat an den Gleichmut des Papiers.

Deutlich wird in dieser Schmerzens-Aktion die Strenge einer Ausdrucks-Reinheit, für die eine passende Literatur sich vorzustellen schwerfällt. Bislang hat Goetz versucht, den Pulsschlag seiner Texte durch monomanische Haßausbrüche zu steigern, die Sätze sozusagen in geballte Fäuste zu verwandeln. Das zerschlägt zwar kurzfristig die literarischen Geläufigkeiten, doch muß sich die Gebärde der Wut ja irgendwann erschöpfen, will sie nicht in hektischem Gefuchtel oder leerer Zwanghaftigkeit enden, als Erregung ohne Gegenstand. Wie kriegt man da also auf Dauer die Seiten voll, ohne daß die Langstreckenwut wieder auf das Buchstabenformat zurückschrumpft, das sie doch gerade hinter sich lassen wollte?

Das neue Buch gibt keine zufriedenstellende Antwort. Vordergründig geht es um die RAF und den Terrorismus, was bei all den Raspes, Stammheimers und Klars, die bislang schon in Goetz' Texten herumstanden, ja nicht erstaunlich ist. Schon immer hat Goetz aus der Terror-Szene die Vokabeln zur Selbststilisierung geholt. Man erfährt etwa von der »Kontaktsperre« eines mal Ich, mal Raspe in einer Pariser Dachkammer, wo er – »das Hirn zerfoltert« – an einem Buch schreibt, damit so recht nicht zurande kommt, sich in seiner »Aktenzelle« eingesperrt fühlt und immer mal wieder in tagelanger »Bettfolter« vor sich hin grübelt. Vorher hat er einige Zeit auf dem unwirtlichen Pariser Campingplatz in »Zeltplatzhaft« verbringen müssen; spätestens hier wird deutlich, daß das metaphorische Herumgeschiebe der Begriffe die Verramschung ihres politischen Inhalts ist, der ja, wenn irgendwo, dann an ihrer Wörtlichkeit hängt. Für eine »kritische Haltung« zum Terrorismus (wie F.C. Delius das in seiner »Spiegel«-Rezension vorwurfsvoll gefordert hat) interessiert sich dieses Buch also sowieso nicht.

Statt dessen gehören die Kerker- und Folter-Bilder zu Goetz' Rhetorik der Überbietungen; sie verleihen den Hirnvorgängen des »in sich eingesperrten« Ich eine Evidenz der Qual, die sie ohne metaphorischen Vor-Verstärker oft nicht hätten. Es geht um die zermürbende Bewegung der Gedanken: »Grübeleien dieser Art, alles, jede Nichtigkeit kann jedes eben klar erkannte zu Hirnmorast und also nichts zernichten.« Solche Empfänglichkeit gegenüber dem gedanklichen Sog ins immer Unendlichere bewirkt »Lähmung«, »Krampf«, »Krankheit«, »absolute Gräßlichkeit«, ein inneres Chaos, das sich im Kreislauf von Denkzwang und -sperre, Universalphobie und gegenstandsloser Zerstörungswut selbst erschöpft, aber nicht zur Ruhe kommt. Denn »Raspe wollte endlich ein Leben, das stimmt«. Das ist ein entscheidender Satz im Buch; er verlangt eine Unterschiedenheit von Falsch und Richtig, der sich auszusetzen entweder in den Terrorismus oder, wie beim

Raspe-Ich, in die Depression treibt. Das Buch ist jedenfalls voll von Hinweisen auf die Unabweisbarkeit der Vorstellungen vom richtigen Leben: »Die Täter, die gehandelt haben, gleich wie falsch, sind eine Herausforderung für jenes Leben, das richtig leben will«, denn: Die Bewegung »ist nicht Abwägung von Möglichkeiten, die verworfen werden müssen, weil Vernunft es so gebietet, sondern sie ist schneller als Gedanke, direkt Tat. Die Bewegung des Anfangs ist rücksichtslos... Sie kennt sich und weiß um ihr Glück. Sie tut was sie will. Sie hat recht.« In solchen Sätzen, auf die RAF bezogen, liegt nicht die Rechtfertigung ihrer Taten, sondern ihre Romantisierung. Nur im Sprung aus allen Bedenklichkeiten heraus in die unreflektierte Tat hinein liegt die Erlösung: »Jetzt hat man alles Herrliche auf seiner Seite, Stärke, Zorn und Sinn.«

Solche Wort-Feier der reinen Tat hat man lang nicht mehr so lesen können; sie gehört zum Repertoire faschistoider Ideologien und ist geprägt von Bewunderung für die Macht, die den Sinn nicht sucht, sondern setzt. Dennoch ist Goetz von diesem Milieu weit entfernt, weil die Sehnsucht nach der Eindeutigkeit des Handelns hier nicht zum Lebensentwurf (und schon gar nicht zum politischen) wird, sondern als irrlichternder Traum-Punkt immer zurückgekoppelt bleibt an das unglückliche Bewußtsein des Erzähl-Ichs, des »Nichttatmenschen«. Die Visionen des Einfach-nur-Seins findet Goetz auch woanders, in Natur und Kunst – »Erst abends im Theater explodierte auf der Bühne wirklich augenblicklich jeder Augenblick im Jetzt« – und schließlich und immer wieder in der Rockmusik: »Denken ist in Wirklichkeit natürlich Schau der musikalischen Idee.«

Reine Tat, reines Jetzt, reine Schau: Für die Literatur sind solche Idealbildungen eigentlich nur interessant, wenn sich aus ihnen ästhetisches Kapital schlagen läßt, das heißt, wenn sie die Fluchtpunkte bilden für eine fiktive Realität, die durch sie ihre Tiefenschärfe, Differenziertheit und ihre Plausibilität gewinnt. Bei Goetz jedoch wird all dies durch die Massivität, mit der sich die Konstruktionen des Absoluten in seinem Buch breitmachen, niedergewalzt. Sie selber werden dabei eher am Rande entwickelt; indirekt und negativ aber beherrschen sie das ganze Buch. Goetzens Raspe ist immerzu vergeblich damit beschäftigt, sein Denken vom Druck der Ideale und ihrem vernichtenden Anspruch freizuschaufeln. Und auch dem Buch insgesamt gelingt es nicht, dem starren Blick auf die Ferne des richtigen Lebens eine konkrete literarische Wahrnehmung abzutrotzen. Verzweiflung und Haß sind bei Goetz nämlich nicht Instrumente zur Erkenntnis der Welt, sondern exklusiver Erkenntnisgegenstand, der einzige Inhalt dieser Welt selbst. Goetz ist ein Fanatiker der reinen Ideale: Er muß sie immer ganz nah, ganz unmittelbar spüren; und da das so nicht geht, schrumpft für ihn alles auf einen Punkt zusammen: auf die unerträgliche Abwesenheit des Richtigen, die er unentwegt in Haßtiraden gegen das Falsche beklagt. Haß ist hier Ausdruck einer extrem eifersüchtigen Liebe zum einzig Wahren. Er scheint deren Integrität desto mehr beweisen zu können, je unbarmherziger er gegen alles wütet, was ihr nicht entspricht; das heißt bei Goetz: gegen alles. Ein solcher Haß will nichts Bestimmtes angreifen; er erschöpft sich in seiner Selbstdarstellung. So zieht sich diese Literatur vorm Konkreten und Banalen zurück in die abstrakten und eigentlichen Sätze hinein: Peter Handke in Punk-Version. Wo der ins Sakrale entwichen ist, taucht Goetz noch in den Falten seiner Hirnrinde herum. Von dem, was dazwischen liegt, einer vielleicht trivialen, vielleicht schrecklichen, aber jedenfalls ausgedehnten und breitgefächerten Wirklichkeit, wollen beide aus Treue zum Höheren und Tieferen nichts wissen. An den Ablenkungen durch Dinge und Bilder oder gar Menschen vorbei wühlt sich der Text in die immergleichen hölzernen Abstraktheiten hinein, weil nur sie die Wahrheit direkt benennen können. Fortwährend wird das Grundsätzlichste und Allgemeinste und Schrecklichste beschworen. Jede Szene, jeder Erzählansatz verendet ruckzuck in den paar Zentralbegriffen des Buches, die deshalb ganz inhaltsdünn sind, weil ihnen der Stoff, an dem sie sich entfalten könnten, abgewürgt wird. Im Dauerbeschuß mit Intensitäten entwickelt sich die Langeweile einer Subjektivität, die nur mit diesen Intensitäten selber und sonst nichts ausgefüllt ist. Wer eine Seite Goetz gelesen hat, kennt sie dann irgendwie fast alle. (Fast! Es gibt, auch in diesem Buch, Überraschungen.)

In einem Artikel für die Musikzeitschrift »Spex« hat Goetz einmal einen seiner alles zusammenfassenden Sätze gschrieben: »All mein Sinnen: Ich nur ich/Mein ganzes Trachten: Arbeit/All mein Streben: Welt.« Wenn das ein Konzept ist: Die 280 neuen Goetz-Seiten übersteht es nicht. Das Ich stellt sich, auf Buchgröße gedehnt, als ebenso leer heraus wie die Welt: Form ohne Inhalt. Und die Arbeit, die zwischen beiden vermitteln soll, ist so ganz ohne Ziel, zwanghafte Betriebsamkeit. Der Kampf gegen die papierene Indifferenz des Geschriebenen, den Goetz führt, entpuppt sich als bloßes Kampfgeschrei, je mehr er schreibt. Auf der Menge der bedruckten Seiten versinkt der existentielle Aufwand in nichts als Worten. Das ist die Rache des Papiers.

Rainald Goetz: Kontrolliert. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 1988, 281 S., 28.- Mark

Konkret 12/88, S. 70

Erich Kuby

Jessas noch einmal!

Aufregung um den Christus-Film von Martin Scorsese: Der Herr aus Krakau ist besorgt, daß die Leute lieber die Story von einem jüdischen Albert Schweitzer hören als den Unfug mit der Jungfrauengeburt. Denn dann brauchten sie keine Kirche

Ob jener Christus, den wir aus dem Neuen Testament kennen, eine historische Figur gewesen ist, das ist mit absoluter Sicherheit von allen Bibelforschern und Religionsgeschichtlern nicht auszumachen gewesen. Was die Legende, was die frommen Urchristen der ersten, der zweiten, der dritten Generation hinzugetan haben, um einen jungen Juden zum Religionsstifter werden zu lassen, und warum gerade ihn, diesen hinter dem Bibel-Christus verschwundenen Menschen, dem brauchen wir jetzt nicht weiter nachzugehen, es genügt zu sagen, daß die vertrauenswürdigen Quellen nicht ausgereicht haben, um eine Biographie schreiben zu können, und ebenso wenig dafür, ein individualpsychologisches Portrait zu entwerfen. Der künstlich erzeugte Nebel um die reale Figur hat zugelassen, die Jungfrauengeburt zu einem zentralen Glaubensartikel der Christen zu machen, und Christus die Fähigkeit zuzuschreiben, Wunder zu vollbringen.

Mit einem Wort, von jenem, der »unsere Krankheit trug und auf sich lud unsere Schmerzen« (Jes. 53, 4 ff), von jenem, den die Gläubigen als Gottes Sohn anbeten, weiß die Bibel das Einmalige, das Außergewöhnliche zu berichten, aber vom Normalen, vom Üblichen eines Menschenlebens allenfalls den Ort seiner Geburt, die Örtlichkeiten seines Wirkens, und das Sterben am Kreuz. Es gibt hier einen Leerraum der Information über ein vermutlich etwa dreißig Jahre währendes Leben eines Mannes, der sich unzweifelhaft selbst als Religionsstifter gesehen hat, dementsprechend handelte, so daß auch der kritischste Ausforscher der realen Existenz dieses Mannes nie bezweifelt hat, daß dieser, für den das griechische Wort »Christus« (der Gesalbte) zum Namen wurde, kein bürgerliches Leben geführt hat. Einen verheirateten Christus, einen Familienvater Christus können wir uns eigentlich nach wie vor nicht vorstellen, aber wir können ihm jetzt nahezu eine Stunde lang zuschauen, im Kino.

Ich darf annehmen, daß KONKRET-Leser wissen, von welchem Film ich spreche, denn er hat ja genug Wirbel erzeugt, und zwar nicht nur in Presseberichten, keineswegs nur in unserem Lande, sondern überall dort, wo er bisher gezeigt worden ist, und die Kirchenfürsten bis hinauf zum Papst haben ihrer Empörung über dieses Machwerk Ausdruck gegeben. In Paris wurden Kinos, die den Film zeigten, demoliert, mancherorts darf er überhaupt nicht gezeigt werden. Ich sah die italienische Fassung an einem Wochentag in Venedig, die Vorstellung war schlecht besucht, das Publikum äußerte sich weder so noch so, es verhielt sich so neutral als hätte es eine Dallas-Folge gesehen. Ich war eine Stunde zu früh in die Vorstellung gegangen und habe sie zehn Minuten zu spät verlassen, aber das konnte ich vorher nicht wissen, daß ich einen Film sehen würde, den diejenigen, die ihn mit vollendeter Kunstlosigkeit gemacht haben, entweder nicht verstanden, oder, auch das ist möglich, von dem sie glaubten, sie dürften ihn überhaupt nicht zeigen, wenn sie sich darauf beschränkten, uns einen Christus als Familienvater zu präsentieren, und zwar so, daß dann vom biblischen Christus nur noch die tradierte Erscheinung, die Sanftheit, die Güte, kurz, ein ganz und gar sympathischer Mann übrig geblieben wäre.

In der ersten Stunde erzählt der Film die Bibelgeschichte, und zwar optisch derart konventionell samt Einzug auf einem Esel in Jerusalem, daß man glauben könnte, man sei in Oberammergau, obschon wir einen Christus erleben, der von Selbstzweifeln geplagt ist. Dennoch ist nicht zu verstehen, wie irgend jemand daran hat Anstoß nehmen können, der Papst inklusive. Dann sehen wir Christus am Kreuz, und da wird die Sache ärgerlich einfach deshalb, weil über den angenagelten Christus viel zu viel Tomatensauce geschüttet worden ist . Dann aber ist Oberammergau zu Ende, der Gekreuzigte ist gar nicht tot, er wird ein Mensch wie du und ich, nur schöner und edler, und wird der Ehemann jener Hure, die er zuvor, als er noch der christliche Christus gewesen ist, vor der Steinigung durch jüdische Fanatiker bewahrt hatte. Um diesen Zusammenhang herzustellen, mußten also doch ein paar Bibelszenen gespielt werden. Aber in dieser Ausführlichkeit? Nein! Da haben wir nun einen privaten Christus vor uns, den die Bibel nicht kennt. Aber zugleich gibt es ja bereits jenen, der am Kreuz gestorben und wieder auferstanden ist, es gibt die frühchristliche Gemeinde, so daß es also zu der über alle Maßen wirklich ingeniösen Szene kommen kann, in der Paulus den Gottessohn, von Frau und Kindern umgeben, aufstöbert und in hellem Entsetzen ausruft: Um Gotteswillen, das darf niemand wissen, andernfalls sind wir alle, die dich bereits anbeten, verloren.

Natürlich versteht man nun, daß es Priester und gläubige Katholiken gibt, die diesen Film so ernst nehmen, daß sie in Wutgeheul ausbrechen und mit dem Messer auf die Leinwand losgehen (die längst keine Leinwand mehr ist). Ihnen zum Trost hängt Christus am Schluß so blutüberströmt wie zuvor am Kreuz, und wir dürfen annehmen, daß er sich, kurz bevor er starb, vorgestellt hat: Ach, wäre ich doch ein braver Jude geblieben, gehorsam den jüdischen Gesetzen und der römischen Besatzungsmacht. So stellten sich deutsche Soldaten an der Ostfront im Winter bei minus 30 Grad vor: Ach wäre ich doch zu Hause, Mutter kocht gerade das Abendessen und nachher sehe ich Willi Forst im Kino. Den Mann, der noch nicht Christus hieß, verließ einen Augenblick lang der Opfermut: Mein Gott, warum hast du mich verlassen. Das ist eine Schwäche, die ihm nicht schadet, die uns den biblischen Christus erst recht nahe bringt. Aber die Kreuzigung

überleben – nein, nein, nein! Ich maße mir nicht an, sagen zu können, was sich dieser Filmemacher gedacht hat, als er daranging, das Opus zu schaffen. Was sich die Leute gedacht haben, die ihm das Geld dafür gegeben haben, kann ich mir eher vorstellen: Das gibt einen Heidenkrach, besser gesagt einen Christenkrach, glücklicherweise gibt es noch ein paar, die »Medien« werden einsteigen, und so weiter. (Ich bin gar nicht so sicher, daß ihre Rechnung aufgeht).

Aber was ist denn nun der eigentliche Grund für die ganze Aufregung? Verhöhnt der Film Christus? Nicht im allermindesten. Am Bild des Kinderfreundes, des Menschenfreundes, wird nicht gekratzt, dieser Familienvater namens Christus ist ein problematischer Albert Schweitzer, der doch vor ungefähr zwanzig Jahren das Idol der westdeutschen Jugend gewesen ist. (Das waren noch Zeiten!) Es hätte jedoch dieser Kinder- und Menschenfreund, so wichtig diese Seite des Mannes, den uns das Neue Testament vermittelt, für die christliche Ethik ist, keine Weltkirche entstehen lassen. Es darf deshalb keinen Christus geben, zu dem wir von Herzen Ja sagen in der zweiten Hälfte des Filmes bis kurz vor seinem allzu opportunistischen Schluß, der uns in die Heilige Schrift zurückführt. Wenn so ein Christus Schule machte, dann würde mit den diversen, um Christus herum errichteten Kirchen Schluß sein. Das weiß der Herr aus Krakau auch, und deshalb fliegt er in der Welt herum wie ein zweiter Genscher und sagt uns, wir dürften keinen Finger breit von der Kirchenlehre abweichen. Dieser Film weicht um 180 Grad von ihr ab, unbeschadet seiner opportunistischen Verpackung. Er provoziert die Erkenntnis – jedenfalls war das bei mir so – , daß mit Güte und Menschenliebe offenbar nichts auszurichten ist, nichts aufzurichten ist, und es dieser ganzen grauenhaften Horrorgeschichte der Kreuzigung und des Unfuges der Jungfrauengeburt bedurfte, damit das Abendland christlich wurde. Und so ist es ja dann auch geworden.

Konkret 12/88, S. 72

Dietrich Kuhlbrodt

Mach dir was daraus

Karl und Angela Pawek, vor Jahren mit dem Versuch gescheitert, eine intelligente Programmzeitschrift zu verlegen, haben eine Serie von »Revideos« produziert, auf denen je ein Jahrgang deutscher Geschichte (zwischen 1942 und 1952) in Bildern, Schlagern, zahlen, auch Witzen festgehalten ist. Geschichte und Geschichten, wie man sie nicht kennt

»Schau nicht hin, schau nicht her, mach Dir nichts daraus«: Marika Rökk beschwört mit ihrer klaren hohen süßen Stimme die Geister des Jahres 1944. – Paweks' Revideo läßt das Jahr wieder Revue passieren, aber jetzt schauen wir hin und her auf die Fotos, die die schmutzigen, versteinerten Gesichter von Sechzehnjährigen und Siebzigjährigen zeigen: Notsoldaten, dies eine mal noch glücklich aus dem Volkssturmeinsatz zurückgekommen, aber an ein glückliches Ende glaubt niemand mehr. – Ohne daß ein Kommentar eingreifen und uns belehren müßte, machen wir uns etwas daraus, nämlich eine Anschauung von der Collage dieser Zeitdokumente und einen historischen Begriff vom Alltag des Kriegsjahres.

In elf Videos, jedes etwa eine Stunde lang, revidieren Paweks die Jahre 1942 bis 1952, von unten gesehen, vom Subjekt aus. Zu sehen sind Fotos, viele Fotos aus einem Alltag, den die offizielle Geschichtsschreibung nicht zur Kenntnis nimmt. Paweks' Revideos verzichten auf Filmmaterial und Filmausschnitte und damit auf den gewohnten und beruhigenden Fluß der Chronologie. Stattdessen bringen die Fotos und Alltagsdokumente (Warenreklame, Zeitungswitze, Lebensmittelkarten) zusammen mit den Schlagern des Jahres Gleichzeitiges auf den Punkt. Das ist häufig frech, manchmal überpointiert, einigemale anfechtbar, aber immer sinnlich-anschaulich, erhellend-witzig und intensiv-nah. – Also schön, um denn alle objektiv gebotene Vorsicht fahren zu lassen, sag ich es mit Rücksicht auf Paweks' glänzend gelungene Revideos direkt und subjektiv: Jubel! Jubel darüber, daß diese Videos, von der Last des Offiziellen befreit, die Jahre 1942 bis 1952 unmittelbar zugänglich, erlebbar machen. Jubel darüber, daß die Erlebnisse der Revisitation nicht nur eine Revision des Geschichtsbildes möglich machen, sondern daß sie allen pädagogischen und wissenschaftlichen Nutzens ungeachtet spannend und, ja, unterhaltend sind. (Denn selbstredend würde der, der seinem Thema ernst und ergriffen sich nähert, den Fakten nicht nahekommen). Jubel schließlich darüber, daß in Paweks' Revideos die faktografische Ästhetik Dziga Vertows ihre aktuelle Rechtfertigung findet. – Aber genug der Jubel-Exposition, kommen wir zu den Fakten.

Fakten 1944. Das Video beginnt mit 2' 35" »Alltag: Es wird dunkel in Deutschland«: Ruinenstädte, Sammelwut, Mängelwitze, ländliche Idylle, Lebensmittelkarten, Tauschzentralen, Bombenangriffe, Wohnen in Luftschutzkellern, Bombengeschäfte, Brennstoffknappheit, Reklame, Radio, Denunzianten, Theaterbetrieb, Avant de mourir, Endzeitstimmung.

Der Inhalt der Fotografien: Düsseldorfs Kö in Trümmern, aber es herrscht Ordnung und Disziplin. Die Straße ist freigeräumt und gefegt. Auf den Straßenbahnschienen ist ein Notzug bereitgestellt. Auf den offenen Güterwagen stehen Bänke, und die Passagiere sitzen dort mit durchgebogenem Kreuz, würdevoll für den Fotografen posierend, als ob es sich schon immer so gehört hätte. Im Hintergrund, vor den Fensterhöhlen der Trümmerfassade, prangt ein blütenweißes, sorgfältig angebrachtes Spruchband zu Ehren Adolf Hitlers. In schwarzen Frakturlettern: »Wir begrüßen den 1. Arbeiter Düsseldorfs«. – Das läßt Paweks' Kommentatorstimme dann doch keine Ruhe. Aus dem off hören wir: »Sie haben nicht begriffen, daß er ihre Arbeit zerstört«. – Dazu ist zu sagen, daß wir schon begriffen haben, daß sie es nicht begriffen haben; und doch muß die Stimme ihren Satz sagen, weil er gesagt werden muß. Es ist eine Zuschauerstimme, persönlich gefärbt, Paweks' Revideos haben viele solcher Stimmen; niemals macht eine objektivsonore Moderatorenstimme aus dem off Vorschriften. Auf diese Weise werden die Fakten nicht, wie wir es aus vielen politischen Videos leider kennen, Beweis- und Belegmaterial. Paweks' Fotos werden dagegen zugänglich, und deswegen brauchen sie eine Replik und vielleicht Duplik.

Ein Tannenbaumfuß in Hakenkreuzform. Der dunkelste Tag des Jahres. Schlangestehen vorm Bunker, das Tageslicht ist gefährlich. »Es ist dunkel in Deutschland. Umso heller leuchten die Illusionen«, registriert die persönliche off-Stimme. »Drum kauf dir einen bunten Luftballon«, dupliziert der Schlager des Jahres 1944. Weshalb das Revideo von 1988 mit einer makabren Folge von Ruinenfotos antwortet. Eine Kommunikation, in der Fotos und Musik zum Sprechen gebracht werden. Und diese sagen etwas, immer noch und unüberhörbar, was nicht Sorge der diversen Faschismustheorien ist: So dunkel es auch theoretisch und faktisch im Jahr 1944 ist, so hell strahlen die Augen derer, die dogmatisch gesehen Opfer sind. Lachend tragen Pimpfe Löscheimer das Treppenhaus hoch. »Auch wenn es sich um Propagandafotos handelt, die Begeisterung in diesen Gesichtern ist echt«, kommentiert jemand, der im Zweifel Familienmitglied der Paweks ist. »Man kann den Faschismus nicht begreifen als Diktatur, es sei denn als Diktatur der Mehrheit über die Minderheit«. ?. »Es genügt auch nicht, im Faschismus die brutalste Herrschaftsform des Kapitals zu erkennen, denn (dies) erklärt noch nicht die Zustimmung der Beherrschten«. ??. »Fotos wie Erinnerung belegen: Der Faschismus gab dem Leben der Menschen, die an ihn glaubten, einen Sinn«. ???. *»Daß* dieser Sinn falsch war, lehrte die sich abzeichnende Niederlage, *warum* er falsch war, sollten viele nicht verstehen«. Ende des Bandes 1944.

Zu diesen Sätzen wäre viel zu sagen und einzuwenden. Ein Gespräch wäre fällig, und genau das wird mit diesen Sätzen eröffnet und gewünscht. Die Revue der Menschenbilder in diesen Videos schafft die Voraussetzung für eine Revision des Bildes, das wir uns von der Geschichte und den Geschichten der Jahre 1942 bis 1952 gemacht haben. Also los denn, die Bilder wollen etwas sagen, vielleicht etwas anderes; sie drängen danach, wahrgenommen zu werden. Wer sich vor ihrem Appell nicht gleich in die sichere Alpenfestung seiner Theorien und Dogmen zurückzieht, könnte sich in der Tat von diesen Geschichts-Stunden emotional berühren lassen und die Geschichte seiner Eltern und Großeltern von unten aus erfahren. Und auf die Gegenwart beziehen.

Eine saubere Analyse nach politökonomischen Kategorien würde es allzu leicht machen, sich von Eltern, Großeltern, nämlich den Gleichaltrigen jener Jahre zu distanzieren und nicht mehr wahrzunehmen, wie unauffällig, kontinuierlich und alltäglich der Faschismus vor und nach den Jahren Trizonesiens funktionierte. Ästhetisch setzen Paweks' Revideos auf eine fotografisch-musikalische Collage von privatem Alltag und öffentlichem Ereignis, in der immer wieder Momente gefunden und angehalten werden, in denen Gleichzeitiges sich überlagert, widerspricht, verstärkt. Das gibt die Möglichkeit zur eigenen Stellungnahme. Faktografische Dokumentation und parteiliche Absicht können, wenns gelingt, ins Spiel kommen und sich vermitteln.

Paweks' Geschichtsstunden folgen damit dem Konzept Dziga Vertows, das dieser in der Sowjetunion der zwanziger Jahre der Filmästhetik Eisensteins, dem historischen Agitationsdrama, entgegensetzte. Die auf Vermittlung bedachte Ästhetik Vertows (und der Gruppe Kinoki) ging davon aus, daß gesellschaftliche Verhältnisse sich nicht in einem Konterfei wiedergeben ließen. Über Brecht und Benjamin läßt sich das Vermittlungsspiel der Vertow-Gruppe bis zu den aktuellen Medientheorien der Filmwerkstatt Freiburg verfolgen. Auch Paweks' Revideos agieren unter dem Level, der die offizielle Geschichtsschreibung markiert, und kommen von unten her, vom Alltag den verschiedenen Erscheinungsformen des Faschismus auf die Spur.

Ein medientheoretisch genialer wie fürs Weihnachtsgeschäft einträglicher Einfall war es, Revideos auch als persönliche Auftragsproduktionen und damit sammlertaugliche Unikate anzubieten. Man kann sich zum Beispiel aus jedem der elf Jahrgänge Kapitel auswählen (Politik, Film, Kunst, Alltag) und zusammenstellen lassen. Man kann sich aber auch exklusiv und in Einzelanfertigung in einen Jahrgang ein individuelles Kapitel einarbeiten lassen. Die privaten Fotos, Zeichnungen und Erinnerungsstücke werden sich mit Leichtigkeit ästhetisch aufbereiten lassen, weil Paweks' Revideos eh aus Fotos, Zeichnungen und Erinnerungsstücken bestehen. Ein solches Unikat würde auf ideale Weise Vertows Forderung erfüllen, die Produktion eines Films sichtbar zu machen, wenn gesellschaftliche und historische Sachverhalte die individuellen Wahrnehmungsschemata sprengen sollen. Der Konsument als (Co-) Produzent verfällt dann nicht mehr dem blinden Glauben an die Bild-Botschaft, und das Risiko der identifikatorischen individualistischen Rezeption ist deutlich vermindert.

Weiterer Vorteil der Vertriebsstrategie: Die Paweks kommunizieren unmittelbar mit dem Konsumenten/Zuschauer, da sie der kollektiven Mittelbarkeit, des Kinos, entraten. Die große Dauer-Sorge, wie die Kollektivrezeption im Lichtspieltheater so gestaltet werden könne, daß sie kritisch werde, – diese Sorge ist gegenstandslos geworden. Sorgen muß sich der Interessent des Revideos lediglich um die technische Ausstattung. Hat er einen Videorecorder? Weiß er, wer einen hat?

Daß Paweks Fotografien zur Grundlage der Revideos gemacht haben, erleichtert nicht nur den Unikatsvertrieb und den Zugang zum Zuschauer samt dessen persönlichen Erinnerungsmaterialien. Die vielen Fotos und ihre Montage zeigen sich überraschenderweise als hervorragend geeignet, den glatten Diskurs, die geübte Argumentation und die bekannte Chronologie zu stören und Aufmerksamkeit zu erzwingen. Anders gesagt: Die Fotos, die man im Gegensatz zu den xfach verwerteten historischen Filmaufnahmen zwar so gut wie gar nicht gesehen hat, wirken in den Stundenvideos so intensiv, daß sie frei werden für neue, von jedem selbst herstellbare Zusammenhänge (die Kommentator-Personen inbegriffen). Die Intensitäten bauen Spannungsfelder auf zwischen Expression und Reflexion, zwischen Privatem und Öffentlichem, zwischen subjektiver Empfindung und kritischer Objektivität.

Im Revideo des Jahrgangs 1949 – die neuen und alten Politiker drängen den Alltag zurück – erklärt der SPD-Vorsitzende Schumacher am 19. April: »Man kann nicht ein Grundgesetz auf Kommando der Besatzungsmächte schaffen«. Max Reimann, der der damals noch legalen KPD vorsaß, prophezeite: »Es wird jedoch der Tag kommen, da wir das Grundgesetz gegen die verteidigen, die es angenommen haben«, und die Jecken jubeln: »Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien«. Auf der Anzeigenseite wird für »Hamburger Bier« geworben: »Jetzt endlich wieder in Friedensqualität«. Franz Joseph Strauß bekennt: »Wer noch einmal ein Gewehr in die Hand nehmen will, dem soll die Hand abfallen« (!). Augstein analysiert: »Die neue deutsche Armee wurde nicht gegründet, um den Bonner Staat zu schützen, sondern der neue Staat wurde gegründet, um eine Armee gegen die Sowjets ins Feld zu stellen«. Ein Wahlplakat variiert die Mongolen- und Untermenschen-Fratze von 1943 mit dem Spruch: »Die Rettung: CDU und FDP«. Eine neckische Badenixe mit Strohhut posiert am Fernsehrohr: »Blick in die Russische Zone 0.20 Pf.«. Hitler rangiert in einer »Spiegel«-Umfrage nach den größten Politikern der Vergangenheit auf Platz 4, und alle alle singen mit: »Wir tanzen wieder Polka wie früher Tante Olga/Man bläst jetzt wieder Flöte statt auf der Jazztrompete« (Bully Buhlan). Die Filmwirtschaft gründet die Freiwillige

Selbstkontrolle (FSK). In Berlin knüppelt die Polizei vor einem Kino wegen antisemitischer Exzesse, die merkwürdigerweise nicht ein Deutscher, sondern Alec Guiness begehen soll: als Darsteller im »Oliver Twist«-Film (»Eine Reaktion des überzogenen deutschen Nachkriegs-Philosemitismus«, flicht die vertrauliche Revideo-Stimme ein), und in der Zeitung wirbt das »A-O-BE-Verfahren für schön anliegende Ohren«.

Viele Bilder, sperrige, hakige. Keine Bilderflut, die ihre Inhalte selbst davonträgt. Sondern Inseln, Alltagsschutt, Ideentrümmer, die dabei sind, ihren Inhalt zu finden: Fakten, zu unrecht vergessen; frohe und peinliche Begegnungen; immer wieder die Frage, wo man selbst, wo die Eltern darin ihren Platz gehabt haben; eine unheimliche Nähe, so fern das Jahr ist. Das Jahr lebt wieder. Befremdlicher als erinnert und als gedacht. Es wird in diesen Revideos zum erstenmal gegenwärtig.

* alles Paweks' Videos, Schlüterstr. 58, 2000 Hamburg 13, 040-45 45 11. Preis pro Jahrgang 39 Mark

Konkret 12/88, S. 76

Gerd Fuchs

Warum schwelgt der Mensch so viel?

Vor zwanzig Jahren hat Alexander Askoldov den Film »Die Kommissarin« gedreht, erst jetzt wird er gezeigt. Erf ragt: Für wen wird die Revolution gemacht?

Elender hat mir die Internationale noch nie geklungen als am Ende dieses Films. Nicht Triumph- und Erlösungs-, sondern Trauermusik zum keineswegs letzten Gefecht. Alexander Askoldov rührt an den Gründungsmythos der Sowjetunion: die Verteidigung des Oktober gegen den weißen konterrevolutionären Terror in den zwanziger Jahren, die große Probe auf Standhaftigkeit und Opfermut, das nationale Identität stiftende Kollektiverlebnis, die Saga von Heldentum und Heroismus.

Unheroisch beginnt es. Ein zerlumpter müder Haufe Rotarmisten schleppt sich schweigend in eine kleine Stadt im Süden. Die Kommissarin, noch eine graue Gestalt, kaum unterschieden von den andern, doch dann jäh und mit wenigen Griffen in den Mittelpunkt gerückt, kommandiert sich ein Dampfbad zurecht und – damit gar nicht erst Zweifel aufkommen – verurteilt einen Deserteur zum Tode.

Eine breite, bäuerliche Frau, blond, weizenblond, schön natürlich, mit einem großflächigen Gesicht, das die Kamera hemmungslos und mit Absicht so traktiert, wie die Maler der Stalinzeit ihre Traktoristinnen. Ein makelloses Gesicht, fast möchte man sagen Haupt, mit jenem Blick, der in die Tiefe der Geschichte zu dringen scheint, mit unerbittlicher Klarheit die großen Entwicklungslinien ausmachend, die reine Stirn ehern im Sturm der Ereignisse, wie umrauscht von dem bewußten Mantel, eine Revolutionsmadonna, kurz, die Fleisch gewordene Allegorie auf den Marxismus-Leninismus.

Mit den großen Problemen hat sie keine Schwierigkeiten, eher schon mit den kleinen- vor allem mit einem, einem lästigen, unangenehmen, ärgerlichen, der Urheber davon ist längst gefallen, sie hat es auch schon zu beseitigen versucht und drei Flaschen Jod getrunken, es hat sich aber mit erbitternder Hartnäckigkeit gehalten: Sie ist schwanger.

Nun fällt sie für die Revolution eine zeitlang aus. Sie ist zerknirscht, vor allem aber ist es ihr peinlich. Eine Revolutionärin verirrt sich nicht in solche Niederungen, und wenn sie schon ein Glas Wasser trinkt, dann bekommt sie kein Bauchweh davon. Die Idee hat sich befleckt. Es hilft aber nichts, ein kleiner, bitterarmer jüdischer Kesselflicker muß das Zimmer, in dem er mit Frau, fünf Kindern und Großmutter schläft, räumen, damit sie niederkommen kann, was »Madame«, wie er sie meistens nennt, auch mürrisch und als ihr offenbar zustehend annimmt.

Die Weichen für eine Komödie wären gestellt, und es wird auch streckenweise eine. Jefims Frau erkennt bald, was mit Madame los ist. Flüsternd fragt sie nach gewissen Anzeichen, die Heldin flüstert zurück: Dann wird es also höchste Zeit, Wasser aufzusetzen. Die kundige, tüchtige Gebärerin setzt sie ins Bild über das, was ihr bevorsteht, holt sie aus ihrer Uniform und schneidert ihr zusammen mit ihrem Mann ein bequemes Kleid.

Wie Madame auf die Nachrichten aus der fernen, bizarren Welt der Kinderaufzucht reagiert, wie sie, die Kampfmaschine, jetzt beheftet mit Schnittmustern aus Zeitungspapier, dasteht und an sich herunterblickt, wie sie von ihrem Denkmalssockel heruntergeholt wird, wie sie trotzdem ihren Ernst und ihre Würde zu bewahren versucht, wie aber unfreiwillig winzige Zeichen von Verblüffung, Ekel, Staunen und Befremden die stoische Maske durchbrechen, wie das kleine, prüde Mädchen aus dieser wuchtigen Frau herauskommt, das ist eine große darstellerische Leistung von Nonna Mordjukova, das ist von unglaublicher, leiser, unendlich humaner Komik.

Bleibt es aber nicht. Denn diese Frau, das ist, wenn nicht die Revolution persönlich, so doch die Vertreterin der Revolutionäre, eine einzige für all jene, die Geschichte machen, Befreiungsgeschichte, und so schlägt, da die Fallhöhe allzu groß ist, die Komödie unmerklich um ins Gegenteil. Denn wie fremd muß man sich selbst im revolutionären Kampf werden, um so befremdet an sich herunterblicken zu können. Wie weit hat man sich, für die Menschheit kämpfend, von den Menschen entfernt, wenn kämpfen und töten selbstverständlich, gebären aber exotisch wird. Was ist das für eine Revolution, wenn diese Revolutionärin der Natur so entfremdet ist, daß sie noch nicht einmal mehr ihre eigene als Frau wahrzunehmen vermag.

War es, Situation und Umstände gegeben, ein genialer Einfall, eine Kommissarin dieses Zuschnitts schwanger werden zu lassen (Askoldov drehte nach Motiven einer Erzählung von Wassili Grossmann), so ist es ein zweiter, sie bei dieser jüdischen Familie einzuquartieren. Humanität, Mitgefühl, Takt, Humor, Witz – das sind Wörter. Man muß Jefim (Rolan Bykov, er drehte später selber Filme) am Morgen nach einer qualvollen Nacht im Flur vor der Tür des Zimmers in dem die Kommissarin schläft, vors Haus treten und – arm, hungrig, elend – den Morgen begrüßen sehen. Man muß sehen wie er den Tag, das Licht, das Leben begrüßt um zu ahnen, welches Glück Madame hatte, an solche Leute zu geraten. Denn sie helfen ihr nicht nur, ihren Sohn zu gebären, sondern auch sich selbst. Der Sohn kommt aus dem Leib einer Frau, die aber aus dem Himmel der Ideen zur Welt.

Das entgeht der exotischen, skurrilen, gutgemeinten, die Armut überglänzenden Idylle nur deshalb, weil Kladija Wawilowas Gastgeber ärmer als alle Armen, ohnmächtiger als alle Ohnmächtigen, bedrohter als alle Bedrohten, weil sie die wirklichen Verdammten dieser Erde und das auch in der revolutionären Sowjetunion, weil sie Juden sind.

Askoldov rührt hier an ein zweites Tabu der sowjetischen Gesellschaft: ihr Verhältnis zu den Juden. Er rührt an die Pogrome in den zwanziger Jahren, an die Deportation von Juden in das heute noch bestehende Autonome Gebiet Birobidschan (Hitler plante, sie auf Madagaskar zu konzentrieren), an die Hysterie um die angebliche Verschwörung jüdischer Ärzte gegen Stalin 1950/51 (damals stellten die Hamburger KPD und VVN ihre jüdischen Mitglieder vor die Wahl: Austritt aus der jüdischen Gemeinde oder Ausschluß), an den offenbar immer noch bestehenden Antisemitismus in der sowjetischen Gesellschaft überhaupt. Warum schweigt der Mensch so viel, schreit Jefim einmal.

Als die Rotarmisten vor der anrückenden weißen Übermacht sich zurückziehen, sagt er: Das ist die beste Situation für den Menschen. Die eine Macht ist abgezogen, und die andere ist noch nicht da. Und er weiß, welche Macht auch siegen wird, sie wird Schuldige brauchen, und wieder einmal werden es wie in all den Jahrhunderten die Juden sein.

In einer schrecklichen Vision sieht er mit Davidsternen Gebranntmarkte in ein Konzentrationslager ziehen, und auch das Grausigste bleibt ihm nicht erspart, daß drei seiner Kinder an ihrer ältesten Schwester einen Pogrom nicht nur simulieren, sondern auf sadistische Weise derart exekutieren, daß sie mit knapper Not dem Tod entkommt. Das Gift ist in allen.

Als sie sich vor der Artillerie der Weißen in den Keller flüchten, bricht unter den Kindern Panik aus. Da beginnt Jefim zu singen und zu tanzen. Als die Weißen das letzte Mal in der Stadt waren, hatten sie seinem Bruder mit einer Schneiderschere zuerst den Bart und dann den Kopf abgeschnitten. Er weiß, daß er diesmal selber dran ist. Aber er beginnt, ein altes chassidisches Lied zu singen, er beginnt zu tanzen. Die ganze Familie beginnt zu tanzen. Sie bannen die Panik, und sie versuchen, die Furcht zu bannen. Was bleibt den Ohnmächtigen anderes als zu singen und zu tanzen. Doch die in dem Lied abgelagerte uralte Erfahrung beginnt auszukeilen. Sie fährt ihnen in die Beine, in die Hände, in den Leib, und was sie tanzen, wird ein Freudentanz, ein Tanz der Freude, lebendig zu sein. Man kann die Szene nicht beschreiben. Könnte man es, Askoldov hätte sie nicht zu drehen brauchen.

»Die Internationale« war Jefims Hoffnung, daß es einmal auch für ihn anders würde. Dann würde eine Straßenbahn durch die Stadt fahren, und auch er würde mit ihr fahren dürfen, und aus der Straßenbahn heraus würde er rufen: Töpfe, Pfannen zu löten. Töpfe, Pfannen zu löten. Am Schluß weiß er, daß in dieser Stadt nie eine Straßenbahn fahren wird. Die Internationale, sagt die Kommissarin am Ende, das sind Helden, Läuse und Dreck. Aber wenn nicht für einen wie Jefim, für wen wird dann die Revolution gemacht? Wenn noch nicht einmal das dabei herauskommt, daß das noch unter der Ausbeutung Stehende, das noch Barbarischere, wenn nicht Rassismus abzuschaffen ist? Sie weiß es nicht mehr, die Großrussin, wie Jefim sie einmal nennt, die Vertreterin des eigentlichen Staatsvolks der UdSSR.

Sie läßt ihr Kind, das jetzt wirklich ihr Kind geworden ist, bei Jefim und seiner Frau zurück und geht in den Kampf. Vorher hatte es eine atemberaubende Bildsequenz gegeben: Gestaffelt wie Kornschnitter rücken Rotarmisten Sensen schwingend heran – über eine Sanddüne. Die Sensen pfeifen. Auf 20 Millionen schätzt man mittlerweile die Opfer des stalinistischen Terrors.

Die Vision von den Schnittern ist die Kladijas. Trotzdem geht sie in den Kampf. Sie greifen über einen halbverschneiten Acker an. Sie sind viele. Die Internationale setzt ein, andante, largo, brüchig. Die letzte Einstellung ist die von den Maschinengewehrstellungen der Weißen aus. Eine kleine Gruppe ist übrig, darunter Kladija und einer, der die Fahne tragt. Grauer Himmel, es dämmert.

Im Juli 1987, auf einer filmpolitischen Veranstaltung während des Moskauer Filmfestivals, meldete sich ein fünfzigjähriger Mann und fragte nach dem Film, den er zwanzig Jahre zuvor gedreht hatte. Damals, in der Chruschtschow-Ära, war er ein junger Mann, der über Tschechow und Gorki gearbeitet, der 1957 eine Dissertation über Michail Bulgakow (»Der Meister und Margarita«), der Essays geschrieben hatte, der Chefredakteur bei GOSKINO, der ein vielversprechender Intellektueller in Moskau gewesen war und der diesen Film gedreht hatte, jedenfalls den größten Teil. Sein Vater war Kommissar bei der Roten Armee gewesen, 1937 wurde er erschossen. Im selben Jahr kam seine Mutter ins Gefängnis und ging später als Ärztin an die Front.

Als er 1967 zeigte, was er da gemacht hatte, war Chruschtschow gestürzt, hatte die Wende eingesetzt, mußte er sofort aufhören. Er durfte ein Filmstudio noch nicht einmal mehr betreten. 1987 aber, als er fragte, sah man in den Archiven nach, er durfte seinen Film überarbeiten und zu Ende drehen, und 1987 wurde er im Dom-Kino, dem Haus des Film-Verbands zum erstenmal gezeigt. Jetzt reist er damit herum und sammelt Preise ein (auf der Berlinale erhielt er den Silbernen Bären). Er ist jetzt einundfünfzig, und als man ihn fragte, was er die letzten zwanzig Jahre gemacht habe, sagte er: Ich weiß es nicht.

Konkret 12/88, S. 78

F. W. Bernstein

»Gruppe 47« - Retrospektive

Oberflächliche Impressionen

Schon wieder 20 Jahre vorbei. »Literatur von gestern« heißt das heut – das geht wie's Katzenmachen: schon ist der ganze Plunder zur Ehre der Vitrinen gekommen. Der Rest vom Schützenfest: eingemacht in große Glasschachteln. Haltbar bis mindestens 7. Dezember. So lange findet in der »Akademie der Künste« im Tiergarten in Berlin die Ausstellung »Dichter und Richter« statt. Untertitel: »Die Gruppe 47 und die deutsche Nachkriegsliteratur«. Reimwort »Richter«: schwerer Doppelsinn. Hieße der Herbergsvater der Gruppe und Pate unserer Nachkriegsliteratur Anselm Kristlein oder meinetwegen Holzpuke, wär er für den Titel nicht so geeignet, aber immer noch als Romanfigur brauchbar gewesen.

An einem nebligen Spätherbstsonntag um die Mittagszeit besuchte ich die Ausstellung. Vormittags hat Grass dort vorgelesen. Einige Zuhörerinnen sitzen noch an der Kaffeebar. In der Ausstellung fast nur junge Leute, so alt wie die Gruppe wurde, geboren um die Zeit, als die Gruppe sich auflöste.

Ach und ich wär so gern ein Veteran gewesen am Sonntag, einer der dabei war, sagen wir schon anno 52; die Postkarte – ja genau so eine wie die da! – hätt ich ganz zufällig in der Brieftasche dabei, hier, lesen Sie: »...die Fahrt ist kostenlos. Unterbringungs- und Verpflegungsspesen muß jeder Teilnehmer selber tragen... Diese Karte gilt als Einladung. Das Mitbringen von Gästen ist nicht erwünscht.« Mißgünstige Einwände hätt ich kopfwackelnd abwedeln können: Ja mein Lieber, so war das halt damals, als wir die deutsche Nachkriegsliteratur erfinden mußten, ganz kleinkariert haben wir angefangen. Und wehmütig wär ich weiter durch die Ausstellung getapert wie durchs Familienalbum. Ach ja.

In schwarzfarbenen Vitrinen sind die Dokumente aufgebahrt; Schwarten, Karten und Briefe und ab und zu ein Bildchen. Aus den ersten Jahren die vergilbten Papiere, mit dem Füller geschrieben, manchmal auch Durchschläge auf dem dünnen Durchschlagpapier: »Werter Hans Werner Richter, ein Bekannter von mir, ein reicher Mann, der unsere Sprache sehr schätzt und die Gruppe 47 fördern möchte, ist bereit, für eine Reihe von Jahren je tausend Mark für einen 'Preis der Gruppe 47' auszugeben...« Wichtigkeit! Tausend Mark! Aber wo Du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten: Hans Werner Richter 1959 an einen Herrn Bischoff:

»Sehr geehrter Herr Bischoff, ich danke Ihnen im Namen der Gruppe 47 sehr herzlich für die aus dem Kulturfond überwiesenen tausend Mark und für ihr liebenswürdiges Telegramm...« Mit welch lächerlich geringem Etat der führende Literaturbetrieb ausgekommen ist, das sollte einer vom Rechnungshof überprüfen.

Wo waren wir stehengeblieben? Vor Vitrine 7: Chlodwig Poths Wimmelbild aus »pardon« 1963: »Die Schlacht um die deutsche Literatur. Kampfgruppe Richter verteidigt die Höhe 47.« Ich weiß noch wie heut! Chlodwigs ausfabulierte Militärmetapher war mir eine willkommen komische Verschärfung; den Schaum, der in den frühen 60er Jahren in den Feuilletons geschlagen wurde, ich hab ihn weggelesen wie Sportberichterstattung. Und wars nicht so? »...der literarische Erfolg dieser Tagung lag bei Ingeborg Bachmann, Walter Höllerer, Magnus Enzensberger, Milo Dor, Klaus Roehler und Wolfgang Bächler, der als Lyriker ein bemerkenswertes 'come back' feiern konnte und sich neben Günter Grass behaupten konnte.« So Hans Werner Richter selber; Brief aus dem Jahr 1959. Da mocht einem schon aus dem Blick geraten, was eigentlich Sache war: Literatur, Buch, Poesie. Aber wars das?

Was will die Ausstellung mir zeigen? Papier. Papier. Papier. Bücher, all die »schmalen Bändchen«, die Erstausgaben in ihren albernen Schutzumschlägen. Neuere, nicht so rare Bände liegen zum Blättern und Schmökern aus. Aber Bücher und Zeitschriften nur als Produkte des Betriebs. Dessen Funktionieren soll gezeigt werden, wobei nur anschaulich wird, was auf Papier seine Spuren hinterließ. All die Telephonate und konspirativen Treffs – nix da.

Auch – ach ich vermiß es: kleine Reliquien. So gern hätt ich Zeichen und Gegenstände eines Literaturkultes gesehen, ein Lorbeerkränzchen, ein Knüppelchen, eine Sanduhr, wenn die Zeit abgelaufen ist für den Kandidaten, der vorliest – nix da. keine Altardecke, kein Pokal, keine Glocke des Präsidenten. Kein einziges Ding. Literaturausstellung. Ein Unding.

»Das ist meine Mütze« – so tritt mir Günter Eichs Gedicht »Inventur« am Eingang der Schau gegenüber: auf mannshoher Tafel aufgezogen – ein glücklicher Griff der Ausstellungsdesigner: die Schrift vergegenständlicht.

Warum so wenig Bilder? »Gruppe 47« – es gibt kein einziges Gruppenfoto! Ich fass' es nicht! Ein charmantes Armutszeugnis: die Privatphotos aus den Anfangsjahren. Schnappschüsse, schwarz-weiß, 6 x 9, manche mit Büttenrand, auf chamoix Hochglanz bitte. Szenen aus den Tagungspausen, ein paar Schritte im Freien vor dem Essen, ein kleiner Spaziergang: v.l.n.r.: Herr Jens, Herr Enzensberger, Frau Bachmann. Da: tatsächlich zwei Seiten Photoalbum, auf dunkelgrauem Pappgrund 3 Bildchen komponiert, mit weißem Stift die Unterzeile: »hier wohnten und tagten wir...« O Welt der Literatur!

Nachtrag zum Bildermangel: in späteren Jahren, als die großkopfeten Herren Verleger ihre Aufwartung machten, leisteten die Pressephotographen ganze Arbeit. Und dann zauberten auch die Photographinnen ihre wunderschönen Dichterporträts, geistgeprägte Köpfe in sattem hell-dunkel, umwölkt vom Rauch des Zigarettchens, Sinnbilder von Kunst und Geist – o schwere Not!

Ein paar treffliche Karikaturen des treffsicheren Meyer-Brockmann – sonst: eine bildarme Schau. Oder eine bilderfeindliche Bande, unsere Dichter? Sie malen und zeichnen doch alle selber zum Gotterbarmen.

Keine Schauseite zeigt diese Nachkriegsliteraturgruppe. Keine Fassade, auch kein Blendwerk. Ihre Innenseite, die hier herauspräpariert wird, ist sauber in mehrere Blöcke aufgegliedert, nach Epochen. Aber kein Glanz ruht auch hier auf den raschelnden Dokumenten all der vielen Instanzen, Institutionen, Personen und Organisationen des Marktes, der Medien, des Betriebs. Kein Leuchten aus Innen, die Aura muß der Veteran selber dazutun. Was fangen die jungen Leute nur mit all den staubtrockenen Papieren an? Viele lauschen am Kopfhörer – Originalton aus den Gruppensitzungen, Marcel Reich-Ranicki redet und redet und redet über Günter Grass. Durchs Ohr kommt mehr als über die Äugelein.

Die Schau zeigt, wie sichs gehört, Äußerlichkeiten. Die deutsche Innerlichkeit hatte in all dem Getue und Gemache, das hier dokumentiert wird, wenig verloren. Rundherum an den Wänden – ein weiterer guter Griff der Designer dieser Schau – ein Bilderfries, eine ununterbrochene Reihe quadratmetergroßer Schwarz-weiß-Photos; Ikonen aus den Jahren 47 bis 67; wortlose Bilder, die zum kollektiven Bilderschatz gehören, zu unserer neuen Innenausstattung: von Weltkrieg-II-Trümmern bis zu Vietnam-Greueln. Vor diesen Kulissen der Geschichte spielt in den Vitrinen unser Literaturtheater, diesen »äußerlichen Umständen« konnte es sich nicht entziehen. Auch nicht in Marktheide und in Niendorf, in Großholzleute nicht und nicht in der Heimvolkshochschule Göhrde, weder in Altenbeuren, noch in Bad Dürkheim, in Ulm, um Ulm und um Ulm herum nicht und nie und nimmer auf Schloß Berlepsch und Schloß Elmau: Tagungsorte unserer glanzlosen Gruppe. Ohne Zeremonien und nur mit kargen Schul-Ritualen, Zeugnissingen, Notenkonferenz – so ging es in Schnützelputz Häusel hinter den Sieben Bergen, es war sicher kaum zum Aushalten. Aber es war auch, was da in Gang kam, die politische Diskussion, bevor es die politische Diskussion der 60er und 70er Jahre gab, es war – ich übernehme die Einschätzung von Michael Rutschky – die als Literaturgespräch kostümierte, »protopolitische« Diskussion. Und vielleicht kriegt der junge Mensch in der Ausstellung, in diesem staubigen Papiertheater, das mit, was Hans Werner Richter und seine merkwürdige Gruppe vor, nach und in all ihrer Poesie immer vertreten: den entschiedenen Antifaschismus.

Auch wir alten Zauseln brauchen den.

Konkret 12/88, S. 80

Eckhard Henscheid; Jens Thierfelder

Musikplaudertasche

Wissen Sie, was glatterdings göttlich ist? Dies: »Veranno a te sull'aure i - miei sospiri ardenti!«

So, die zugehörige Oper müssen Sie aber schon selber rauskriegen, Sie wissen doch, vors Glück haben Diedaoben den Schweiß gesetzt. Der Finderlohn aber laute: »Spargi un' amara lagrima...«

&

Die Zeit ist aus den Fugen: Zuerst die Satire, die Parodie – dann das Original, der blanke Ernst. Nachdem Dostojewski 1871 in der Introduktion seines »Dämonen«-Romans von seinem grandios schlafmützigen Helden Stepan Trofimowitsch Werchowenski berichtet hat, dieser habe in seiner Jugend ein reichlich obskures und zudem wegen politischer Gefährlichkeit angeblich verbotenes Weihespiel gedichtet, in dem es auch einen »Chor von Seelen« hat, »die noch nicht gelebt haben« – gestalteten Hofmannsthal und Richard Strauss 48 Jahre später in der »Frau ohne Schatten« einen ebensolchen, genannt »Stimmen der Ungeborenen«. Weil sich aber sowohl der Dostojewskische Unfug als auch der Hofmannsthalsche Schmäh auf den Faust II beziehen, stimmt die schulmäßig nietzscheanische kulturgroßgeschichtliche Abfolge Ernst-Spaß-Ernst jadoch halbwegs wieder, und wir legen den Fall hier halbwegs beruhigt zu den Akten und machen aber sofort weiter:

&

Kurt Tucholsky, obschon auch er einem Gerücht in Form von allerlei sich selbst fortzeugendem Gerede aufsitzt, schied wenigstens noch halbwegs informativ, als ihm »Puccini der Verdi des kleinen Mannes« war, »und Lehar dem kleinen Mann sein Puccini«. Nichts Genaueres wußte leider auch Gottfried Benn nicht, als er im Eingedenken an die allabendlich abendländischen Rundfunkmelangen raunzte: »Das klingt doch alles wie Puccini.«

In dem irgendwann einmal seitens des Haffmans-Verlags unvermeidlichen und jetzt schon befürchterbaren und häppchenweise vorabgedruckten Briefwechsel Arno Schmidt/Hans Wollschläger macht man sich auf (vorerst) nicht ganz übersichtliche Weise über Offenbach und Puccini her. Schmidt hat sich als blutvoller Dilettant offenbar das pfiffige Recht herausgenommen, beide herzlich zu mögen – zum Schmerz des Schülers und Musikfachmanns Wollschläger: »Daß es so schlimm steht! Puccini – sicher, ich lese ja, beim Zahnarzt, auch manchmal eine Illustrierte« – –

und dieser Satz weckt aber nun wirklich und schwerstens meinen geballten Grimm: Nicht nur sollte, möchte man meinen, ein Krausianer und Nabokovianer und selbsterkiester »Statthalter der deutschen Sprache seit Arno Schmidts Tod« vor solch erwartbarster & dürftigster Metaphorik alias Phraseologie zurückschrecken; zumal dann, wenn er, wie man hört, den Zahnarzt ausgerechnet nicht aufsucht. Nein, sondern der Briefschreiber könnte »in allen Fachmanns=Ehren« (Schmidt), diesem Ruf zu genügen, auch die Illustrierte Puccini, so es denn eine wäre, ruhig und herablassender Weise einmal aufschlagen; denn siehe, tut er es, dann fällt die Herablassung auch ihrem Gehalt nach ganz auf Seine Ehren und nämlich noch hinter die altbacken landläufigsten Klischees zurück; und der Bach-Spezialist und praktizierende Orgelspieler dient blindlingisch einem Ressentiment, das nur um so bornierter und in seiner Angewidertheit seltsamlicher schimmert, je ausdrücklicher unser Puccini-Verweigerer natürlich auch noch Nietzsche-Fachkraft zu sein begehrt. Wahr ist: Puccini hat einige wenige Inferioritäten und viele Zuckerbäckereien auf dem Gewissen; aber es hat in »Turandot« (Edition Ricordi, z.B. Nr. 17 ff.), auch schon in »Manon Lescaut« und, jawohl, auch in »Tosca« und in »Schwester Angelica« Partiturseiten, die fünfmal inspirierter sind als grob geschätzte 51 Prozent dessen, was Bach uns beschert hat; und vor denen wir alle, Schmidt und sein Preisträger inklusive, gut daran täten, demütig in die eh schon sehr wackligen Knie zu sinken. Nessun dorma; sondern höre hin.

&

Daß Beethoven Mozarts »Cosi fan tutte« moralisch verdammt und gleichwohl – »unbewußt«? – in seiner Leonoren-Arie »Komm, Hoffnung, laß den letzten Stern« von der E-Dur-Tonart über den melodischen Gestus bis zu den manieristisch begleitenden Hornfiguren praktisch die ganze Fiordiligi-Arie der Mozartoper imitiert oder zumindest assimiliert hat: Der Fall ist bekannt. Und wohl der früheste seiner schon oben skizzierten Art, daß gewissermaßen Ironie und Parodie der Ernst-Version zeitlich vorwegtönen. Im Fall »Cosi fan tutte« andererseits doch nicht zum erstenmal. Der spätere »Titus« mahnt ja auch als die gleichsam parodierte Parodie, als die freiwillig komisch ins bare Seria-Pathos rückversetzte Buffa. Der Fall wiederholt sich dann m.W. erst wieder bei Karl Valentin, wenn dieser im vollen unseligen Bierernst eines Tages daran geht, mit ausgewalzten sozialkritischen Rührstücken seinen eigenen und jene transzendierenden »Firmling« zu verraten, zurückzufallen auf eine frühere Kultur- und Erkenntnisstufe – und ohne weiteres ließe sich von hier aus also eine unio mystica Valentin-Mozart erspähen, nämlich übers Medium Eckhard Henscheid, der nämlich zweifelsfrei von diesen beiden gelernt hat; erführe man nicht gleichzeitig aus der Zeitschrift »essen & trinken«, daß die Top-Theologin Uta Ranke-

Heinemann ein »typisches trillerndes Lachen lacht, wie der weibliche Buffo aus einer Mozart-Oper« – womit freilich alle meine synästhetische Konstruktion so katholisch krachend in sich zusammenbricht, daß ich es aufgebe und jedenfalls zu diesem Thema sofort meinen Rand halte.

&

Wie sich Wolfgang Hildesheimer (Mitteilungen an Max, 1983) die Hölle vorstellt: »Jeden Abend ein Konzert der Wiener Sängerknaben oder der Regensburger Domspatzen. Vormittags die Moldau unter Karajan oder etwas auf Originalinstrumenten, handgebastelt und mißgestimmt von Harnoncourt. Oder Triosonaten von Telemann, Piccolini, Ricotta, dal' Abaco, Locatelli oder von Telemann, Rosenmüller, Eppenbauer Vater und Sohn, Wenzlsberger, Telemann, Muffat, Telemann oder von Hans Christian Bach oder von Wilhelm August Bach oder von Carl Maria Bach oder von Johann Wolfgang Bach oder Wilhelm Friedemann Bach oder von Georg Telemann Bach für neun Blockflöten und Continuo. Es spielen Giselher Schramm, Hiroshima Kajumi, Rainer Weckerle, Kakuzo Kozikawe, Irmengard Wäwerich Sträubler, Mitsubishi Toyota, Hedwig Wunderlich-Buhbe, Kazakumi Kozikawe (...) Osakazu Okakura und Karameli Tazubishi, am Continuo Luitgard-Maria Tashayumi-Spechtle, eine übrigens nicht unbedeutende Continuistin, von der man, so fürchte ich, noch hören wird.«

So weit Hildesheimer. Mir persönlich fehlt da doch noch die Matthäuspassion, das gesamte Bachsche Kantatenwerk, das Instrurnent Gambe an sich sowie der Grundtypus der rein-geistlichen Mozartsopranistin. Aber auch ein zum Buß- und Bettag im Rahmen einer Schweizer Kirche bzw. im Schweizer Fernsehen zu Mozartmusik herumdozierender Laienpriester W. Hildesheimer ist ein höllisch heißer Kandidat – die anderen angetretenen »zeitgenössischen Schriftsteller«, deren Texte jeweils »Chorwerken der Kirchenmusik« unter- oder überlegt werden, hießen übrigens Dorothee Sölle (na freilich), Luise Rinser (na sowieso) und (na also) Günter Wallraff – damit nichts verloren gehe, wollen wir für die große Abrechnung am jüngsten Tag auch dies uns schriftlich aufbewahren und, als die nächste Pionierin, auf die schon vorerwähnte Buffo-Mozartistin Uta Ranke-Heinemann schwer tippen.

&

Als ich zum ersten Male, neunjährig, an einem Bilderbuch-Sommernachmittag der ersten Nachkriegsjahre mit der Eisenbahn den Rhein hinab- und entlangfuhr, vor hingerissener Aufregung bald sterbend, von so viel unglaublicher, vollkommener, übersonnt grün-gelb-güldener Schönheit zwischen Bingen und Koblenz annähernd und durchaus opernhaft entrückt: Da war mir, ich schwör's, aufs Loreleihaar genau so, wie ich es erst sechs Jahre später in den strömwogenden Es-dur-Rheinmusiken von Wagners »Ring« – ein erstes und zugleich zweites Mal – hören sollte: »Rheingold, Rheingold, leuchtende Luft!« – selbst die Affinität dieser Musik zu rheinmythelnder Gründerzeit und gleichzeitig Großdeutschland hörte das keineswegs überbegabte Kind angesichts des zwischen Felsgestein sich windenden Stromes mit, ihre Vorwegnahme der eigenen Vulgärtravestie im späteren Tümelnden. Nein, es haben jene hochangereizten Wagner-Deuter keineswegs ganz unrecht, wenn sie da zuweilen grübelnd gründeln, Wagners Musik sei noch *vor* jenen Naturerscheinungen gewesen, die doch von ihr beschrieben werden. Nein, selbst deren gesellschaftliche »Projektionen« nahm sie offenbar vorweg – und an dieser Stelle könnte eigentlich ein gedankenreicher Aufsatz beginnen; den ich ganz gern lesen täte; aber nur, sofern er *nicht* von Syberberg stammt.

Der spinnt nämlich; ehrlich, mein zweiter Schwur.

&

In Chopins Walzer Nr. 5 in As-dur op. 42 bewirkt ein vergleichsweise simpler Trick, die raschtempige Interferenz von metrisch-rhythmischen 3er- und 4er-Einheiten, beim Hörer wirbelig-taumelige, »zwiefache«, insgesamt durchaus angenehme Gefühle. Offenbar komplizierter liegen die Verhältnisse in einem sehr verwandten Fall: Indem der vorhergehende Walzer Nr. 4 in Fdur op. 34,3 eine 4er-Figur (je acht Achtel) über den stampfenden Walzertakt der Bässe legt, entsteht, bei virtuoser Interpretation, ein Höreindruck, ein Hörgefühl, »als ob« jeweils und progredierend zwei Achtel »nachhinkten«, richtig »ausflippten«. Unser Verstand hat das Gefühl des Genarrtwerdens, »als ob« er hin- und hergeschwurbelt würde – ein fast somatischer Nervenschmerz, »Nerventerror« (U. Barschel) stellt sich ein – und potenziert sich insofern, als das Ganze ja dann »doch stimmt« und mathematisch »aufgeht«.

Ambiguität? Dislozierung? Double bind? Schizophrenie im Anmarsch? Gänzlich überfordert gebe ich den Fall hiermit an die zuständige Medizin weiter.

&

Erkenntnistheoretisch etwas weiter aber wäre man schon wieder, wüßte man genau, wie es Beethoven nach der Fertigstellung des Andante cantabile des Erzherzogtrios op. 97, wie es Schumann nach der letzten Note der Klavierfantasie op. 17 zumute war. Ich an ihrer Stelle wäre jedenfalls vor lauter Begeisterung über mich selbst auf der Stelle gewaltig einen heben gegangen, mich von den restlichen Davidsbündlern und Herumhockern gehörig bestaunen und beglückwünschen zu lassen (hätte nur halt wieder keiner gemerkt, *wer* da bei ihnen lautvergnügt am Tisch rumsitzt, diese autozentrierten

Hohlköpfe!) – sie aber, Beethoven und Schumann, haben sich gewiß damit begnügt, sich leisvergnügt aufs Kreuz zu legen und sardonisch lächelnd Gott mit der Frage zu provozieren: Was *der* denn eigentlich besser gemacht hätte, hä?! Nämlich nichts, keine einzige Note hätte der noch besser, göttlicher machen können! Na vielleicht mit Ausnahme des etwas spannungsarmen f im achtletzten Takt des 1. Satzes von op. 17, des f in der linken Hand, – das nämlich hätten Gott und ich durch das entschieden frischere e ersetzt. Und siehe, heutige Herausgeber (Edition Peters, S. 162) parieren uns auch, Gott und mir. Na, mir ist's ja eher gleich, aber für Gott muß es schon eine Genugtuung, muß es schon ein großer Trost sein, daß er seinen Besten immerhin punktuell noch das Wasser reichen kann.

&

Aber von dem hier eh schon zu oft tangierten Gott mal ganz abgesehen und seinem Geschmack, über den man auch nichts allzu Gewisses weiß: Wenn Sie mir auf dieser Welt etwas noch Coelestischeres wissen als das seraphisch hochgebenedeite Finalterzett aus der »Macht des Schicksals«, dann kriegen Sie von mir.. .äh. . . l Maß Bier. Nein, das Eingangsrätsel und das »Aida«-Finale gelten nicht; ich sagte »Schöneres«, nicht gleich schön.

Und ich werde mir, ehe Sie zu einer Entscheidung kommen, das Ding also erst mal wieder hinter die Binde jagen, natürlich in der allen anderen Aufnahmen turmhoch überlegenen dreifach geistlichen Besetzung mit dem Pater Ruggero Raimondi und den Fratres Martina Arroyo und Carlo Bergonzi (Emi-Electrola): »A quell'accento, più non poss'io resistere...Leonora...aaah...«

Evviva la guerra, äh: Evviva Verdi!

Konkret 12/88, S. 82

Diedrich Diederichsen

Platte des Monats: Utopie und Verblödung

Sonic Youth: Daydream Nation, Doppelalbum (Blast first / EFA)

Sonic Youth sind aus New York und auf den ersten Blick durch die besonderen kulturellen Verhältnisse der Stadt zu erklären: die klassischen East-Village-Bohemiens mit den halblangen Haaren, den Sonnenbrillen, den zeitlosen, und den ähnlich zeitlosen Streifenhemden courtesy by Paris 58. Kim Gordon hat Kunst- und Filmkritiken für das renommierte Art Forum geschrieben, Lee Ranaldo tritt mit Endlos-Schlaufen und anderen Experimentalmusikkonzepten nebenbei auch solo auf, nur der blonde Thurston Moore scheint sowas wie ein normaler, unerzogener, amerikanischer Rock'n'Roller zu sein, die Schlagzeuger wechseln ständig, aber die Geschichte ist doch wesentlich komplizierter: Ganz früher haben sie bei dem Komponisten Glenn Branca gelernt und gespielt, ein Bild des Kölner Künstlers Gerhard Richter sehen wir auf dem Cover, es stellt eine Kerze dar, die Platte ist eine Erleuchtung, auf der Rückseite ist eine andere Kerze von Richter, denn es ist ein Doppelalbum.

Als ich 1982 noch für »Sounds« die erste Sonic-Youth-Platte vorstellte, wertete ich sie als einen nicht ungelungenen Versuch, der in New York ansonsten vorherrschenden Rap-Szene durch eine eigene Rezeption des britischen New-Wave-Gitarrenstils, besonders der Liverpooler Sorte, noch etwas Originelles entgegenzusetzen, das nicht in die sattsam bekannten weißen Underground-Klischees fällt. Es war eine Aneignung der als depressiv verschrieenen und, nicht ganz zu Unrecht, als Stimmung förderlich und Gedanken feindlich geltenden Musik von Bands wie Echo & the Bunnymen, aber auch Joy Division, die als im übrigen wesentlich langlebigere und wohl auch kommerziell erfolgreichere Antwort auf den britischen Punk-Rock die Musik der frühen 80er des Vereinigten Königreichs prägte (und aus der auch in einem gebrochen epigonalen Verhältnis die heutigen Super-Stadion-Abräumer U 2 hervorgegangen sind). Diese Musik wurde im Lande, aber auch hier, als genuin englischneblig empfunden, dabei vergaß man, daß die Uridee, nämlich die Rhythmusgitarre in den Vordergrund zu stellen und höchstens durch eine weitere zu ergänzen, die dasselbe spielte oder in einem harmonischen Verhältnis zu dieser sich befand, der Verzicht also auf die Leadgitarre und dazu eine harmonische Armut mit allenfalls querschlägerartig dazwischenschießenden gitarrentypischen Obertönen und Flageolett-Effekten, einen weiten Raum für eine rhythmische Verzahnung aufmachend, einen Groove, der weder schwarz funky, noch der plumpe Groove des Rock'n'Roll war, aus Amerika gekommen war, namentlich aus New York, von jener sattsam legendären Band Velvet Underground, die zwar immer ihre einflußreiche Bedeutung für Nachgeborene wahren konnte, aber doch 1980 nicht mehr so direkt nachgemacht werden konnte, und also auch nicht so präsent war wie dann in kulturell weniger bewegten Tagen wie 84, 85 in England.

Diesen Groove holten Sonic Youth sich zurück nach New York, in die Mitte der unter dem Namen No New York in den späten 70ern bekannt gewordenen Minimal-Rock-Schule. No New York betrieb die scheinbar logische Fortsetzung einiger Punk-Theoreme, ohne sich klargemacht zu haben, daß das, was man an Theorie vom Punk-Rock ablesen konnte, eben nicht sein Wesen war. Dazu war das Grundmaterial, das Punk-Rock bearbeitete, in sich schon zu widersprüchlich und rückstrahlend, um so weiter behandelt werden zu können, einfach verdoppeln und verdreifachen (die Reduktion, die Lautstärke, die schlimmen Worte, den Lederanteil an der Kleidung etc.) – und dennoch waren die Resultate dieser Bewegung nicht uninteressant, wie so vieles im Fleisch der Kunst, das in seiner Theorie auf falschen Prämissen aufbaut, aber von ihrer Methode her eher zu kurzlebig, so daß sie die Sonic-Impfung brauchten, die das reduzierte, bewußt herzlose Geschrammel mit codierten Gefühlen auflud, die man gar nicht so genau kannte, (weil sie, wie gesagt, typisch englisch waren und der Code ein verbauter amerikanischer), so daß sich wieder eine kleine und auch vielleicht damals theoretisch falsche (die Pop-Musik hat in den achtziger Jahren ihr theoretisches Zeitalter durchlaufen, das ebenso nötig war, wie jetzt sein Ende nötig wird und sich abzeichnet. Im Sinne dieses theoretischen Zeitalters war es falsch, im Sinne des Aufbaus dessen, was danach kommt, war es richtig), aber eben dennoch wenigstens in kleinen Dosen nötige Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit im Zustand des ewig oppositionellen Art-Rocks als Rückgrat etablieren konnte.

Diese Kraft hat nicht nur Sonic Youth selber gut getan, sie hat geholfen, im Laufe der 80er Jahre in Amerika einen Geist zu etablieren, von dem jede Menge neue Ex-Punk-Bands und nicht nur die offensichtlichen Imitatoren von Sonic Youth profitieren. Wichtiger aber noch als das mag sein, daß sie ihre Mission als Underground-Band nie auf den Underground beschränkten, die Orientierungspunkte von Sonic Youth waren immer die Beatles und Madonna. Die Anzahl der Madonna-Huldigungen und Madonna-Widmungen durch Sonic Youth war schon im ersten Erfolgsjahr der gleichaltrigen, aus der gleichen No-New-York-Art-Szene hervorgegangenen Sängerin enorm, und all die kritischen Underground-Kolumnisten, die darin eine köstliche Ironie ausmachen wollten, mußten wieder enttäuscht ihre Mikrophone einpacken. Sonic Youth sind Madonna-Fans, sie sind eine Pop-Band, und nur weil Pop für sie und heutzutage nur in einer Art erweiterter Underground-Szene stattfinden kann, muß man die Overground-Pop-Kultur nicht nur nicht ausschließen oder verachten, sondern darf dies nicht und hätte nichts von der Lektion des theoretischen Pop verstanden, am wenigsten dann, wenn sie das erreicht, was man auch selber immer nur wollte, das Aufzeichnen und Verewigen der kleinen, krächzenden Gedanken.

Niemandem ist es besser als Madonna gelungen in diesem Jahrzehnt, sich selbst, mit allen Unzulänglichkeiten auch im Sound, im Sinne also der ganzen Trash-Ethik und -Ästhetik des Rock-Underground zu verwirklichen. Schließlich mußte die Band Ciccone Youth gegründet werden, benannt nach dem Nachnamen von Madonna, und das waren Sonic Youth mit Musikern von Black Flag und Minutemen, den beiden anderen wichtigsten Gruppen der USA in den 80er Jahren. Ciccone Youth nahmen für eine Single eine Version von »Into The Groove« auf (die Hip-Hop-Version auf der B-Seite macht im übrigen klar, daß SY nicht den latenten Rassismus der üblichen weißen Underground-Avantgarde teilen, sondern auch in dieser Musik nicht nur bewandert sind, sondern – auch in anderen eigenen Produktionen – auf im Hip-Hop entwickelte Produktionstechniken zurückgreifen).

Auf einem angekündigten Doppelalbum als Ciccone Youth wollten sie sich ursprünglich ihrem anderen Pop-Forschungsgebiet widmen, den Beatles und das »Weiße Album« Stück für Stück nachspielen. Dies erübrigte sich aber nicht nur, weil das slowenische titoistische Pop-Forscher-Kollektiv Laibach bereits das gesamte Album »Let it be« nachspielte, sondern weil sich das, was Sanic Youth tun, niemals in der einen Dimension so eines postmodernen Konzept-Spielchens erschöpfen kann, daher wurde jetzt das noch nicht erschienene »White(y) Album« auch noch für andere Ideen freigemacht, wie z.B. eine Aufnahme, die Kim Gordon und ihre Freundin gemacht haben, während sie sich über besonders coole Platten unterhalten, die dann im Hintergrund laufen, u.a. von der alten deutschen Underground-Gruppe Neu (»Two Cool Chicks Listening To Neu«). Ein anderer Bestandteil der Ciccone-Youth-Platte sind Aufnahmen, die in Kaufhäusern in kleinen Singalong-Kabinen gemacht wurden, wo man für wenige Dollar einen Automaten die eigene Stimme zu einem aktuellen Hit aufnehmen und in der erweiterten Version sogar vor einem ausgesuchten Tapetenhintergrund sich selbst im eigenen Do-It-Yourself-Clip zum Hit darstellen lassen kann.

Dies alles aber erzähle ich nur, um ein Bild von einer Gruppe abzurunden, die die wichtigste dieser Dekade sein könnte, die sich durch eine Vielzahl von Aktivitäten, Äußerungen, Stellungnahmen in den verschiedensten Medien (CD, Video, Maxi, LP jeweils ausschließlich und nicht wie sonst üblich jedes Produkt in jedem Format) als geschmacks- und stilbildend erwiesen hat, die eine Menge junger Bands entdeckt und gefördert hat, die heute zurecht Erfolge haben wie Dinosaurier Jr. oder Das Damen, gäbe es nicht ein Problem, nämlich, daß es von ihnen bisher kein Meisterwerk gab: Ob ausgesprochen oder unausgesprochen diskutieren ja diverse wichtige Leute in der Musik das Problem des Meisterwerks, die letzten Arbeiten von Laibach und der Weiße-Album-Versuch von Sonic alias Ciccone Youth gehören ja auch in diese Reihe. Dies ist natürlich ein Problem für Leute, deren musikalischer Start aus einer Zeit des Dekonstruktivismus, des Kults des Fragmentarischen, einer Underground-Ethik der herumliegenden kleinen Hinweise, gerichtet gegen die Supergruppen mit den teuren Superalben, datiert, die aber andrerseits als Musikfans natürlich von den Beatles kommen, von der Zeit, als man über Meisterwerke und definitive Platten Geschichte schrieb und via diskutierbare Erfolge, Platten die jeder kennt, Tatsachen schuf. Als Pop-Fan will man Verbindlichkeiten.

An diesem Punkt haben Sonic Youth genau das gemacht, was sie tun mußten, im doppelten Sinne ein Meisterwerk, zum einen, weil sie sich diesen Gestus, nach dem sie oft genug mit ihm gespielt, über ihn nachgedacht, ihn versuchsweise angenommen haben, um ihn wieder zu verwerfen etc., jetzt auf eine Weise leisten können und müssen, die weder ironisch, kritisch sein muß, noch die eigene Vergangenheit zu verraten braucht, denn dies ist ja ein Underground-Meisterwerk, das all das enthält, für das Sonic Youth in the first place angetreten sind: Zerrissenheit und Intensität einerseits und grelle Wirksamkeit, Härte und Nachdrücklichkeit durch die monotone leadgitarrenfreie Soundmauer andrerseits. Zum anderen ist dies ein Meisterwerk im allgemeinen Sinne, die erste problemlose, adäquate Realisierung der Sonic-Youth-Entwürfe auf einem Produkt, einem Doppelalbum, vom fast schon britischen Popsong am Anfang, den sich SY zum 30jährigen Geburtstag beziehungsweise dessen Überschreitung durch die meisten Mitglieder geschenkt haben, »Teen Age Riot«, bis zu der eine LP-Seite füllenden »Kissabillity-Trilogy« mit ihrer Verbeugung vor – ausgerechnet – ZZ Top. So paradox wie die Idee eines Underground-Meisterwerks in Anführungszeichen auf der Ebene der Independent-Label, auf denen fast alles Nennenswerte seit fünf Jahren stattfindet, mit ihrem Ethos der Kleinheit, des Minoritären, bislang geklungen hat (obwohl es ja durchaus schon einige gab: Hüsker Dü's »Zen Arcade«, SWAs »XCIII«, »This Nation's Saving Grace« von The Fall etc.), so paradox ist das Thema der Sonic Youth Doppel-LP, die Beschreibung eines Realitätsverlustes, einer eskapistischen Kultur, in einer Art teilnahmslosen Entsetzen, sprachlich, musikalisch umgesetzt in eine Musik, die ihrerseits zu einem Realitätsverlust einer anderen Art einlädt, einen Eskapismus positiv besetzt, verherrlicht. Doch auch das ist nicht nur paradox, es ist in dieser Klarheit die definitive Lösung eines Urproblems der Pop-Musik, die nämlich einerseits immer am allerschnellsten und genauesten die bad news aus der realen Welt transportieren muß, andererseits immer das Sicherheben über die bad news fordert, das Über-die-Verhältnisse-Hinwegtanzen, -träumen, -grooven. Davon handelt »Daydream nation«, indem es immer die bad news fast teilnahmslos von den drei Nichtsängern der Gruppe runternöhlen läßt, die darin bestehen, daß die Leute bad news gar nicht mehr zur Kenntnis nehmen, während andererseits die Musik nur dazu auffordert, auf alle Fälle ein besseres, reicheres Leben zu führen. Dabei ist es nie des Amtes der Pop-Musik gewesen, zu sagen, wie das geht, und sie darf nie nicht zu Drogen auffordern, Pop-Musik muß das immer tun, weil sonst überhaupt niemand mehr ein besseres Leben sich vorstellen und wünschen und zumindest beim Tanzen, Musikhören und Drogeneinnehmen ahnen kann.

Daß die Popmusik damit selber zum Zustandekommen von Daydream-Nation beiträgt, ist von ihr immer entweder ignoriert worden oder hat zur Kastration oder Selbstkastration geführt. Im Falle Sonic Youth ist weder das eine noch das andere der Fall, das Paradox wird aufgelöst und in seine Bestandteile zerlegt, die guten Eigenschaften der Popmusik gefeiert und ausgebaut, die schlechten zur Kenntnis genommen und dennoch nicht bejammert oder kastrativ in ein freudloses Zurkenntnisnehmen transformiert oder das Ganze verworfen, weil ihr Schlechtsein nicht die Schuld der Popmusik ist, sondern der Welt, in der sie lebt, denn die trägt die Verantwortung dafür, daß man Drogen nehmen muß, um sich wohl zu fühlen, die Musik sagt nur: Feel alright! Die Dialektik von Utopie und Verblödung, von gutem Traum und Dämmerzustand wird in der Musik ausgetragen, in der Gegenüberstellung von den sich widersprechenden und dennoch gegenseitig bedingenden Elementen, nicht nur als krasse Gegensätze, wie das auch schon andere gekonnt haben, sondern als eine neue, vorher nur in Andeutungen existierende, vervollkommnete musikalische Sprache, die beides enthält, insofern als sie Dionysos die Möglichkeit gibt, auch das Problem des Alkoholismus zu bedenken, ohne aufhören zu müssen mit Saufen.

Konkret 12/88, S. 84

Hermann Peter Piwitt

Piwitts kleines Feuilleton

Wie verschwenderisch Italiener mit ihrer Zeit umgehen, wie sie kaum wissen, wohin damit: Allein in und um Gardone am See zeigen nachmittags vier Kirchen im Abstand von zwei bis drei Minuten die fünfzehnte Stunde an.

Um es mit dem großen Rudolf Kattnigg zu sagen: *Leise erklingen Glocken vom Campanile. . .Aaahaaa. . .*

*

Die »Frankfurter Rundschau« dokumentiert einen Briefwechsel zwischen zwei der vorwiegend deutschsprachigen Staaten des Kontinents. Aus einem Brief aus der DDR in die BRD: *Das Lesen Deines Briefes ging nicht ohne Heulerei ab. Heinrich nahm mich in die Arme und sagte: Wir fahren ganz bestimmt auch nochmal nach New York.*

Wein' nicht, Kind. Einmal, wenn es ganz vollgeschissen ist, darfst Du das Klo ganz bestimmt auch mal mit der Zahnbürste putzen.

*

Auf Mozart ist auch kein Verlaß mehr. Selten, daß er allnächtlich, wenn alles wegbricht, nochmal in sich/mich selbstverloren ist. Auf Getreidekaltschale abzustimmen allenfalls noch die immer schon halbtot und brennend invalid ins Rennen gehenden Sonaten aus der 279er bis 284er Serie, die Madame Dürnitz natürlich voran. Belastbar mit Unheil vom Besten vielleicht auch noch KV 364. Und natürlich die Stücke für Bassetthörner. Aber wie der Stromer sonst dauernd von mir weg aufs Publikum schielt... Dann lieber gleich die Walzerfolge aus 'Der Graf von Luxemburg'. Eh, daß noch Barmusik ranmuß; kleine Mösenkracher von der Art Keith Jarrett, Satie...

*

Die »FR« versammelt deutsche Begriffe, die in die US-amerikanische Umgangssprache Eingang gefunden haben. Italienische Zeitungsleser wissen, was sie unter 'Lager', 'Blitz', 'Hinterland' und 'wurstel' zu verstehen haben...

Immerhin findet sich unter den Mitarbeitern Mussolinis in dessen letzten zwei Amtsjahren auch ein Werther Samaritani. Nachzulesen bei Bertoldi: Salò. Vita e morte della Republica sociale italiana. – Darin diese Zeile: »Si chiamano *Reichskredit Kassenscheine.* Non valgono nulla e servono per rubare legale il poco che resta.« Kosten, die Italien aufzubringen hatte für die militärische 'Hilfsaktion' des Deutschen Reiches nach zeitgenössischen Schätzungen: ca. acht Milliarden Lire *pro Monat.* Das Kilo Butter kostete damals siebzig Lire.

In deutschen Diensten folterte damals in Rom, Via Tasso, der Einheimische Pietro Koch. Der Geistliche, der ihm dabei zur Hand ging, war schon dem Namen nach an keine Nation und kein Jahrhundert gebunden: Ildefonso Epaminonda Troja.

Bedenkt man, daß 'troia' 'Sau' heißt: Respekt. Muß man erstmal erfinden. Als Namen. Für jemanden, der über den Dingen steht.

*

Kann man sich richtig vorstellen: Da ist zuzeiten, wo der Verrott der Stadt angeblich noch romantisch war, eine junge österreichische Dichterin in New York, verliebt, aber die Sache hält nicht, ein paar herzzerreißend schöne Bilder und Szenen fallen ihr dazu ein, aber dann sieht sie die Eichhörnchen im Central-Park und schon grübelt sie los, von Nagern, die Botschaften überbringen im Dienst eines, der sich untröstlich Liebender annimmt per Gnadentod.

Beim Wiederlesen von Ingeborg Bachmann: »Der gute Gott von Manhattan«. Dumm Tüch. Oder – mit Wilhelm Busch zu sprechen: Dieses ist/sozusagen Taubenmist.

*

Wie schlank der Orion heute Nacht um die Lenden ist. Könnte man glatt nochmal schwul werden. Mit dem.

*

Das Ekelhafteste sind die sogenannten existentiellen Wahrheiten. Es gibt nur zwei solide: Daß wir geboren werden und daß wir sterben müssen. Alles andere bitte in die Rubrik 'geselliger Umgang'!

*

So ein Dichter und Kulturbolschewist hat's nicht leicht. Hat einer erstmal versäumt, durch das mutige Bekenntnis, daß er für den Frieden und gegen den Krieg sei, sich als 'bürgerlicher Humanist' zu erkennen zu geben, war er, dall' altra parte, nie Mitglied einer Deutschen Kommunistischen Partei, kann er lange warten, eh er einmal nach 'drüben' gelangt unter denselben Bedingungen wie – mit Rückfahrkarte – so mancher seiner Kollegen von dort nach hüben.

Zum Glück gibt es jetzt andere Wege. Ich zum Beispiel buche für nächsten Herbst bei 'Caldana Reisen', Brescia, 9 Tage Germania orientale im Bus. Berlino. Dresda *('La Firensull' Elba'). La Sassonia.* Und *la celebre 'unter den Linden'.* Schenke mir dann *'il Reichstag'* und *il Kurfürstendamm.* Fahre weiter nach *Potsdam, Lipsia* und *Weimar, dove vissero Luttero, Goethe und Schiller,* und sehe nahe Eisenach, *Patria di J. S. Bach, il confine fra le due Germanie* von drüben. – Also, wenn das nicht zischt...

*

Es ist, wie es ist. Nur nicht mehr dran rühren. Es könnte nur noch schlechter werden. So gut, wie es uns geht. Die Zwei-Drittel-Gesellschaft hat sich's seinsgewiß bequem gemacht. Und entsprechend ontologisch wogt's im Überbau:

Sinnliche Gewißheit

Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins

Die Entdeckung der Langsamkeit

Ein Lesebuch aus meiner Schulzeit hieß: *Lebensgut.*

*

Und nun, in den Nachmittag geflüstert, denn doch noch dies: Dank Ihnen, Zahnarzt, Serenissimo, der sie alle Jahre wieder wie ein Putto, der grad' vom Segeln kommt, über mich...Lob und Dank, Metaphysiker des Bohrers, als den ich Sie zu schätzen gelernt habe. Und was heißt schon Metaphysik als: in Sachen Schmerz Pedanterie?

Konkret 12/88, S. 86

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Genosse Engholm, übernehmen Sie

den Fall des Genossen Kurt Reibold aus Malente/meerumschlungen. Dieser Sozialdemokrat will einfach nicht und erst recht nicht der Malenter GRÜNEN Fraktion glauben, daß der Dr. Dorpmüller als Eisenbahnminister Hitlers womöglich ein Nazi war, dem das befreite Malente nicht gerade eine Ehrung schulde. Wieso nicht, meint der Genosse Reibold, der Reichsminister habe schließlich in dem am späteren Dorpmüllerweg gelegenen Eisenbahner-Heim des öfteren seine Erholung genommen, sei dort auch gestorben, da habe es doch nahegelegen, ja sei »logisch« gewesen, daß der Malenter Gemeinderat 1961, die Rosa Luxemburg-Promenade, den Brecht-Park und die Tucholsky-Straße gabs ja schon, einstimmig beschlossen habe, den Weg nach dem prominenten Verblichnen zu benennen. Was die GRÜNEN da behaupteten, daß der Geehrte verantwortlich gewesen sei für die Judentransporte in die Konzentrationslager, das hätten die grade mal »irgendwo nachgelesen«, er, der Genosse Reibold aber sage, »solange ein Mensch in diesem Deutschland nicht verurteilt ist, solange hat er als unschuldig zu gelten«, schließlich sei »der Mann weder bei den Nürnberger oder was weiß ich, wie alle diese Gerichte hießen, noch sonstwo verurteilt worden, und nun kommen die GRÜNEN daher und belasten diesen Menschen und bezeichnen ihn als Schreibtischmörder oder was weiß ich«. Er, der Genosse Reibold, sei mit der Gemeinderatsmehrheit einig, »wir können nicht ewig über diese Dinge diskutieren, wir haben doch wahrscheinlich unsere Zeit nötiger für wesentlichere Dinge als dafür«.

Ihnen gehts nicht anders, bis 2038 will aus der Kernenergie ausgestiegen und, noch früher, die Überspülung Sylts abgewehrt sein. Aber könnten Sie nicht trotz dieser Verpflichtungen, nur ein Viertel Stündchen, das Bewußtsein des Genossen Reibold ein bißchen nachbessern? Ihnen, der historisch gebildeten Parteiautorität, würde er womöglich abnehmen, daß der Reichsverkehrsminister nicht gut nicht in die Kriegs- und Judenvernichtungslogistik verwickelt gewesen sein konnte und daß es sich für einen Sozialdemokraten, auch wenn er unter dem kommunalen Schützenvereinsfilz schwer atmet, nicht schickt, im fünfzigsten Jahr der Reichskristallnacht dem Nazi Dorpmüller die Ehrenstange zu halten, vor den GRÜNEN aber wie vor den Nazis zu warnen: »Naja, wir müssen mit diesen Menschen leben, uns abfinden, und solange sie ins Leere laufen, solange gehts noch, aber wehe, wenn sie Mehrheiten finden.«

Könnten Sie sich also des Genossen Reibold erzieherisch annehmen oder ist das alles nur ländlicher Hühnerdreck und mithin des Aufhebens nicht wert?

Godfather International

Hollywood Rom Kalkutta

Mein Zeichen: GO/ oo

Betr.: »Die letzte Versuchung Christi«

Sehr geehrter Herr Landesbischof D. Dr. Johannes Hanselmann!

Den »Nachrichten der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern« entnehme ICH, daß Sie gegen die Vorführung des Filmes von Martin Scorsese »Die letzte Versuchung Christi« folgendermaßen protestiert haben: »Es scheint mir höchste Zeit zu sein, mit der biblischen Botschaft und den Waffen des Geistes auf breiter Front zur Gegenoffensive anzutreten«. Herr Hanselmann, zunächst: Sie haben, wie Sie öffentlich zugeben mußten, den Film gar nicht gesehen. Wozu Herr Hanselmann, glauben Sie, habe ICH Ihnen das Augenlicht gegeben? Sodann: ICH habe sowohl das Buch von Nikos Kazantzakis wie das Drehbuch von Paul Schrader gelesen und an beidem wie auch am Film Scorseses nichts weiter auszusetzen. Tatsächlich habe ICH MEINEM Sohn, dem Nazarener, seinerzeit keinerlei Vorschriften gemacht, sondern ihm alle Freiheiten, also auch Ängste, Skrupel u.ä. gelassen. Er hätte, MEINES Segens gewiß, genausogut Landesbischof werden können. Wie Sie wissen, entschied er sich schließlich nicht für eine süße kleine Bischofsfrau und einen Dienstdaimler, sondern für das Unternehmen Menschheitserlösung am Holz. Nun ist aber, Herr Hanselmann, MEIN Sohn weißgott nicht für evangelisch-lutherische Landesbischöfe gestorben, die über Filme urteilen, die sie nicht gesehen haben, und, ganz in der Tradition deutscher Wehrmachtspfaffen, vermeinen, den Geist, den sanften zivilen Gesellen, in ein Koppelschloß stecken und ihn auf breiter Front in evangelisch-lutherischen Filmabwehrschlachten verheizen zu müssen.

Wie allmählich allgemein- bekannt sein dürfte, bin ICH seit je für strikte Nichteinmischung ins Geschaffne, was auch erklärt, daß bigott-knechtselige Anrufungen in der Regel schwer pathologischer Kreaturen wie auch berechnend-schleimige Verehrungen MEINER, kurz Gottesdienste jedweder Anmaßung, erst recht aber lästerlichst-unverschämte Optative wie zum Beispiel des Ministerpräsidenten Ade Vogel »Gott schütze Rheinland-Pfalz« von MIR PERSÖNLICH sofort auf der Sondermülldeponie im Rigel (Orion) zur Entsorgung gelangen. Aber ICH interessiere MICH durchaus für Kunst, in der ICH, so oder so, egal wie, Hauptsache daß, eine Rolle spiele. Sodaß ICH also Ihnen und Ihresgleichen hiermit verbiete, nach dem Verbot gewisser Filme zu schreien. Haben Sie MICH verstanden, Herr Hanselmann, oder bedarf es eines noch deutlicheren Zeichens MEINER?

Schluchzus notiert

Es wird, den Zeiten sei's geklagt, überdurchschnittlich zurückgetreten: Bundestagspräsidenten, Senatoren, Landesminister, Ministerpräsidenten. Man sieht die Gestalten im Fernsehn, wie sie aus ihren Ämtern schwanken wie aus dem Kreißsaal: Die blutige Totgeburt ihrer Zukunft im Arm. Keiner bimmelte so hübsch mit der Sitzungsglocke wie *der.* Niedersachsen war nur aufgeblüht, weil *seine* Fresse über dem Lande leuchtete. Daß Bremen an der Weser lag, lag weder an Bremen noch an der Weser, sondern einzig an ihm. Nun, da er *seinen* Arsch vom Ministerpräsidentenstuhle gehoben, ist Rheinland-Pfalz verloren beziehungsweise lediglich in Gottes Hand. Alles haben sie gegeben, das einzige, was sie noch hatten, ein bißchen Macht, ein bißchen Auskommen, das hat man ihnen genommen. Den wenigsten winkt die Frühstücksdirektion in einer Bau- und Boden-Bank. Die meisten werden stempeln gehn, nebenher Prospekte verteilen, am Bahnhof betteln. Ihr Weg ins Elend ist unaufhaltsam. Der Alkoholabusus gibt ihnen schließlich gnädig den Rest.

Konkret 12/88, S. 90

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Als sie Wilfried Hasselmann dahintergekommen waren, klagte er:

Es ist schon bemerkenswert, daß einer Nutte eher geglaubt wird als gestandenen Kriminalhauptkommissaren und einem Minister.

Es wird wohl daran liegen, daß die Nutte den Preis nennt, für den sie bereit ist, Hauptkommissaren bei der Beförderung zu gestandenen Hauptkommissaren zu helfen, während Minister ihre Ehre mit der Beteuerung verteidigen, daß sie dem Spender für seine 40.000 Mark nicht den geringsten Dienst geleistet und ihn also betrogen haben.

Manöverbericht aus der freiheitlich-demokratischen deutschen Tageszeitung »Die Welt«:

Die Erde zittert. Soeben ist der 830 PS starke Dieselmotor des Kampfpanzers angesprungen. Ein Porschemotor klingt dagegen wie ein Staubsauger. Auf den Befehl »Panzer marsch« setzt sich das 42 Tonnen schwere Ungetüm mit erstaunlicher Leichtigkeit in Bewegung – es verbraucht dabei die Kleinigkeit von 200 Litern Diesel auf 100 Kilometer – und pflügt durch den knietiefen Matsch auf dem Truppenübungsgelände Höltigbaum, als gebe es keine Hindernisse. Tatsächlich ist der »Leo I« kaum aufzuhalten - außer durch Spritmangel oder unachtsame Autofahrer. Die größte Gefahr droht Panzern im Straßenverkehr.

Wie leicht wird man dort von einem feindlichen Personenkraftwagen oder einem Staubsauger überrollt. Und schon steht das 42 Tonnen schwere Ungetüm wieder im knietiefen Matsch, wie damals, bei Smolensk.

Leitartikel in der »TAZ« vom 1. November:

Daß es durchaus vernünftige wirtschaftliche Gründe dafür geben mag, den größten, aber nicht modernsten Betrieb Polens in einer weltweit notleidenden Branche wegen Unrentabilität zu schließen, ist eines. Daß die Regierung Rakowski die Durchforstung der unrentablen Unternehmen gerade bei der Danziger Lenin- Werft, der Geburtsstätte des Regime-Widerparts »Solidarität«, beginnt, und dies zu einem Zeitpunkt, da geweckte Hoffnungen auf eine nationale Verständigung für die dringend notwendigen Reformen wieder zerrinnen, ist ein anderes.

Leitartikel in der »FAZ« vom 1. November:

Nicht die Entscheidung der polnischen Regierung, unrentable Betriebe zu schließen, ist kritikwürdig – auch die Opposition fordert eine moderne Wirtschaftspolitik und den Abbau von Subventionen für unrentable Betriebe. Im Falle der Lenin-Werft jedoch, der Wiege von Solidarnosc, geht es nicht mehr um Wirtschaftspolitik. Hätte die Regierung den ernsthaften Willen, einen politischen Kompromiß anzusteuern, dann hätte sie gerade in diesem Fall mit der Opposition verhandelt. Am »runden Tisch«, versteht sich.

Was will er uns denn mit dieser Gegenüberstellung wieder sagen? Erstens ist das Thema so, daß man auch in der alternativen Zeitung nichts anderes dazu sagen kann als in der konservativen, und zweitens merkt man trotz alledem die Unterschiede: wo die Alternativen ein sachliches »Geburtsstätte« setzen, sülzen die Konservativen von einer «Wiege«; wo diese stramm marktwirtschaftlich »eine moderne Wirtschaftspolitik und den Abbau von Subventionen« gutheißen, winden jene sich in dem solidarischen Konjunktiv, »daß es durchaus vernünftige Gründe dafür geben mag«; wo die Frankfurter Technokraten bloß Verhandlungen am »runden Tisch« verlangen, plädieren die Westberliner Basisdemokraten für »nationale Verständigung«. Zugegeben, das sind Unterschiede, welche die Existenz einer alternativen Tageszeitung wünschenswert erscheinen lassen. Bevor ich mich nun gänzlich geschlagen gebe, möchte ich mich aber bei meinen Lesern entschuldigen: Das erste Zitat stammt aus der »FAZ«, nicht aus der »TAZ«, das zweite aus der »TAZ«, nicht aus der »FAZ«. Tut mir leid.

Der DDR-Korrespondent des »Stern«, Peter Pragal, hat wieder mal recherchiert auf Teufel komm raus. »Gehorsam -fleißig – geistig matt« betitelte er seine Reportage über die »strengen Maßregelungen«, mit denen »Volksbildungsministerin Margot Honecker Versuche von Schülern zu mehr Diskussion unterläuft«. Was man da alles erfährt - man glaubt es kaum:

Freunde und Sympathisanten der geschaßten Schüler machen ihrer Wut unterdessen in einem gereimten Sechs-Zeiler Luft:

»Die Lehrer, die Rekrutenschinder,

sie brechen schon das Kreuz der Kinder.

Sie pressen unter allen Fahnen die idealen Untertanen:

Gehorsam – fleißig – geistig matt –

die hab ich satt.«

Nicht schlecht, was der Reporter des Teufels sich da unter Einsatz von Leib, Leben und Auslandsspesen von DDR-Schülern des Jahres 1988 auf den Block reimen ließ. Kujau hätte es sich leichter gemacht und das Biermann-Gedicht einfach zuhause aus einem alten Wagenbach-Bändchen abgeschrieben.

Bei Pragal zuhause aber dichtet der Chef, Michael Jürgs-Mahler:

Das Bild der nach Luft schnappenden Riesen aber wird bleiben. Es gehört schon jetzt zu den Ereignissen, die ein Bild im Kopf entstehen lassen – wie: Mao schwimmend im Gelben Fluß, das jüdische Kind mit den erhobenen Armen vor den SS-Schergen im Warschauer Getto, der Todesschuß des Polizeichefs von Saigon.

Und noch mehr: Die Bilder aus dem Packeis sind eine Begegnung mit unserer Geschichte gewesen, der Geschichte der Evolution. Indem Menschen versuchten, die Wale zu retten, haben sie für Momente sich selbst retten wollen.

Sind aufgetaucht, um Luft zu holen. Haben eine Sehnsucht gespürt, als ob die Rufe der Wale auch ihnen gelten. Und dann die Trauer, daß sie diese Sprache verlernt haben, daß die Erde keine Einheit mehr ist von Tier und Mensch und Natur. Die Welt ist zu laut geworden, um die Rufe der Wale zu hören.

Aber irgendwo da drinnen, wo die Stille unendlich ist und zeitlos, muß es noch mehr geben, als uns die schnellen Experten des Alltag erklären können.

Wie man zu einer Gonorrhö kommt und was gegebenenfalls dagegen zu tun ist, weiß man. Wie aber kommt man zu so was und wie hilft man dem ab? Ist's bloß eine allergische Überreaktion auf frühkindliche Überfütterung mit Lebertran? Muß man dann auftauchen zum Luftholen, will dringend die Rufe der Wale hören und antwortet, weil man die Sprache verlernt hat, in gebrochenem Kabeljau? Verordnet der Verleger kaltes Umsichschlagen mit Mordopfern, Wechselbädern zwischen zeitloser Schmockerei und unendlicher Schweinerei? Ob er wohl Ruhe gibt, wenn ein schneller Experte des Alltags wie ich ihm versichert, daß er sich von der Evolution, nämlich der Zerstörung der Einheit von Rindvieh, Leitartikler und Tümpel, übertriebene Vorstellungen macht?

Und was treibt Theo? Immer noch der Alte:

Präsident in einer Welt des Wandels. . . Er verbiß sich in Randprobleme wie Freigang für Strafgefangene... Gegenüber dem Elend stellte er sich taub und blind... Die Teilung Europas in zwei wasserdicht voneinander abgeschottete Hälften... Es ergab sich von selbst, daß der Westen sich einigelte anstatt die Trennlinie zu durchlöchern... Die «Festung Europa«, die ihre Zugbrücken hochklappte...

Eine Welt des Wandels? Daß ich nicht lache.

Und der Nachwuchs?:

Wenn heute die Gedenkstunde beginnt, ist die Chance, den Opfern der Pogrome tatsächlich zu gedenken, längst vertan. Linke und Konservative streiten sich um Form und Inhalt rechten Gedenkens,

und nun auch noch um den Fall, den das Verb regiert, obwohl der Dativ doch nur in Betracht kommt, wenn man *den* Opfern etwas anzutun *gedenkt,* aber bitte:

Der Auftritt Kohls stellt nur die Spitze des Eisbergs dar,

unter dem sich die Zugbrücken einigeln, ist ja gut.